

Inhalt

Lob des Klaubens. Statt eines Vorworts

All-Inclusive

Blaustrumpf

Blackfacing

Blondine

Bonusmeilen

Bullshit

Cool

Dagobert Duck

Design

Engel

Entsorgung

Fasten

Formel 1

Fremdgehen

Fun Fact

Galanterie

Gentleman

Geiz (ist geil)

Guillotine

HAL9000

Heuschrecke

Innovation

Jogging

Judas

Korrekt, politisch

Kulturbeutel

Lemminge

Leuchtturm

Moorhuhn

Monopoly

Nerd

Netzwerk, soziales

O-Ton

Passwort

Poesiealbum

Quantensprung

Reality TV

Sexy
Shopping
Star Trek
Spielverderber
Supermom
Tamagotchi
Twittern
Umfrage
Visualisierung
Wikipedia
Winnetou
XXL
Yeti
Zehn Gebote, Die
Zickenkrieg

LOB DES KLAUBENS. STATT EINES VORWORTES

Jeder kennt das: Viele Diskussionen, je kontroverser und erbitterter sie geführt werden, kommen irgendwann an den Punkt, wo einer der Teilnehmer im Brustton der Überzeugung verkündet: „*Das ist doch Wortklauberei!*“ Wahrscheinlich weiß zwar kaum jemand zu sagen, was ‚klauben‘ eigentlich genau ist; höchstens Ältere werden sich noch daran erinnern, dass man früher einmal, beispielsweise, Äpfel vom Boden ‚aufgeklaubt‘, also mühevoll zusammengesucht und aufgehoben hat. Das Wort ist damit, wie die meisten Dinge, die mit Mühe und Arbeit und Geduld zusammenhängen, wohl kaum positiv assoziiert. Und allein von dieser dunkel gespeicherten negativen Assoziation zehrt noch der Vorwurf der ‚Wortklauberei‘: Man suche nämlich mühsam nach völlig überflüssigen Definitionen oder Worterklärungen, obwohl doch die Sache selbst längst klar sei; man lenke damit vom eigentlichen Ziel der Diskussion ab, indem man sich auf Feinheiten wie diffizile Unterschiede in der Wortbedeutung stürze, wo es doch um das Große und Ganze gehe. Wortklauberei steht damit in einem engen Verwandtschaftsverhältnis zur ‚Erbsenzählerei‘ (Erbsen klaubt heutzutage auch niemand mehr zusammen, noch nicht mal Aschenputtel, sie kommen im Kilopack aus der Tiefkühltruhe), ‚Haarspalterei‘ (davon profitieren nur Friseure) oder anderen Varianten nervigen Pedantentums. Wer Worte klaubt, so die Unterstellung im Totschlagargument, ist sowieso viel zu kleingeistig und engstirnig, um an großen und wichtigen Diskussionen überhaupt teilnehmen zu dürfen. Das Argument hat Tradition: Schon in der Bibel ist in diesem Zusammenhang vom Unterschied zwischen ‚Geist‘ und ‚Buchstabe‘ die Rede. „*Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig*“, soll der Apostel Paulus verkündet haben. Die genaue theologische Interpretation des Satzes ist, wen wundert's, umstritten (natürlich von pedantischen und sowieso schon toten Gelehrten), seine allereinfachste Deutung trifft aber genau den Kern des Wortklauberei-Vorwurfs: Wer sich nur an den ‚Buchstaben‘ klammere, werde nie zum ‚Geist‘ des Gesagten vorstoßen, der sich nämlich nur demjenigen erschließe, der großzügig über buchstäbliche Inkonsistenzen oder Unklarheiten oder gar Widersprüche hinwegsieht. Also ab in den Obstgarten, ihr Klauber, wenn die großen Geister reden!

Um in der Verteidigung etwas großzügig auszuholen und nicht gleich als Kleingeist verdächtigt zu werden: Wahrscheinlich ist es einer der folgenschwersten Irrtümer der Menschheit schlechthin, dass Sprache Verständigung ermögliche und Kommunikation einfach so funktioniere. Wir glauben trotz aller offensichtlichen Gegenbeispiele unbeirrbar daran, dass ein Satz, den eine von uns sagt, von jedem beliebigen anderen, der die gleiche Sprache spricht,

verstanden wird. Wir setzen also voraus, um die Fachsprache zu bemühen, dass der Empfänger einer Mitteilung, wenn das Übertragungsmedium nicht irgendwie gestört ist (es ist zu laut, es rauscht in der Telefonleitung), ein mehr oder weniger exaktes Abbild dessen wiedergeben kann, was der Sender gesagt und vor allem: gemeint hat. Schön wäre es! Dass dem jedoch viel häufiger, als uns allen lieb sein kann, nicht so ist, demonstrieren das beliebte Kinderspiel *Stille Post* und der „*weiße Neger Wumbaba*“ (Axel Hacke) nur leicht übertrieben: Selbst, wenn wir relativ genau akustisch verstanden haben, was *gesagt* worden ist, besteht lange noch keine Klarheit darüber, was damit eigentlich *gemeint* gewesen ist. Man denke vorerst nur an Beziehungsdiskussionen („*das habe ich doch nicht so gemeint!*“ „*Hast du aber so gesagt!*“) oder Politikeräußerungen auf Pressekonferenzen („*Da bin ich ganz falsch zitiert worden!*“) oder *meetings* im Geschäftsleben („*Was haben wir nun eigentlich genau vereinbart?*“) – und jeder, der mit diesen klassischen Kommunikationssituationen nur eine gewisse Erfahrung hat und dazu ein Mindestmaß an Ehrlichkeit aufbringt, muss zugeben: Meist ist es so, dass jeder nur das hört und versteht, was er hören und verstehen will. Der Rest wird erbarmungslos ausgeblendet. Hinterher könnte man meinen, die Teilnehmer seien auf verschiedenen Veranstaltungen gewesen, so sehr unterscheidet sich ihre Auffassung davon, was eigentlich gesagt wurde. Und das ist kein Zufall und auch nur zum Teil böser Willen, sondern das hat, leider, unter anderem mit einer grundlegenden Eigenschaft von Wörtern und Sprache schlechthin zu tun.

Denn Wörter sind, das liegt in ihrer Natur, vieldeutig. Selbst die vermeintlich einfachsten Grundwörter (denken wir beispielsweise an: Mann, Frau, Kind, Familie, Ehe, oder, am allerschlimmsten: Beziehung!) sind heute von einem beständig wachsenden Riesennebel von Assoziationen und Bedeutungsschwankungen umgeben. Deshalb müsste man eigentlich beim Verstehen einer jeder einzelnen Äußerung berücksichtigen: Wer sagt das Wort zu welcher Zeit, in welchem Land, in welcher konkreten Situation, zu wem und vor allem: mit welchem Interesse? Wörter haben nämlich, zum ersten eine Geschichte, in deren Verlauf ihre Bedeutung nicht nur sanft hin- und her schwankt, sondern sogar völlig von einem Extrem ins andere umkippen kann. Wenn man im 18. Jahrhundert von jemand sagte, er sei ‚*blöde*‘, dann war damit meistens gemeint, dass er schwache Augen habe (‚*blödsichtig*‘); vielleicht auch, je nach Situation, dass er schüchtern sei. Der schwache Verstand kam erst viel später hinzu. Oder: Wenn man im 16. Jahrhundert von einer ‚*Revolution*‘ sprach, meinte man damit die kontinuierliche, sich ständig wiederholende Umdrehung (lat. *revolvere*) der Planeten; die Bedeutung eines sehr kurzfristig sich vollziehenden politischen Totalumbruchs kam erst mit der Französischen Revolution (1789) hinzu. Wörter allein sind nur eine Hülle, oder, mit einer traditionellen Metapher, die Kleider

von Gedanken – und Kleider verändern sich, unterliegen Moden oder kommen irgendwann ganz in die Altkleiderkiste.

Nun ist das für Zeitgenossen kein wesentliches Problem, da sie (theoretisch zumindest) ungefähr auf den gleichen aktuell aktiven Wortschatz zurückgreifen können. Das zweite Problem mit den Wörtern ist aber viel grundlegender: Wörter haben neben ihrer objektiven Bedeutung (wenn wir einmal unterstellen, dass es das gibt, und ein Stuhl immer irgendwie ein Stuhl ist) eine subjektive; sie lösen in unserem Gehirn ein Feuerwerk an Assoziationen aus – guten und schlechten Erinnerungen, die sich untrennbar mit dem Wort verknüpft haben, Emotionen, die vielleicht nur wir und wir ganz allein mit ihm verbinden, Ängsten und Wünschen, die sich an Wörtern festgesetzt haben wie bunt schillernde Korallen an einem Felsenriff. Denn so funktioniert unser Gehirn: Es speichert eben nicht nur, wie sich ein Wort anhört und wie es geschrieben aussieht und was es ungefähr im Allgemeinen meint (das findet es langweilig und würde es deshalb schnell vergessen: ab in die Altwortkiste!). Es amalgamiert vielmehr jedes Wort – und zwar fatalerweise unbewusst, wie überhaupt weitaus das meiste von dem, was es tut – mit unserer Persönlichkeit, unseren Erfahrungen, unseren Gefühlen (das hat es so gelernt in der Evolution, in der es nicht auf Objektivität ankam, sondern darauf, bei Gefahr möglichst schnell wegzurennen, ohne lange über Bedeutungsnuancen nachzusinnen). Man kann versuchen, sich solche Assoziationen und Verknüpfungen bewusst zu machen, aber das wird nur in Grenzen gelingen: Denn die Emotionen werden automatisch und viel schneller abgerufen, als dass unser bewusstes Denken je realisieren könnte, und der Igel ruft dem Hasen deshalb an jedem Satzende aufs Neue zu: *Ich bin aber schon da!* (Diesen Sachverhalt macht sich übrigens die Werbung seit Jahrzehnten mit wachsendem Erfolg und gern auch tückisch subliminal, unterhalb der bewussten Wahrnehmungsschwelle, zu Nutze; dabei sind manche Worte inzwischen so penetrant überzuckert worden, dass einem geradezu übel davon werden kann.)

Wenn Wortbedeutungen aber zwingend historisch, kulturell und individuell verschieden und wandelbar sind; wenn es keine einfach abrufbare objektive Wortbedeutung gibt, sondern nur neuronale Komplexe in jedem einzelnen Gehirn, die schon morgen nicht mehr die gleichen sein werden wie sie heute noch waren – dann muss man, es geht kein Weg daran vorbei, die Worte klauben, und das umso mehr, je kontroverser ihr Inhalt, je breiter ihr mögliches Bedeutungsspektrum, je persönlicher die damit möglicherweise verbundenen Assoziationen sind. Gerade wenn es um Grundfragen unseres politischen Zusammenlebens, der richtigen Lebensführung oder ethisch verantwortbaren Handelns in der globalen Welt geht, tendieren die Worte aber leider dazu, immer weiter und immer unbestimmter und gleichzeitig immer stärker propagandistisch aufgeladen zu werden (denken wir beispielsweise, aber sicherheitshalber nicht zu lan-

ge, an ‚Freiheit‘, ‚Wachstum‘, ‚Demokratie‘, ‚Terrorismus‘!). Dazu kommt die fatale Tendenz der Massenmedien, alle Nachrichten einer sich dramatisch verkürzenden Aufmerksamkeitsspanne ihrer Leser/Hörer/Zuschauer anzupassen; für mehr als Schlagworte bleibt da kein Platz, und schon gar nicht für Hintergrundinformationen oder ‚Wortklaubereien‘! Während also die Welt immer komplexer wird und die globalen Zusammenhänge und Abhängigkeiten immer schwerer zu durchschauen sind, wird unsere Weltwahrnehmung auf Dreizeiler und *soundbits* und aufmerksamkeitsheischende Schlagwörter (‚Wahnsinn!‘, ‚Geil!‘ – auch schöne Beispiele für ziemlich revolutionäre Bedeutungsverschiebungen) verkürzt. Wer zu einer Präzisierung ansetzt, hat schon verloren, husch, die Zuschauer sind weg und zur Promi-Spalte gewechselt (‚Celebrity‘, ‚Star‘, ‚Model‘ – offensichtlich kann sich niemand den damit verbundenen glamourösen Assoziationsfeuerwerken im Gehirn entziehen).

Demgegenüber ist Wortklauberei mühevoll und langweilig, und man kann noch nicht mal Bilder dabei anschauen. Wortklauberei ist einmal das altherwürdige Geschäft der Philosophen gewesen (zu einer Zeit, als das griechische Wort ‚Philosophie‘ noch ernsthaft ‚Liebe zur Weisheit‘ bedeutete und für ein wichtiges, ja geradezu unersetzliches Geschäft des Denkens stand und nicht für eine in drei Merksätzen formulierbare Pseudo-Weisheit von Unternehmensberatern). Der Pate (nein, im positiven Sinn, der gute Ersatzvater, nicht der Mafiaboss!) aller Wortklauber ist niemand geringerer als Sokrates. Sokrates hatte eine ganz einfache Methode: Er fragte unermüdlich nach, was sein jeweiliger Gesprächspartner eigentlich im wörtlichen Sinn meinte mit dem, was er da gerade, holterpolter, so von sich gegeben hatte – und es zeigte sich: War die Wortklauberei vorbei und hatten beide Gesprächspartner sich mühsam auf einen gemeinsamen Begriffsgebrauch geeinigt, war ganz nebenbei auch das Problem gelöst und das Missverständnis beendet und das naive Vorurteil unwirksam gemacht worden. Sokrates sah sich in diesem Prozess selbst als Hebamme – er verhalf dem Gesprächspartner zu einem genaueren Wissen über das, was er bisher nur irgendwie unscharf meinte oder irgendwo gehört hatte oder einfach geglaubt hatte, weil es doch alle so daher sagten und es irgendwie gut klang.

Wenn man den Wörtern in einer kontroversen Debatte gründlich genug auf ihren Grund geht, hat man also mit etwas Glück die Kontroverse selbst aufgelöst. In dieser sokratischen Tradition stehen Jahrhunderte von Philosophiegeschichte, auch wenn die später bevorzugten Methoden andere waren: Ein Universalgelehrter wie Gottfried Wilhelm Leibniz (nicht ‚nur‘ Philosoph, sondern genialer Mathematiker, Sprachhistoriker, Diplomat und Politiker, ein Universalgelehrter im allumfassendsten Sinn) träumte von einer Universalsprache nach Art der Mathematik, in der alle Begriffe wohldefiniert und eindeutig vorlägen und damit eine wahre philosophische Verständigung jenseits des uner-

quicklichen Meinens und Missverstehens möglich machen würde. Ein Traum, fürwahr – und einer, von dem uns seit der Aufklärung (philosophische Bewegung des 18. Jahrhunderts mit weitem Bedeutungsspektrum: von den Romantiker gescholten als pedantisch und geistfeindlich, von ihren Vertretern gepriesen als buchstäblich einziger Weg zur Vernunft und zur Humanität, im 20. Jahrhundert zum Synonym für Sexualkunde verkommen), die wie kaum eine andere Epoche auf genauer Begriffsdefinition bestand, Abgründe des immer noch zunehmenden, in der Postmoderne geradezu lustvoll gefeierten Miss- und Falschverstehens zu trennen scheinen. Wortklauberei mag demgegenüber keinen Spaß machen und mühevoll und zeitraubend sein wie das Auflesen von Fallobst, das manchmal auch nur zu schlechtem Most führt. Aber es geht kein Weg daran vorbei, wenn einem nicht nur daran gelegen ist, irgendwie unverbindlich eine ‚Meinung‘ (in der Antike: *doxa*, das schlechte Gegenteil von Philosophie als reflektiertem Wissen; in der Moderne, speziell in der Schule: der Erweis von Selbständigkeit und kritischem Denken, das Zeugnis von Individualität etc. etc.).

ALL INCLUSIVE, alles mit inbegriffen (von engl. *all*: alles; lat. *includere*: aufnehmen, einschließen); Fachbegriff der Tourismus-Branche für Urlaubsangebote in Hotels meist gehobener Preis- und Ausstattungsklasse, bei denen – im Gegensatz zur biederen „Halbpension“ aus den Anfangszeiten des Pauschalismus – alles im Preis inbegriffen ist: Übernachtung, Mahlzeiten rund um die Uhr (ausgenommen sein können allerdings hochprozentige alkoholische Getränke), vielfältige Unterhaltungs- und Sportangebote (auch hier sind Ausnahmen für kostenintensive oder sozial auf die Dauer unerwünschte Beschäftigungen – Rundflüge, Speedboote, Spielautomaten – üblich). Anfangs wurden die Gäste der entsprechenden Anlage mittels eines bunten Plastikarmbandes als „inkludiert“ markiert. Die oft als peinlichen empfundenen Nebeneffekte dieses Verfahrens (die Farbe passte nicht zum Abendkleid und/oder zum Bikini; alle trugen die gleichen Armbänder und die „feinen Unterschiede“ waren dadurch irgendwie sozial nivelliert) werden inzwischen durch strengere Zugangskontrollen oder elektronische Lösungen umgangen. *All inclusive*-Angebote haben sich auch in andere Branchen ausgebreitet (vgl. *Vollkasko*, *Flatrate*) und stehen dabei für das beruhigende Versprechen an den Kunden, sich um rein gar nichts mehr kümmern zu müssen: Alle Sorgen, alle Risiken, alle Pflichten werden ihm abgenommen, damit er sich ganz seinem unbeschränkten persönlichen Wohlergehen hingeben kann – allerdings nur, solange er dafür zahlen kann.

All inclusive ist insofern die moderne Variante des biblischen Paradieses und seiner säkularisierten Abkömmlinge, der Schlaraffenländer und *pays des cocagne* der diversen Volksliteraturen. Wie diese ist die *All-inclusive*-Anlage von der Alltagsrealität abgetrennt; im *Märchen vom Schlaraffenland* ist „um das ganze Land herum aber eine berghohe Mauer von Reisbrei“. „Inkludiert“ sind nur die Paradiesbewohner, draußen bleiben müssen die armen oder bösen Zaungäste. Es liegt weit weg vom Alltag, vorzugsweise in warmen südlichen Gefilden, und hat für jeden das richtige Wetter – so heißt es schon im „Märchen vom Schlaraffenland“: „Aber der Weg dahin ist weit für die Jungen und für die Alten, denen es im Winter zu heiß ist und zu kalt im Sommer“. Essen gibt es rund um die Uhr, und nicht nur biblische Rohkost, sondern appetitanregend von Buffetkünstlern angerichtete internationale Spezialitäten: „Um jedes Haus steht ein Zaun, der ist von Bratwürsten geflochten und von bayerischen Würsteln. Alle Brunnen sind voll Malvasier und andre süße Weine, auch Champagner, die rinnen einem nur so ins Maul hinein“. Für Unterhaltung ist ebenfalls gesorgt, und an die Stelle der bösen Schlange sind dauerlustige Animatoren getreten: „Auch viel und mancherlei Kurzweil gibt es in dem Schlaraffenlande. Mancher schießt hier alle sein Lebtag nebenaus und weit vom Ziel, dort aber trifft er, und wenn er der allerweiteste davon wäre, doch das Beste“. *All inclusive* ist damit sogar der Erfolg, der im Leben so häufig versagt bleibt.

All inclusive ist aber auch ein neues Wort für eine alte philosophische Formel: Bereits das *Hen kai pan* des Heraklit brachte, wenn auch reichlich fragmentarisch raunend, die Inklusion von Allem (*pan*) in Einem (*hen*) zum Ausdruck. Der Gedanke, dass alles einzelne Seiende in einer großen, universalen Einheit verbunden ist, war aber nicht nur eine vage Intuition der vorsokratischen Naturphilosophen, sondern wird wenig später von so prominenten Philosophen wie Platon und Plotin vertreten. Im späten Dialog *Timaios* führt Platon die Figur eines „Demiurgen“, eines Schöpfergottes, ein, der aus dem ungeordneten materiellen Chaos der Materie eine einheitliche, an Vernunftprinzipien orientierte „Weltseele“ formte. Diese enthält selbst alles Lebende und ist gleichzeitig ein lebendiger Organismus: „denn nachdem die Welt in der obigen Weise mit sterblichen und unsterblichen belebten Wesen ausgerüstet und erfüllt worden, ist sie so selbst zu einem sichtbaren Wesen dieser Art geworden, welches alles Sichtbare umfasst, zum Abbilde des Schöpfers und sinnlich wahrnehmbaren Gott und zur größten und besten, zur schönsten und vollendetsten, die es geben konnte, geworden, diese eine und eingeborene Welt“. Plotins *Enneaden* bauen die Theorie des All-Einen philosophisch weiter aus, ebenso wie die mit den Neuplatonikern in Weltanschauungsfragen konkurrierende christlichen Theologie. Im Mittelalter erleben die großen Mystiker in der *unio mystica* eben diese analytisch nicht zugängliche Verbindung von Allheit und Einheit in überwältigenden, aber leider nur augenblickshaften und sprachlich nicht recht mitteilbaren Visionen – Erleuchtung *all inclusive*, sozusagen.

Philosophisch wieder aufgenommen und rationalistisch unterfüttert wird der Gedanke im 17. Jahrhundert von dem niederländischen Philosophen und Mathematiker Baruch de Spinoza: In seiner berühmten Gleichsetzung von Gott und Natur (*deus sive natura*) geht er davon aus, dass Gott identisch mit der unendlichen, einheitlichen und ewigen Substanz sei. Eben weil Gott absolut ist, gehört zu seiner Existenz der Ausschluss möglicher anderer Substanzen neben ihm – eben deshalb ist alles materielle Seiende, die ganze Natur, identisch mit der einen und ewigen Substanz, deren anderer Name Gott ist. Unter dem Namen des „Pantheismus“ hat dieses Konzept ideengeschichtlich Karriere gemacht; besonders beeindruckt von ihr war beispielsweise der alte Goethe, der in einem Gedicht des Prinzips des „Alles in Einem“ in Verse zu fassen suchte:

*Und es ist das ewig Eine,
 Das sich vielfach offenbart;
 Klein das Große, groß das Kleine,
 Alles nach der eignen Art.
 Immer wechselnd, fest sich haltend,
 Nah und fern und fern und nah;
 So gestaltend, umgestaltend –
 Zum Erstaunen bin ich da.*

Die Beziehung von Allem und Einem ist bei Goethe nicht statisch, sondern wird sprachlich in eine immerwährende Bewegung aufgelöst: Beide Pole durchdringen sich ständig, gestalten sich um und steigern sich dabei zu immer höheren Stufen –für Goethe ist das Leben schlechthin *all inclusive*.

Die philosophische und literaturgeschichtliche Geschichte des Begriffs des All-Einen führt also geraden Wegs auf die ideellen Höhenkämme der Geistesgeschichte, die jeweils auf ihre Art und Weise vom Paradies-Versprechen der Formel zehren: Wo Alles und Eines im Geist, in Gott oder in der lebendigen Bewegung zusammenfallen, sind endlich die Leiden der Vereinzelnung, der Individuation zu Ende, und es beginnt das Paradies des *all inclusive*. Stärker die zwiespältige Seite dieses Prozesses akzentuieren demgegenüber die sozialwissenschaftlichen Konzepte von Inklusion bzw. Exklusion: Überall dort, wo jemand bevorzugt einbezogen und eingeschlossen wird, bleibt ein anderer draußen, vor der Tür, vor der Paradiesmauer, allenfalls in der Halbpension. Soziale Exklusion, den gezielten Ausschluss Einzelner aus der Gesellschaft der Vielen, kannte schon die Antike und praktizierte sie beispielsweise in der Exilierung als besonders schwerwiegender Strafmaßnahme. Sozial ausschließend wirkten in der Geschichte und bis heute Kasten und Stände; immer noch kann auch die christliche Kirche Häretiker exkommunizieren; in der Politik sind „Abweichler“ der schlimmste Gegner totalitärer Systeme. Offensichtlich ist es ein anthropologisches Grundbedürfnis, eben doch nicht alle zu inkludieren, sondern den Zusammenschluss der Vielen durch den Ausschluss Einzelner zu festigen, also: im Interesse der eigenen Identitätsstabilisierung Mauern zu errichten, die das Paradies der Recht-Gläubigen, -Handelnden, -Denkenden abschotten.

Programmatisch gegen solche sozialen und politischen Exklusionsprozesse richten sich die diversen Menschenrechtserklärungen der Neuzeit. In der *Declaration of Independence* der neuen amerikanischen Staaten aus dem Jahr 1776 heißt es: „Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht, dass alle Menschen gleich erschaffen wurden, dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt wurden, worunter Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit sind“. Die bis heute gültige, wenn auch gerade bezüglich ihrer Allgemeinheit nicht unumstrittene *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte* der UN wird dann 1948 verabschiedet: „Artikel 1: Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren“. Die Menschenrechte sind die spezifisch moderne Vision einer *All-inclusive*-Weltgesellschaft, unabhängig von allen Unterschieden „nach Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer oder sonstiger Überzeugung, nationaler oder sozialer Herkunft, Vermögen, Geburt oder sonstigem Stand“ (so Art. 2). In der Realität allerdings bleibt der Pauschalurlaub im südländischen Luxus-Hotel – wie das Leben in den sozial abgesicherten und einen *pursuit of happiness* erst ermöglichenden Gesellschaften der westlichen Kulturen – dann doch den Bessergestellten dieser Welt vorbehalten, während die theoretisch gleichgestellten An-

deren bestenfalls den eisgekühlten Champagner am Pool servieren dürfen. Praktisch hat insofern Jean Paul Recht behalten, einer der kühnsten Allphantasten der deutschen Literatur, der in seiner *Vorschule der Ästhetik* skeptisch befand: „Das All ist das höchste, kühnste Wort der Sprache, und der seltenste Gedanke: denn die meisten schauen im Universum nur den Marktplatz ihres engen Lebens an, in der Geschichte der Ewigkeit nur ihre eigene Stadtgeschichte“.



BLACKFACING, geht ursprünglich auf die amerikanischen *Minstrel Shows* im 19. Jahrhundert zurück: In ihnen färbten sich die (weißen) Darsteller mit Kohle die Haut schwarz, um dann singende, tanzende und Scherze machende dunkelhäutige Sklaven auf eine stereotypisierende Art nachzuahmen. Ähnliche theatralische Praktiken finden sich in die europäische Kulturgeschichte bereits seit den mittelalterlichen Mysterienspielen, in denen Dämonen und Teufel von weißen Darstellern mit schwarz gefärbten Gesicht verkörpert wurden; oder, als prominentestes Beispiel der Hochkultur: in der Rolle des Shakespeare'schen Othellos, der bis weit ins 20. Jahrhundert von weißen Schauspielern dargestellt wurde. Im engeren Sinne ist *blackfacing* deshalb mit einem bestimmten Kontext, nämlich dem Rassismus und der kolonialistischen Ausbeutung dunkelhäutiger Menschen in Amerika spätestens seit dem 19. Jahrhundert verbunden. Im weiteren Sinne jedoch kann jegliche Form von Verkleidung, die sich stereotypisierend äußerlicher Gruppenmerkmale bedient, als eine Form von *blackfacing* verstanden werden: Insofern gibt es auch *redfacing* (die Verkleidung als „Rothaut“/Indianer, beispielsweise im Kinderfasching) oder *yellowfacing* (die Übernahme asiatischer Erscheinungsformen, beispielsweise im Chinesenfasching). Nicht so recht ideologisch in Schwung genommen ist hingegen das *whitefacing* – was berühmte amerikanische Filmschauspieler *of colour* ebenso praktizierten wie kultivierte Asiatinnen oder Europäerinnen in früheren Zeiten, die Weißheit als Distinktionsmerkmal für gehobene (nämlich: freiluft- und arbeitsferne) Herkunft benutzten.

In einem noch weiteren Sinne ist *blackfacing* ein Beispiel für eine fehlgeleitete Praxis der *Kulturellen Aneignung* (englisch: *cultural appropriation*). Damit gemeint ist die Übernahme von Artefakten oder Ausdrucksformen aus anderen Kulturen ohne deren (häufig: spirituelle) Kontexte, und ohne das Einverständnis der jeweiligen ethnischen Gruppe oder deren (häufig: finanzielle) Entschädigung. Die Beispiele hierfür können den alltagsweltlichen Bereichen des Schmucks (indische Bindis, Palästinensertücher) und der Kosmetik (*dreadlocks*) ebenso entstammen wie dem der traditionellen Kultur („Negerplastiken“, *black music*). Auch hier gibt es einen engen Zusammenhang mit einer allgemeineren

Kolonialismus-, Stereotypen- und Ausbeutungskritik, verbunden mit identitätspolitischen Motiven.

Sowohl gegen die Kritik des *blackfacing* als auch gegen den Vorwurf der nicht-legitimierten *cultural appropriation* sind eine Reihe berechtigter Einwände erhoben worden. So wurde den Vertretern eines harten Begriffs von *Kultureller Aneignung* entgegengehalten, dass für jeden moderneren, weiten Begriff von „Kultur“ ebenso wie für einen eher traditionellen, engeren Begriff von Hochkultur Austausch- und Aneignungsprozesse völlig grundlegend sind: Die römische Kultur hätte niemals entstehen können durch die – nicht nur ausbeuterische, sondern: geistig-produktiv aufbereitete und mit Hilfe von Arbeit ins Werk gesetzte – Aneignung der hellenistischen Kultur, diese nicht durch die ägyptische, und so weiter zurück bis zur Steinzeit. Und auch die amerikanischen *minstrel shows* können als erste authentische Form eines eigenständigen amerikanischen Unterhaltungstheaters angesehen werden, das gleichwohl von kulturellen Elementen aus den unterschiedlichsten musikalischen und theatralischen Traditionen zehrt; in späterer Zeit wurde es sogar bevorzugt von *people of colour* selbst – die sich dann zusätzlich schwarz färbten – als ironische Ausdrucksform benutzt. Es gibt keine Kultur ohne Austausch; und natürlich ist dieser (geistige) Austausch niemals unabhängig von politischen und wirtschaftlichen Interessen. Wer jedoch nun auf jegliches kulturelle Artefakt ein Herkunftsschild setzen möchte (wer erfand die *dreadlocks*? Die Minoer, die altindischen Saddhus, die Sufiten?), und das am besten noch verbunden mit einer Vorschrift zur Verrechnung von GEMA-Gebühren (von wann ab? an wen?), pflegt implizit den eher statischen, materialistischen und nicht wenig machtpolitisch motivierten Kulturbegriff, den er doch bekämpfen will.

Auch die Brandmarkung beider Phänomene als fatale Mechanismen der Stereotypenbildung und -verstärkung überzeugt zwar oberflächlich, führt aber, bei nur geringerer Verallgemeinerung und historischer Überprüfung, in dialektische Fallen. Denn zum einen ist es zwar gefährlich, Menschen – aber vor allem: Menschengruppen, und nur auf diese beziehen sich Stereotypen – auf allgemeine, äußerliche und in der Darstellung übertriebene und vergrößerte Merkmale zu reduzieren. Zum anderen sind Stereotypen aber (mindestens) kognitiv notwendig: Musterbildung ist eines der grundlegenden Mechanismen zur Reduktion von sonst unbewältigbarer Komplexität. Als psychologischer Prozess findet ständig Stereotypenbildung in unserer Wahrnehmung statt, und zwar weit vor dem bewussten Denken. Und schließlich sind Stereotypen, wie eine etwas vorurteilsfreiere wissenschaftliche Stereotypenforschung seit einiger Zeit zeigen konnte, in ziemlich vielen Fällen zutreffend: Ihre Übereinstimmung („Stereotypengenauigkeit“) mit der Wirklichkeit liegt in den meisten Fällen bei über zwei Drittel, und zwar sowohl in Bezug auf ethnische Stereotype als auch bei Geschlechterstereotypen. Eben deshalb verwenden wir sie erfolgreich, und

zwar sowohl in einem positiven Sinn, wenn wir unsere eigene Identität als Gruppe beschreiben, konservieren und sichern wollen, als auch in einem negativen, wenn wir uns von anderen auf diese Gruppenidentität reduziert sehen. Schließlich müssten, in der Konsequenz einer verabsolutierten Stereotypenkritik, nicht nur der Karneval (wahrscheinlich zum ersten Mal vor ca. 5.000 Jahren in Mesopotamien gefeiert, seitdem historisch stabil in so gut wie allen Kulturen), sondern auch die Komödie (erfunden wohl erst im antiken Griechenland, aber das Verlachen anderer ist sicherlich so alt wie die Menschheit selbst, ja sogar bei Tieren nachweisbar) verboten werden, da beide – ebenso wie die meisten Formen von Humor oder gar Ironie – ohne die Benutzung von Stereotypen völlig undenkbar wären.

Zum dritten schließlich zementieren die *blackfacing*-Vorwürfe eben den Rassismus, den sie doch eigentlich zuvörderst bekämpfen wollen. Denn in ihrem Namen wird einer kulturell – aber eigentlich rassistisch, nämlich allein über ihre Hautfarbe (also: *whiteness*) – definierten Gruppe verboten, äußere Merkmale der anderen Gruppe nachzuahmen, die genauso ausschließlich über ihre Hautfarbe definiert ist (nämlich *blackness, redness, yellowness*). Oder, im Falle des Vorwurfes der *Kulturellen Aneignung*: Hier wird der einen (stärkeren) kulturellen Gruppe vorgeworfen, sich der originären Artefakte und Ausdrucksformen der anderen, schwächeren „indigenen“ Gruppe in primär ausbeuterischer Manier bemächtigen zu wollen, ohne eine angemessene Gegenleistung bereitzustellen. Damit wird aber gerade die materialistische Verdinglichung und naturalistische Substantialisierung des Kulturbegriffes fortgeschrieben, die doch eigentlich im Namen der *cultural appropriation* kritisiert werden sollte! Schließlich, und das mag der heikelste Punkt sein, aber er demonstriert am drastischsten die notwendige Dialektik von unerbittlich bis an ihr extremes Ende gedachten Ideologien: Wenn die einen schon aufgrund ihrer Hautfarbe (*critical whiteness*) immer schuld sind und notwendig rassistisch agieren müssen – bleiben die anderen, ebenso aufgrund ihrer Hautfarbe: immer Opfer und können niemals frei handelnde Agenten werden. Wohin eine solche Schwarz-Weiß-Aufteilung im Denken und Handeln führt, zeigen die Schlachtfelder dieser Welt.

Man könnte nun (als Mitglied der weißen, bisher überprivilegierten Mehrheit) sich zurücklehnen und abwarten, bis die historische Gerechtigkeit dafür sorgt, dass die weißen-westlichen Kulturen (ein Stereotyp natürlich) wirtschaftlich, bevölkerungsmäßig und weltpolitisch weit genug auf dem absteigenden Ast herabgerutscht sind, dass das *whitefacing* als Parodie auf einen blässen, über-intellektuellen und irgendwie nerdartigen Typus populär wird, der zwar zweifelsohne hochkulturelle Großleistungen vollbracht hat, aber dessen Zeit nun endgültig vorbei ist (im Stereotyp des „alten weißen Mannes“ ist dieser Prozess schon vorgezeichnet). Oder auch, bis die AI die Menschheit im

Moment der Singularität endgültig hinter sich gelassen hat und nun kleine Roboter mit allzu menschlichen Gesichtern auftauchen, die die dummen Augusts der neuen Maschinenmenschen sind, die nur noch in untergeordneten Jobs gehalten werden, die stupide Fingerfertigkeit erfordern: *human-facing*?

Aber was könnte jenseits dieser Gedankenspiele der Kernpunkt der Kritik des *blackfacing* sein, die ja in einem wohldefinierten, engeren Sinne in einer bestimmten historischen Konstellation einen blinden Punkt „weißer“ Selbstwahrnehmung erhellen könnte? Zum einen ganz sicher eine geschärfte Wahrnehmung der Weltgeschichte jenseits der Sphären der Eroberungs- und Machtpolitik; und eine intensivere Auseinandersetzung mit den Stimmen derjenigen, die vielleicht bis heute, aber hoffentlich nicht für immer noch an deren Folgen leiden müssen. Vielleicht auch darüber hinaus: eine Bemühung um ausgleichende historische Gerechtigkeit, durchaus auch auf materieller Basis – aber ohne die Idee, jemals zu einer Art vollständiger materieller Schuld-Kompensation von der Sintflut an bis in die Ewigkeit kommen zu können.

Erstrebenswert wäre aber wohl vor allem, so trivial und basal das klingen mag: die Bewahrung eines grundmenschlichen Gefühls von Anstand, oder moderner gesprochen: von Respekt – als einer unersetzlichen Tugend im Umgang von Gruppen miteinander, die in der Realität niemals gleich stark, gleich mächtig, gleich berechtigt, gleich durchsetzungskräftig sein werden. Man mache sich nicht lustig über Unterlegene, über Abhängige, über Leidende. Weder als Individuen noch als Gruppe. Ob sich ein Einzelner, ein Individuum aber in einer konkreten Situation, durch ein bestimmtes Verhalten verletzt fühlt – kann am Ende nur dieser selbst für sich allein entscheiden, und diese je individuelle Entscheidung hat man zu respektieren. Denn sonst hat die Gruppenidentität die Herrschaft übernommen. Das aber ist Rassismus, in seinem Kern und unabhängig von jedweder Hautfarbe: die Reduktion individuellen Daseins auf und seine Überschreibung durch eine von außen zugewiesene, vermeintlich biologisch verankerte Gruppenidentität.

Coda

Natürlich könnte man auch aufs schönste Goethe zitieren, für den eben „Aneignung“ ein zentraler und durchgängig positiv besetzter Begriff ist, geradezu ein Grundzug des Menschen und dessen produktivem Verhältnis zur Welt: „Zwei Forderungen ... bei Betrachtung der Naturerscheinungen: die Erscheinungen selbst vollständig kennen zu lernen und uns dieselben durch Nachdenken anzueignen“. Die Entelechie nämlich, die geprägte menschliche Form, nimmt nichts auf, „ohne sich's durch eigene Zutat anzueignen“. Oder, nun schon etwas gewagter und mit Blick auf den Vorwurf der „kulturellen Aneignung“ im Großen und Ganzen, über Byron, gesprächsweise: „Wie viel zu geduldig läßt er sich Plagiate vorwer-

fen ... Gehört nicht alles, was die Vor- und Mitwelt geleistet hat, ihm de jure an? Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes“. Kultur ist Raub, ganz weit unten.

Und wenn man noch mutiger wäre, könnte man auch Nietzsche zitieren, der wie immer mit äußerster analytischer Schärfe und ohne jegliche ideologische Scheuklappen den schönsten und überzeugendsten Biologismus zelebriert; und in jedem einzelnen Wort kann man den Propheten sehen: *„Sich gegenseitig der Verletzung, der Gewalt, der Ausbeutung enthalten, seinen Willen dem des andern gleichsetzen: dies kann in einem gewissen groben Sinne zwischen Individuen zur guten Sitte werden, wenn die Bedingungen dazu gegeben sind (nämlich deren tatsächliche Ähnlichkeit in Kraftmengen und Wertmaßen und ihre Zusammengehörigkeit innerhalb eines Körpers). Sobald man aber dies Prinzip weiter nehmen wollte und womöglich gar als Grundprinzip der Gesellschaft, so würde es sich sofort erweisen als das, was es ist: als Wille zur Verneinung des Lebens, als Auflösungs- und Verfalls-Prinzip. Hier muß man gründlich auf den Grund denken und sich aller empfindsamen Schwächlichkeit erwehren: Leben selbst ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Überwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwingung eigener Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens, Ausbeutung – aber wozu sollte man immer gerade solche Worte gebrauchen, denen von alters her eine verleumderische Absicht eingeprägt ist? Auch jener Körper, innerhalb dessen, wie vorher angenommen wurde, die einzelnen sich als gleich behandeln - es geschieht in jeder gesunden Aristokratie –, muß selber, falls er ein lebendiger und nicht ein absterbender Körper ist, alles das gegen andre Körper tun, wessen sich die einzelnen in ihm gegeneinander enthalten: er wird der leibhafte Wille zur Macht sein müssen, er wird wachsen, um sich greifen, an sich ziehn, Übergewicht gewinnen wollen - nicht aus irgendeiner Moralität oder Immoralität heraus, sondern weil er lebt, und weil Leben eben Wille zur Macht ist. In keinem Punkte ist aber das gemeine Bewußtsein der Europäer widerwilliger gegen Belehrung als hier; man schwärmt jetzt überall, unter wissenschaftlichen Verkleidungen sogar, von kommenden Zuständen der Gesellschaft, denen »der ausbeuterische Charakter« abgehn soll – das klingt in meinen Ohren, als ob man ein Leben zu erfinden verspräche, welches sich aller organischen Funktionen enthielte. Die »Ausbeutung« gehört nicht einer verderbten oder unvollkommenen und primitiven Gesellschaft an: sie gehört ins Wesen des Lebendigen, als organische Grundfunktion, sie ist eine Folge des eigentlichen Willens zur Macht, der eben der Wille des Lebens ist. – Gesetz, dies ist als Theorie eine Neuerung – als Realität ist es das Ur-Faktum aller Geschichte: man sei doch so weit gegen sich ehrlich!“*



BLAUSTRUMPF, meist abwertend gemeinte Bezeichnung für eine gebildete oder (schlimmer noch) gelehrte Frau. Die „blauen Strümpfe“ standen schon vor

ihrer Verknüpfung mit einschlägigen Geschlechterstereotypen in keinem guten Ruf: Seit dem 17. Jahrhundert wurden Gerichtsdiener so betitelt, die nicht die in höheren Kreisen modisch angesagten weißen Seidenstrümpfe trugen und als obrigkeitshörige Verräter und Angeber galten. Tatsächlich war das Tragen einfacher blauer Wollstrümpfe aber wohl eher eine Frage des Geldbeutels als ein modisches Statement. Das demonstriert die vielfach überlieferte Gründungsanekdote der „Blue Stocking Society“, auf die die heutige Begriffsverwendung zurückgeht. Die Schriftstellerin Elizabeth Montague hatte um 1750 einen literarischen Salon in London gegründet, der kulturell interessierten Frauen eine Alternative zum die Geselligkeit dominierenden, intellektuell nicht sonderlich anspruchsvollen Kartenspiel bieten sollte. Männer waren dabei durchaus nicht ausgeschlossen, im Gegenteil: Berühmte Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts wie der Schauspieler David Garrick, der Maler Sir Joshua Reynolds, der Schriftsteller Samuel Johnson oder der Philosoph Edmund Burke fanden sich bei Mrs. Montague ein. Für die Erfindung des „Blaustrumpfs“ war allerdings sogar ein männlicher Gast verantwortlich: Benjamin Stillingfleet, ein angesehener Botaniker und Übersetzer, entschuldigte sich, weil er nicht genug Geld habe, um in gesellschaftlich angemessener Kleidung zu erscheinen; worauf die Damen ihn aufforderten, alle Formalität fahren zu lassen und einfach in seinen „blue stockings“ zu kommen. Fortan war der „blaue Strumpf“ Programm: Unter seinem Schutz konnte Frau sich befreit vom Diktat der Mode und der Konvention Themen widmen, die traditionell dem Mann vorbehalten waren. Nebenbei konnte man sich gegenseitig bei Publikationsvorhaben unterstützen – heute würden wir sagen: ein Netzwerk bilden, das eben nicht aus Strickmaschen, sondern aus dem symbolischen Kapital geselliger Bildung geknüpft ist.

Die „Blue Stockings Society“ bestand informell bis Ende des 18. Jahrhunderts. Ihr Name überlebte sie und wanderte Anfang des 19. Jahrhunderts in die anderen europäischen Bildungssprachen: In Frankreich sprach man bald vom „bas bleu“, in Deutschland vom „Blaustrumpf“. Dabei wurde der Begriff immer mehr zur spitzzüngigen Waffe im Geschlechterkampf: Die gelehrte Frau wurde als unweiblich diffamiert; ihr Verhalten sei eine befremdliche Abweichung von der natürlichen Bestimmung des Weibes zur Ehefrau, Mutter und fleißigen Haushälterin. Strümpfe durften Frauen zwar stricken oder stopfen (und sicherlich tragen, zudem bei wohlgeformten Beinen), nicht aber dem Mann intellektuell Konkurrenz machen. So heißt es in einem Spottgedicht von Oscar Blumenthal (ein heute wohl zu Recht vergessener Schriftsteller und Rezensent, auch bekannt als der „blutige Oskar“): „Nicht sollen Frauen Gedichte machen: / Sie sollen versuchen, Gedichte zu sein“. Aber auch die Frauen waren wenig solidarisch mit ihren kulturell ambitionierten Geschlechtsgenossinnen. Die österreichische Erzählerin Marie von Ebner-Eschenbach ließ in einem Gedicht *Sankt Peter und der Blaustrumpf* einen ebensolchen am Himmelstor mit den

Worten abweisen: „*Seid samt und sonders freie Geister / Der Teufel ist gar oft nicht dreister*“. Bei all ihren komödiantischen Auswüchsen hat die Blaustrumpf-Polemik jedoch einen ernstzunehmenden Hintergrund: So erschien 1900 ein Essay des Neurologen Paul Julius Möbius mit dem provokanten Titel *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*, der Frauen rundheraus für „geistig steril“ erklärte; schon ihr Gehirn sei offensichtlich in Umfang und Leistungsfähigkeit dem des Mannes nicht gewachsen, zudem seien sie durch Menstruation und Geburten periodisch intellektuell behindert.

Diesen Spieß drehte erst die feministische Bewegung des 20. Jahrhunderts wieder herum: 1969 gründete sich in New York ein „Women’s Liberation Movement“ unter dem programmatischen Namen „Redstockings“ – wobei der Farbwechsel auf die marxistisch beeinflusste Programmatik im „Redstockings Manifesto“ zurückgeht, nicht auf geschlechtsspezifisch kodierte modische Präferenzen. Dass die „blauen Strümpfe“ allerdings ursprünglich gerade blau waren, passt zunächst gut zu verschiedenen farbsymbolischen Deutungen dieser Farbe. In der christlichen Tradition ist sie eng mit der Figur der Gottesmutter Maria verbunden, die auf vielen mittelalterlichen Darstellungen einen blauen Mantel trägt; Blau steht hier für Ruhe, Harmonie, Treue, Klarheit – Tugenden, die häufig auch mit dem blauen Himmel verbunden werden oder mit der sprichwörtlichen „Blauäugigkeit“. Man kann aber auch das Blaue vom Himmel herunterlügen oder sein blaues Wunder erleben; blau ist die Europafahne, aber auch der Bart des Frauenmörders Blaubart; der „blaue Reiter“ steht in der Programmatik der gleichnamigen Avantgarde-Gruppierung für die völlige Einheit von Geist (blau) und Körper (Reiter), aber blau ist man auch, wenn der Geist den Geist aufgegeben hat. Offensichtlich ist Farbsymbolik also eher bunt als eindeutig und geschlechtertypologisch deshalb insgesamt wenig aussagekräftig.

Philosophisch ergiebiger wird es hingegen beim zweiten Namensbestandteil, den Strümpfen. Philosophische Strümpfe spielen, das ist wenig bekannt, eine Schlüsselrolle bei der Illustration des Leibnizschen Konzepts der „besten aller möglichen Welten“ in Voltaires Roman *Candide*. Für den Philosophen Pangloß demonstrieren sie nämlich zweifelsfrei, „*daß die Dinge nicht anders sein können*“, denn: „*Die Beine sind augenscheinlich so eingerichtet, daß man Strümpfe darüber ziehen kann, und richtig tragen wir Strümpfe!*“ Das noch philosophischere Kleidungsstück ist jedoch ganz eindeutig der Mantel. Im *Neuen Testament* steht er exemplarisch für die Haltung altruistischen Teilens: „*und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel*“ (Mt 5, 38-40; und wäre es nicht äußerst unpraktisch, die Strümpfe zu teilen?) Der kynische Philosoph Diogenes demonstrierte seine programmatische Bedürfnislosigkeit auch dadurch, dass er seinen Mantel gleichzeitig als Bettdecke benutzte (und würde man dafür nicht ziemlich große Socken benötigen?). Und wenn Politiker von

Bismarck bis Helmut Kohl davon sprechen, dass sie den „Mantel der Geschichte“ beim Zipfel erwischt haben, ist das sicherlich bildlich schwergewichtiger, als wenn sie den „Strumpf der Geschichte“ beim kleinen Zeh erwischt hätten. Mäntel assoziieren ein dynamisches Wehen, einen dramatischen Faltenwurf, eine schützende Hülle – und kleiden auch den Mann; Strümpfe hingegen lassen an zu flickende Löcher und verlorene Socken denken – klassische Frauenthemen eben.

Allein Heinrich Heine ist es gelungen, nicht nur den Strumpf, sondern sogar den Blaustrumpf philosophisch und theologisch mit einem Schlag aufzuwerten. In seiner *Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* erzählt er eine alte Geschichte in neuen Worten: „Es stehen überhaupt noch viel schöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung wert wären, z.B. gleich im Anfang die Geschichte von dem verbotenen Baume im Paradiese und von der Schlange, der kleinen Privatdozentin, die schon sechstausend Jahre vor Hegels Geburt die ganze Hegelsche Philosophie vortrug. Dieser Blaustrumpf ohne Füße zeigt sehr scharfsinnig, wie das Absolute in der Identität von Sein und Wissen besteht, wie der Mensch zum Gotte werde durch die Erkenntnis oder, was dasselbe ist, wie Gott im Menschen zum Bewußtsein seiner selbst gelange“. Dagegen wäre höchstens einzuwenden, dass das Geschlecht der Schlange biblisch nicht mit letzter Sicherheit zu ermitteln ist. Vielleicht sollte man es deshalb doch besser mit dem schweizerischen Schriftsteller Robert Walser halten, der betont, es gebe zweifelsohne sowohl weibliche wie männliche Blaustrümpfe – und seinen knapp zweiseitigen Essay zum Thema kurz und bündig abschließt: „Darf ich, indem ich beifüge, daß es der echte Blaustrumpf nicht liebt, wenn man gar zu nett zu ihm ist, und daß mir das als sehr verständig von ihm vorkommt, diesen Essay über ihn für genügend umfangreich erklären?“ (Man darf.)



BLONDINE, eine Frau mit blonden Haaren, der stereotyp bestimmte Attribute wie exzeptionelle Dummheit oder ein freizügiges Sexualverhalten zugeschrieben werden. Das Wort für die Haarfarbe leitet sich vom lateinischen *blundus* (gelb) ab. Die Römer verwendeten es zur Beschreibung der Germanen und schätzten bereits den erotischen Wert goldschimmernder Locken; der Römer von Welt schenkte seiner Dame gern blonde Perücken. Biologisch beruht Blondheit auf dem Gen MC1R, das im Verlauf der Menschheitsgeschichte in vielen verschiedenen Mutationen an unterschiedlichen Stellen auftrat. Durchgesetzt hat es sich jedoch vor allem in den sonnenärmeren Erdregionen, da es mit hellerer Haut und damit einem ca. hundertfach höheren Risiko, an Hautkrebs zu erkranken einhergeht. Heute sind ungefähr 2 % der Weltbevölkerung blond, die Mehrzahl von ihnen sind Frauen (warum, ist unbekannt). Entgegen immer wieder aufgebrauchten Gerüchten werden Blondinen jedoch nicht aussterben, obwohl das Gen rezessiv ist und also beide Eltern blond sein müssen, um eine kleine Blondine zu produzieren (es gab auch mal den „Blondin“, er ist jedoch leider wirklich ausgestorben). Zudem ist angesichts der beinahe anthropologisch konstanten Wertschätzung von Blondinen quer durch die Zeiten und die Kulturen kaum zu erwarten, dass die sexuelle Selektion hier ausgeschaltet wird. Eindeutig abgelehnt hat die Fachwelt allerdings die These des amerikanischen Anthropologen Peter Frost: Er hatte spekuliert, dass während eines akuten Männermangels bzw. Frauenüberschusses vor ca. 10.000 Jahren die Männer lieber zu dem seltenen und auffälligen Modell Blondine griffen. Kultur­ell gilt als gesichert, dass Blondheit bei den meisten Völkern mit Kostbarkeit (der Seltenheit wegen) und Schönheit (der Hellheit, dem Leuchten wegen) verbunden wird. Schon die Griechen dachten sich ihre Götter blond, ganz ohne germanische Vorbilder. Gleichzeitig wurden Blondheit mit Assoziationen wie Jugend (die meisten Kinder sind blond und dunkeln erst beim Erwachsenwerden nach), Unschuld und Reinheit verbunden; die Jungfrau Maria wird niemals anders als blond dargestellt, ebenso wie Prinzessinnen oder Engel.

Spätestens seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts und vor allem im Rahmen des weltweiten Siegeszugs der amerikanischen Filmindustrie fand jedoch eine Umwertung der Blondinen-Werte statt. Ins Zentrum der Kameras rückte nun die blonde Sexbombe, gern auch als Schlampe gezeichnet: eine Frau, die ihre fatale sexuelle Attraktivität nicht nur kennt, sondern gezielt ausnutzt und dabei gern auch die Grenzen der konventionellen Sexualmoral verletzt. Daneben gibt es das nicht weniger verführerische, aber eher naive Blondchen à la Marilyn Monroe, das mit einer vermeintlich kindlich-unschuldigen Erotik die Männer in ihren Bann zieht. Oder das *all-american-girl*, das brav und bieder ist, aber eben auch: unwiderstehlich blond, wie die kühle Blondine Doris Day. Madonna oder Paris Hilton hingegen könnte man, mit einigem Willen zur postmodernen Kühnheit, auch als ‚ironisch blond‘ charakterisieren: Einer der wichtigsten

Songs von Madonnas hoch erfolgreichen Albums *Blonde Ambition* war *Express yourself!* – ein Bekenntnis zum existentiellen Blondsein, sozusagen.

Auch die berühmtesten ‚Blondinenwitze‘ sind ein Export aus den USA. Sie gehören in die gleiche Kategorie wie Ostfriesen- oder Polenwitze: also Scherze über Kollektive, die von einem ziemlich einfachen Stereotyp zehren, das meist auf irgendeine Weise Dummheit involviert. Die Blondine als Witzfigur ist intellektuell entschieden minderbegabt, dafür hyperblond und gern etwas vulgär; ein Dummchen, eine Schlampe, einfach zum Totlachen! Peinlich ist nur, dass die moderne Stereotypenforschung bewiesen hat, dass Stereotype normal und nötig sind angesichts der Grenzen unseres Gehirns, und zwar zur unentbehrlichen Reduktion von Komplexität: Unser Gehirn funktioniert am besten und am schnellsten mit Mustern, Schemata, Kategorien, und wenn wir uns dafür schämen, nennen wir die gleichen Phänomene diffamierend: Vorurteile, Klischees, Stereotypen. Und eben diese haben erschreckend hohe Trefferquoten, wie Untersuchungen immer wieder beweisen: Ein gutes Stereotyp hat Substanz, ein ordentliches Vorurteil hat es nicht mehr weit zum rechten, begründbaren Urteil.

Aber: Das alles gilt nur für Gruppen, es ist die statistische Wahrheit der großen Zahl! Jede einzelne Blondine kann den Kopf von Albert Einstein haben und den Körper von Marilyn Monroe (durch das Internet flottiert im Übrigen schon relativ lang das Gerücht, sie habe einen IQ von 168 gehabt, während Einstein nur 148 hatte; aber bisher hat es niemand belegen können). Auch das Gen, das die Haarfarbe kodiert, konnte bisher nicht nachweisbar an irgendwelche kognitiven Fähigkeiten gekoppelt werden (wohl aber beispielsweise an helle Haut und blaue Augen). Und schließlich scheint relativ häufig die wohlbekannte, aber selten wirklich gewürdigte selbsterfüllende Prophezeiung eine Rolle zu spielen: Wer von der gesamten Umwelt als blondes Dummchen wahrgenommen und behandelt wird, wird sich irgendwann so in die Rolle fügen, wie es Marilyn Monroe beispielsweise äußerlich getan hat.

Aber warum nun ausgerechnet die Kopplung von Blondheit und Dummheit? Zum einen könnte man einen natürlichen Neid-Reflex vermuten: Schönheit und Intelligenz sind wahrscheinlich die beiden Eigenschaften, die die meisten Menschen maximal erstreben. Dass jemand beides in sich vereinen sollte, erscheint einfach ungerecht! Also füttert man es lieber in ein Geschlechterstereotyp vom ‚schönen Geschlecht‘ ein, das andere hat es aber auch nur bis zum ‚starken Geschlecht‘ gebraucht. Zum zweiten ist, wenn man genau hinschaut (nebenbei: es gibt einen Sehtest im Internet, wo man auf ein Foto schauen kann, und wenn man es aus der Nähe betrachtet, sieht es wie Einstein aus, und aus der Ferne wie Marilyn – was beweist, dass die Augen in Ordnung sind!); wenn man also genau hinschaut, ist das Blondinen-Stereotyp so ziemlich exakt der Gegentypus des Philosophen-Stereotyps (alter weißer Mann, eher Haupthaarbefreit, weise und weitgehend asexuell). Nichts scheint sich weniger auszuschließen, als

Blondine und Philosoph(in) zu sein! Aber ist das wirklich so, oder müssen wir nur aus größerer Entfernung schauen?

Dazu ein Blondinenwitz, er ist ein wenig länger: *„Kommt eine Blondine an einen Fluss und erschrickt: ‚O, ein Fluss! Wie komm ich jetzt da bloß rüber? Ach, wenn ich doch zehnmal klüger wäre als ich bin, dann wüsste ich bestimmt, was zu tun ist!‘ Ping! ist sie eine Brünette – und schwimmt durch den Fluss. Kommt noch eine Blondine an den Fluss und erschrickt: ‚O, ein Fluss! Wie komm ich jetzt da bloß rüber? Ach, wenn ich doch hundertmal klüger wäre als ich bin, dann wüsste ich bestimmt, was zu tun ist!‘ Ping! ist sie eine Schwarzhaarige – und baut sich ein Floß und rudert über den Fluss. Kommt noch eine Blondine an den Fluss und erschrickt: ‚O, ein Fluss! Wie komm ich jetzt da bloß rüber? Ach, wenn ich doch tausendmal klüger wäre als ich bin, dann wüsste ich bestimmt, was zu tun ist!‘ Ping! ist sie ein Mann – und geht über die Brücke“*. Vielleicht nur mäßig komisch und eher mehrfach unkorrekt, aber so sind Witze eben. Wenn man ihn jedoch aus der Distanz liest, das Lachen ein wenig länger im Halse lässt: Ist dann nicht die Blondine die weise Frau in diesem länglichen Scherz? Sie ist, zum einen, demütig im Blick auf ihre eigenen kognitiven Fähigkeiten und damit eine enge Verwandte von Sokrates, der nur sicher weiß, dass er nicht (oder nichts) weiß. Sie setzt sich zum zweiten sehr grundlegend mit der Situation auseinander: Sie erkennt den Fluss als ein archetypisches Hindernis, als etwas, das Menschen trennt; vielleicht auch etwas, in das man nie zum zweiten Mal steigen kann? In ihrer Mutation als Mann (die Brünette und die Schwarze lassen wir aus, das ist im Wesentlichen potenzierte Frauenfeindlichkeit) jedoch praktiziert sie einfach langweilig ihre funktionale Intelligenz: Fluss, Brücke, übergehen, fertig! Eine demütige Blondine sieht jedoch nicht nur das Gestell, das technische Werkzeug des Mannes: Sie sieht den Fluss in seiner Natur als Flutendes, den Strom als Strömendes, demgegenüber sie selbst – nur ein Dastehendes und Zweifelndes ist.

Zu blond gedacht? Zweiter Versuch. Zum Glück gibt es eine Kategorie von Witzen, die alle gleichermaßen zu Dummköpfen macht, die Glühlampen-Witze nämlich, eine Art praktischer Intelligenztest. Also: *„Wieviel Philosophen braucht man um eine Glühlampe zu wechseln?“* Hier gibt es eine ganze Reihe von mehr oder weniger witzigen Antworten, sie unterscheiden nach philosophischer Schule und Glaubensrichtung, was komisch sowieso nur für andere Philosophen ist; nehmen wir also den sozusagen philosophisch Allgemeinen: *„Beliebig viele. Einer wechselt die Glühbirne, und alle anderen diskutieren darüber, ob das wirklich so passiert ist“* (man könnte auch sagen, für die *Insider*: Die gesamte Philosophiegeschichte besteht aus Fußnoten zu Platon; Platon war der Einzige, der jemals eine Glühlampe gewechselt hat, es war aber nur die Idee einer Glühlampe). Philosophie ist: Viel Geschwätz zur Vermeidung einfacher Realität. *„Wieviel Blondinen braucht man, um eine Glühlampe zu wechseln?“* Wieder gibt es mehrere Antworten, wir nehmen wieder die allgemeinste: *„Eine. Sie hält die Birne*

und die Erde dreht sich um sie“. Kein Geschwätz, null. Weltkenntnis und Geduld und Demut. Das ist nicht naive blonde Dummheit. Das ist wahre Philosophie!



BONUSMEILEN, („Bonus“, von lat. *bonus*: gut) ein von Fluggesellschaften erfundenes Mittel zur Kundenbindung: Für gebuchte und bezahlte Flug-„Meilen“ werden Punkte gutgeschrieben und in Form von Prämien ausgezahlt – beispielsweise weiteren Flügen, besseren Buchungsklassen (vgl. *Upgrade*), Ermäßigungen in Hotels oder Restaurants, aber auch Produkten anderer Firmen: Mit Bonusmeilen (oder ähnlichen Prämienprogrammen) kann man inzwischen nicht mehr nur „reiseaffine“ Produkte wie Reisekoffer, Reiselampen und Reisezahnbürsten, sondern vom Abendkleid bis zum Zierkaktus so ziemlich alles bezahlen. Erfunden wurde das Konzept von einem Manager der *American Airlines*, der zu Beginn der 80er Jahre herausfand, dass fünf Prozent der Kunden seiner Gesellschaft für 40 % des Umsatzes sorgten – und sich deshalb etwas einfallen ließ, um genau diese Kunden mit allen Mitteln an das eigene Unternehmen zu binden. Inzwischen sollen die auf diese Weise angesammelten und noch nicht eingelösten Boni weltweit einen virtuellen Wert um die 700 Milliarden Dollar erreicht haben – und viele Unternehmen mit Prämiensystemen spekulieren im Übrigen darauf, dass das auch schön virtuell bleibt und die Werte real nicht eingelöst werden.

Boni gibt es inzwischen überall dort, wo eine materielle Belohnung als zusätzliches „Sahnehäubchen“ engere Bindungen zwischen Empfänger und Verteiler herstellen soll: also beispielsweise im Arbeitsleben – zweifelhafte Berühmtheit haben hier die exorbitanten Boni von Bankmanagern und Börsenhändlern erlangt, die direkt proportional zur Höhe der von ihren Fehlspekulationen verursachten finanziellen Verluste anzusteigen schienen – oder im Versicherungsgeschäft (Schadenfreiheitsboni in der Kfz-Versicherung für unfallfreies Fahren; Bonus-Malus-Regelung im Gesundheitswesen für besonders gesundheitsförderliche oder extrem gesundheitsgefährdende Lebensweisen). Offensichtlich steht der Bonus in einem direkten Zusammenhang zur anthropologischen Empfänglichkeit des Menschen für Belohnung (bzw. Bestrafung), von der alle Eltern ein Lied zu singen wissen; eben deshalb erhalten schon die Allerkleinsten in der Schule Boni in Form von Glanzbildchen oder Fleißkärtchen.

Das Bonusmeilen-Konzept – von mehr kommt mehr – ist bereits der Bibel bekannt. Dort heißt es „Matthäus-Prinzip“ und ist nachzulesen im Gleichnis von den anvertrauten „Talenten“ (also Gütern) im *Neuen Testament, Matthäus-Evangelium*, Kapitel 25: Ein reicher Unternehmer teilt Boni an seine Mitarbeiter aus, „einem jeden nach seinem Vermögen“ (oder seiner Erfolgsbilanz der letzten drei Monate). Und so erhält der eine fünf Päckchen Aktienoptionen (ein

overachiever, zweifellos), der zweite drei und der dritte (ein offensichtlicher *underperformer*) nur eines. Die ersten beiden investieren wacker, werden vom Börsenglück belohnt und können ihren Einsatz jeweils verdoppeln; der arme Dritte hat sein Päckchen sicherheitshalber unter die Matratze gelegt, da er wusste, dass der Herr „ein harter Mann ist“ – und kann deshalb leider keinen Gewinn vorweisen, als der Chef Rechnung einfordert. Die Moral daraus wirkt auf den ersten Blick etwas befremdlich für einen Bibeltext: „Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und er wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat, genommen werden“. Feinsinnige Interpreten pflegen darauf abzustellen, dass es nicht im wörtlichen Sinne um materielle Güter und optimale Zinsgewinne geht, sondern darum, die von Gott verliehenen Fähigkeiten im weiteren Sinne umfassend und sozial gewinnbringend einzusetzen. Der Volksmund, mit wenig Sinn für hermeneutische Feinheiten, hat daraus die Weisheit destilliert: „Der Teufel scheißt immer auf den größten Haufen“, oder, etwas zivilisierter: „Es regnet immer dorthin, wo es schon nass ist“.

Das Matthäus-Prinzip funktioniert nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch in der Wissenschaft (untersucht wurde hier unter anderem die Funktionsweise von Zitierkartellen: Wer viel zitiert wird, wird im Laufe der Zeit immer häufiger zitiert werden). Auch in der Philosophie spricht man gern über Boni; das Konzept des *summum bonum*, der Glückseligkeit als höchstem Gut, wird jedoch gemeinhin nicht quantitativ, sondern qualitativ begründet. So argumentiert schon Aristoteles, wie immer grundlegend, in seiner *Nikomachischen Ethik*: „Für ein solches Gut sieht man die Glückseligkeit an; man hält sie zugleich für das Begehrenswerteste von allem, und das nicht so, daß sie nur einen Posten in der Summe neben anderen ausmache. Bildete sie so nur einen Posten, so würde sie offenbar, wenn auch nur das geringste der Güter noch zu ihr hinzukäme, noch mehr zu begehren sein. Denn kommt noch etwas hinzu, so ergibt sich ein Zuwachs an Größe; von zwei Gütern ist aber jedesmal das größere mehr zu begehren.“ Das *summum bonum* kann also nicht mit sich selbst potenziert werden, es setzt das Matthäus-Prinzip außer Kraft; für moralisches Handeln gibt es ebenso wenig wie für die stoische Autarkie, das naturgemäße Leben, das pflichtgemäße Handeln und andere beliebte Kandidaten für das höchste philosophische Gut, Bonusmeilen, sondern sie belohnen sich selbst, „intrinsisch“ (von lat. *intrinsecus*: inwendig). Diesen Automatismus thematisiert vielleicht am deutlichsten der spätantike Philosoph Boëthius in seinen *Tröstungen der Philosophie* (verfasst während seiner Einkerkelung wegen Hochverrats, die mit seiner Hinrichtung endete – es gab also reichlich Bedarf für Tröstung, weniger jedoch für Bonusmeilen): „Nun haben wir aber gezeigt, daß die Glückseligkeit eben jenes höchste Gut selbst ist, das Ziel jeglichen Strebens, das allem menschlichen Thun als gemeinsame Belohnung ausgesetzt ist. Als solche kann sie aber den Guten unmöglich entgehen, denn was des Guten entbehrt, kann niemals selbst mit Recht als gut bezeichnet werden. Daher kann also den tugendsamen Sitten niemals ihre

Belohnung entgehen, und wenn die Bösen auch wüten soviel wie sie wollen: der Kranz auf der Stirne des Weisen fällt nicht herab und niemals welkt er dahin!“

Den entschiedensten Versuch zur Quantifizierung eines *bonum* in der Philosophie hingegen stellt der englische Utilitarismus dar. Fernab von Glücksversprechen für das Individuum geht es ihm um ganze Gesellschaften und Völker. Jeremy Bentham hat die programmatische Formel vom „größten Glück der größten Zahl“ Ende des 18. Jahrhunderts formuliert: „It is the greatest happiness of the greatest number that is the measure of right and wrong“ (*A Fragment on Government*). Er gab sogar Kategorien an, in denen der mögliche Lust- bzw. Unlustgewinn berechnet werden könnte: dazu zählen die Intensität, die Dauer, die Sicherheit bzw. Unsicherheit, die Nähe oder Ferne, die daraus resultierenden Folgen, die Reinheit oder Unreinheit von *pleasure* bzw. *pain*. Auf der Basis dieser Glücks-Formel sollte gar ein ganzes Gesellschaftsmodell entwickelt werden. Praktisch konnte sich ein solches Bonus-Kalkül außerhalb von der Versicherungsmathematik nicht durchsetzen; aber seine Galaxien entfernten Spuren findet der Zeitgenosse des 20. Jahrhunderts noch in der Weisheit von Mr. Spock (siehe auch *Star Trek*), der für die anti-individualistische, gleichwohl im galaktischen Vergleich hochmoralische Philosophie der Vulkanier gern die Benthamische Maxime des „größten Glücks der größten Zahl“ in Anspruch nimmt.

Schließlich könnte man eine letzte Variante des „Bonusmeilen“-Prinzips auch in der daoistischen Philosophie sehen, für die – nach einer etwas verallgemeinerten Formel – der Weg selbst das Ziel ist: Es kommt nicht darauf an, möglichst schnell an einem Ziel anzukommen – und auch nicht besonders bequem oder besonders umweltfreundlich –, sondern den Dingen ihren eigenen „Weg“, ihr *Dao* zu lassen, ohne zielgerichtet handeln oder eingreifen zu wollen: „Wer dem rechten Weg folgt, wird eins mit dem Weg“, verspricht der chinesische Philosoph Laotse im *Tao Te King*. Der *frequent flyer* in seinen ewigen Kreisen um die globalisierte Welt kommt nie mehr an, sondern fliegt nur noch, um noch mehr zu fliegen, immer weiter zu fliegen, immer neue Boni zu erfliegen, die dann wieder in neue Flüge umgesetzt werden können – bis er am Ende seines Lebensfluges angelangt ist und seine Bonusmeilen nur noch in himmlischen Meilen beim Jüngsten Gericht verrechnet werden können.



BULLSHIT, präventives, inhaltsleeres Gerede, das nicht auf Wahrheits- oder Informationsvermittlung abzielt, sondern dazu dient, die eigentliche Hohlheit des Sprechers und sein mangelndes Wissen sowie sein minderes Reflexionsniveau zu verbergen. Das Wort ist eine Zusammensetzung von Englisch *bull* für Bulle, Stier und *shit*, Scheiße (im Deutschen zu übersetzen als ‚Bockmist‘, wenn man es deftig mag); sein Erfinder, der amerikanische Philosoph Harry Frank-

furt, bezog sich auch auf eine veraltete englische Wortbedeutung von *to bull* im Sinne von ‚täuschen‘ oder ‚Unsinn reden‘. Der *Bullshit* hat einen durchaus ehrenhaften Vorgänger und eine ganze Schar weniger gut beleumdeter Verwandter. Ersterer ist der ‚Gemeinplatz‘ (von lat. *locus communis*), zu letzterer gehören die ‚Binsenweisheit‘, die ‚Floskel‘, die ‚Phrase‘ oder die ‚Plattitüde‘. Ein frühes Standardwerk der *bullshit*-Literatur ist das *Wörterbuch der Gemeinplätze* (frz. *Dictionnaire des idées reeues*, wörtlich zu übersetzen ungefähr als ‚Wörterbuch der überlieferten Ideen‘.) von Gustave Flaubert. Er verfolgte das Projekt lebenslang sah es und als einen substantiellen Beitrag zu einer Universalgeschichte der Dummheit; einem Freund gegenüber erläutert er: „Es wäre die historische Glorifizierung all dessen, was allgemein als richtig gilt. Ich würde demonstrieren, dass die Mehrheiten immer recht und die Minderheiten immer unrecht haben“. Das *Dictionnaire* versammelt in alphabetischer Ordnung Stichwörter aller Art, versehen mit konventionalisierten Phrasen oder Bildungsfetzen, die in jede Konversation gehören und denjenigen, der sie fallen lässt, als klug und originell erscheinen lassen (z.B.: „Deutschland. Immer ‚blond‘, ‚verträumt‘; aber was für eine militärische Organisation!“) Was jedoch macht *bullshit* zu *bullshit*? Wie konnte die ehrenhafte, philosophisch wie pädagogisch wie juristisch wertvolle Tradition des *locus communis* zum *social-media*-Dorfplatz absteigen? Was vereint Binsenweisheiten, Floskeln, Phrasen und Plattitüden außer ihrer wesensmäßigen Leere? Dazu ein kleines, stark selektives Wörterbuch der Arten und Formen des dummen Geschwätzes samt Anwendungsbeispielen à la Flaubert!

‚Gemeinplatz‘: Immer abgegriffen. Locus communis sagen und dabei humanistisch schauen! Ein Gemeinplatz war ursprünglich ein Satz, der zu Recht für allgemeingültig gehalten wurde und deshalb von Rhetorik-Schülern (also: angehenden Juristen, Philosophen und Politikern) auswendig zu lernen war. Er war ein Bestandteil, der Topik, die schon Aristoteles eingeführt hatte. Die Lehre von den argumentativen und rhetorischen *topoi*, den Räumen des Denkens sozusagen, geht davon aus, dass es zu jedem einzelnen Sachverhalt nur eine begrenzte Anzahl von allgemeinen Gesichtspunkten gibt, unter die er zu subsumieren ist. Das Universum mag unbegrenzt sein, das menschliche Denken und die menschliche Sprache sind es nicht: Irgendwie sagt man meist mehr oder weniger das gleiche, manchmal sogar mit den gleichen Worten. In diesem Fall ist es ein echter *locus communis* geworden: eine vorgestanzte Allzweckwahrheit, mit der sich gern der ‚gesunde Menschenverstand‘ oder die ‚öffentliche Meinung‘ brüsten. Der Gemeinplatz hat immer Recht, schon weil die Mehrheit ihn bevölkert. Das ist sein Problem. Er kann in einer bestimmten sprachlichen Formulierung auch zur Floskel werden (*‚Floskel‘: immer leer oder unverbindlich sagen. War mal eine Blume der Rede (flora), wurde aber überdüngt und produziert nur noch Scheinblüten.*)

*„Binsenweisheit“: Immer abgedroschen. Leute strotzen gern vor ihnen. Auch die Binsenweisheit stammt bereits aus der griechischen Antike. Ovid überliefert in seinen *Metamorphosen* die Geschichte vom phrygischen König Midas, der in einem Künstlerwettstreit zwischen Pan und Apoll den Preis nicht dem schönen Gott der Künste zuerkannte, sondern dem hässlichen Pan mit seiner Hirtenflöte. Für diese exemplarische Dummheit strafte ihn der Gott mit einem Paar Eselsohren, die Midas fortan unter einer Mütze verbarg. Der König macht jedoch den dummen Fehler, sein Herz ausgerechnet seinem Barbier auszuschütten; der wiederum erzählte die Geschichte, da er auf absolute Verschwiegenheit verpflichtet worden war, einem Erdloch. Und die umstehenden Binsen hörten die Geschichte und nahmen sie in ihr Rauschen auf, und da es überall Binsen gibt (anspruchlose Gräser, sie halten sich gern in sumpfigen Gegenden auf und rauschen vage vor sich hin), wusste bald alle Welt die Binsenweisheit, dass König Midas – ein Dummkopf sei. Verwandt ist die Binsenweisheit oder auch -wahrheit mit der *Worthülse* (*Worthülse: immer leer sagen*).*

*„Weaselword“: Wiesel sind immer flink. Nicht zu verwechseln mit Mardern, die sind diebisch und sitzen unter Autos! Das weaselword ist eigentlich nur ein entfernter Verwandter in der großen *Bullshit*-Familie, aber zu schön und noch zu wenig bekannt, um es zu übergehen. Es wurde 1816 von dem amerikanischen Präsidenten Theodore (*immer Teddy sagen!*) Roosevelt erfunden, natürlich zur Diffamierung eines politischen Gegners. Am besten erläutert hat es Friedrich von Hayek: „So wie das kleine Raubtier, das auch wir Wiesel nennen, angeblich aus einem Ei allen Inhalt herausaugen kann, ohne dass man dies nachher der leeren Schale anmerkt, so sind die Wiesel-Wörter jene, die, wenn man sie einem Wort hinzufügt, dieses Wort jedes Inhalts und jeder Bedeutung berauben. Ich glaube, das Wiesel-Wort par excellence ist das Wort ‚sozial‘. Was es eigentlich heißt, weiß niemand“. Friedrich von Hayek wird in *Wikipedia* als „Sozialphilosoph österreichischer Herkunft“ vorgestellt. Es hätte ihm nicht gefallen. Das Besondere des Wieselwortes ist, dass es eine Art Wort-Virus ist: Es infiziert ganz ordentliche Substantive mit seiner eigenen Inhaltsleere (wie der folgende *bullshit* pflegt es außerdem eine enge Beziehung zur *Political Correctness*).*

*„Bullshit“: Steht für sich allein und stinkt. Führt zur mentalen Klimakatastrophe. In einem Interview hat der Worterfinder Frankfurt (*immer mit Würstchen verbinden. Main-Metropole!*), ein an Wittgenstein geschulter analytischer Philosoph im Übrigen (kein Sozialphilosoph), bündig die nicht geringen Gefahren des *bullshitting* und seiner ebenfalls epidemischen Verbreitung (besonders in Marketing-nahen Habitaten wie Werbung, Coaching oder Politik) erläutert: „Respekt vor der Wahrheit und ein Interesse an der Wahrheit gehören zu den Fundamenten der Zivilisation. Schon lange Zeit hat mich der Mangel an Respekt für die Wahrheit, den ich beobachtet habe, verstört. *Bullshit* ist eine Entstellung dieser Werte“. Es ist nicht nur für die Philosophie oder die Kommunikationshygiene*

gefährlich, wenn die Wahrheit unter die Hufe von Massenmeinungen gerät; es ist für die menschliche Zivilisation ein Problem! Eine der wesentlichen Ursachen dieser Fehlentwicklung sieht Frankfurt im Übrigen in der urdemokratischen, wenn auch ein wenig naiven Überzeugung, dass jeder und jede zu jedem Thema, es sei wissenschaftlich, komplex oder auch nur kompliziert, eine Meinung zu haben habe und auch ermutigt werde, diese zu äußern: Letztlich macht uns das alle zu potentiellen *Bullshittern*. Besonders schlimm wird es jedoch, wenn der *Bullshitter* dazu neigt, aus der mangelnden Faktenlage und einem eher respektfreien Verhältnis zu Wahrheitsansprüchen auch noch eine moralische Bewertung des Sachverhaltes abzuleiten, was zu einer weiteren Verflüssigung von Sinngehalten und Wahrheitsansprüchen (vornehm gesprochen) führt. Wobei Frankfurt als analytischem Philosophen durchaus klar ist, dass die Sache mit der Wahrheit und der Objektivität nicht gar so einfach ist. Aber anstelle die Welt mit *bullshit* zu verpesten, könnte auch jeder beschließen – einfach mal den Mund zu halten, oder gelegentlich sogar auf ein besseres Urteil von informierteren Personen zu vertrauen? Denn *bullshit* ist nicht identisch mit *fake news*, bewussten Täuschungsversuchen oder gar Lügen (Lügen erfordern eine gewisse Konsistenz); er ist einfach Respektlosigkeit vor soliden Urteilen zugunsten eines kurzfristigen persönlichen Prestigegewinns und mit der Garantie allgemeinen Schulterklopfens.

Was unterscheidet schließlich den *bullshit* vom immerhin halb seriösen Gemeinplatz? *Bullshit* ist immer dumm (das ist nicht ironisch gemeint!): einfach, weil ihn die Wahrheit nicht interessiert. Es geht nicht um die Sache, es geht um den *Bullshitter*! *Bullshitting* ist *Wellness*-Denken in Reinform: unendlich vereinfacht, wohlig glatt; ein schöner runder *bullshit* (*immer dazu sagen: relevant!*) geht runter wie Öl. Hingegen kann ein Gemeinplatz, so abgedroschen er sein mag, noch ein winziges Körnchen Wahrheit enthalten; er kann aber durch veränderte Umstände jederzeit in die *bullshit*-Liga abstiegen. Gediegene (philosophische?) Weisheit hingegen kommt im *Aphorismus* (*immer geschliffen oder funkelnd sagen*): auf den Punkt, aber mit Haken und Widerständen.



COOL (von engl. *cool*: kühl, kalt, abweisend), aus der Jugendsprache in die Umgangssprache übergegangene Bezeichnung für eine als erstrebenswert angesehene lässige, emotional distanzierte, souverän über den Dingen stehende Haltung, die sich in Kleidung und äußerer Erscheinungsform (vgl. *Outfit*), Habitus, Sprache und Verhalten äußern kann; inzwischen verallgemeinert zum Ausdruck von Bewunderung und Anerkennung überhaupt. Als Inbegriff der *Coolness* in der Pop-Kultur galten die *Blues Brothers* aus dem gleichnamigen Film von John Landis aus dem Jahr 1980, leicht zu erkennen (und zu imitieren)

mit ihren undurchsichtigen Sonnenbrillen, den schwarzen Schlapphüten und schlabbrigen schwarzen Anzügen. Dazu kamen eine nicht vorhandene Mimik, das völlige Fehlen von sichtbaren emotionalen Reaktionen auch in herzrührenden, lebensbedrohlichen oder völlig absurden Situationen sowie ein extremer sprachlicher Lakonismus; schließlich die bedingungslose Verfolgung der eigenen Ziele, unabhängig von der Anzahl der dabei zu Schrott gefahrenen Autos, übertretenen Gesetze, ruinierten zwischenmenschlichen Beziehungen. Zum Glück verzichteten die meisten Fans jedoch auf eine detailgetreue Nachahmung dieser Maximalform von *Coolness* und beschränkten sich auf dunkle Sonnenbrillen und die dazugehörige innere Haltung.

Die Kennzeichnung bestimmter Charaktere als „kalt“(-herzig, -blütig, -sinnig; im Unterschied zum Warmherzigen, Heißblütigen, aber auch zum lauen Wischi-Waschi) hat eine lange Tradition. Üblicherweise werden den eher rationalen Fähigkeiten des Menschen wie seinem Verstand und seiner Vernunft das Attribut der Kühle zugesprochen; dominieren hingegen Gefühle, ist von Wärme, im Bezug auf die Leidenschaften schließlich von Hitze die Rede. Exemplarisch formuliert Arthur Schopenhauer diese verbreitete Sprachregelung in *Die Welt als Wille und Vorstellung*: „So lange, bei einer Unterredung, der Intellekt allein thätig ist, bleibt solche *kalt*. Es ist fast als wäre der Mensch selbst nicht dabei. Auch kann er dann sich eigentlich nicht kompromittieren, sondern höchstens blamieren. Erst wann der Wille ins Spiel kommt, ist der Mensch wirklich dabei: jetzt wird er *warm*, ja, es geht oft *heiß* her. Immer ist es der *Wille*, dem man die Lebenswärme zuschreibt: hingegen sagt man der *kalte* Verstand, oder eine Sache *kalt* untersuchen, d. h. ohne Einfluß des Willens denken“.

Kälte und Wärme sind offensichtlich menschliche Primärerfahrungen aus einer Zeit lange vor der Erfindung von Sonnenbrillen und Tiefkühlahrung; sie bestimmen die Evolution der Gattung (von der Kälte des Nomadendaseins hin zur wohligen Wärme der ersten Hütten) und die Entwicklung des einzelnen Embryos (von der gleichmäßigen Wärme des Mutterleibs hinaus in eine kalte Welt). Zum globalen Kontext der Wärme-Kälte-Phänomene gehören darüber hinaus die physikalischen Großkonzepte des „Wärmetods“ (der Vorstellung, dass im Universum als geschlossenes System betrachtet irgendwann einmal das höchst mögliche Maß an Entropie erreicht werden wird; was dazu führt, dass überall eine gleichbleibende Temperatur herrscht und damit alle makroskopischen Wärme- und Energieaustauschprozesse beendet sind – sprich: es gibt kein Leben mehr) oder der „Klimakatastrophe“ (der vom Menschen zumindest mit-verursachten globalen Erwärmung, die zum Abschmelzen der Polklappen und zur Überflutung weiter küstennaher Landschaften führen wird). Immerhin scheint dafür in naher Zukunft keine „Eiszeit“ zu drohen, trotz der Konjunktur des *Coolen* – die aber so gesehen gerade eine Reaktion auf die allgegenwärtige Bedrohung durch allzu große Hitze sein könnte; schließlich empfiehlt sich das

Tragen von Sonnenbrillen und Hüten auch in der Gefahrenzone unter dem Ozonloch.

Zwischen warm- und kaltblütigen (biologisch korrekter: wechselwarmen) Arten unterscheidet auch die Biologie. Dabei gelten die warmblütigen Exemplare (mit konstanter Körpertemperatur – also im Wesentlichen Vögel und Säugetiere) gemeinhin als höher entwickelt; während die kaltblütigen oder wechselwarmen (der sehr viel größere Rest aller Lebewesen) auf die Wärme ihrer jeweiligen Umgebung angewiesen sind, um ihre Körpertemperatur zu steigern und damit zu energieaufwendigeren Aktionen fähig zu sein. In der Perspektive der Evolution ist *Coolness* insofern zwar eine Strategie, die den Vorteil größerer Anpassungsfähigkeit mit sich führt – aber leider um den Preis geringerer Entwicklungsfähigkeit. So sieht es schon Friedrich Wilhelm Joseph Schelling in seiner *Philosophie der Natur*: „Die beweglichsten und lebendigsten Tiere (wie die Vögel) haben auch das verhältnismäßig wärmste Blut, und die kaltblütigen stehen an der Grenze der lebendigen Natur“. Das gleiche gilt natürlich auch für den Menschen: „Von den heißen sowie von den kalten Erdstrichen sind auf immer eine Menge von Pflanzen und Tieren ausgeschlossen, während die gemäßigten nur wenigen *ganz* fremd sind; davon nichts zu sagen, daß nur in den letzteren die edelste Menschheit geblüht, sich entwickelt und gebildet hat“. Ob die Blues Brothers sich allerdings als Krone der Schöpfung und „edelste Menschen“ gesehen hätten, muss zweifelhaft bleiben; *Coolness* ist so gesehen schon hier eine Pathos-Vermeidungs-Strategie.

Schließlich unterschied schon die Medizin der Antike, ausgehend von Hippokrates, vier unterschiedliche „Säfte“ im Menschen, deren jeweilige Zusammensetzung und Mischung im Einzelnen nicht nur über seinen Charakter, sondern auch über seine Gesundheit oder Krankheit entschied. Dabei entstehen vier Charakter-Grundtypen aus einer Permutation der beiden Eigenschaftspaare warm-kalt und feucht-trocken in den Körpersäften. Zum Sanguiniker gehört die Kombination warm-nass, der in ihm dominierende „Saft“ ist das Blut, über Analogie damit verbunden ist die Luft als Element. Warm-trocken ist die „gelbe Galle“, die den Choleriker macht (Element: Feuer). *Cool* hingegen sind: in der nassen Variante der Phlegmatiker (Saft: Schleim; Element: Wasser) und in der trockenen Variante der Melancholiker (Saft: schwarze Galle; Element: Erde). Während der heißblütige Choleriker einen starken Willen und starke Gefühle aufweist, steht der wässrig-kalte Phlegmatiker am entgegengesetzten Ende der Skala mit schwachem Willen und schwachen Gefühlen. Die Analogien lassen sich ins Unbegrenzte fortsetzen (beispielsweise über die Jahreszeiten: hier stehen der kühle Melancholiker und der Phlegmatiker für den Winter) und trefflich am lebenden Objekt erproben: Tatsächlich weisen Jake und Elwood Blues sowohl phlegmatische als auch melancholische Züge auf, partizipieren also an den beiden Kälte-Varianten der Säfte.

Optimal jedoch, sowohl für physische Gesundheit als auch mentale Fitness und äußere Schönheit, ist die möglichst gleichmäßige Mischung der Körpersäfte, also eben die gemäßigte Mitte, die auch Schelling in seiner Naturphilosophie als vorteilhaft dargestellt hatte. So lehrte bereits Platon im *Phaidon*: „Nun aber glaube ich, o Sokrates, du selbst wirst auch dies schon erwogen haben, daß wir uns die Seele als so etwas vorzüglich vorstellen, wenn doch unser Leib eingespannt ist und zusammengehalten von Warmem und Kaltem, Trockenem und Feuchtem und dergleichen Dingen, daß unsere Seele die Mischung und Harmonie eben dieser Dinge sei, wenn sie schön und im rechten Verhältnis gegeneinander gemischt sind.“ Platon bezieht sich in seiner Argumentation, und damit kommen wir zur Philosophie im engeren Sinne, vor allem auf die kosmologischen Theorien der Vorsokratiker, die jeweils aus verschiedenen Kombinationen der vier Elemente die Entstehung des Kosmos herleiteten. Bei Anaxagoras heißt es beispielsweise: „Das Dichte und Feuchte und Kalte und Dunkle drängte sich auf die Stelle zusammen, wo jetzt die Erde ist, das Dünne und das Warme und das Trockne aber drang hinaus in das Weite des Äthers“. Die Kälte wird hier, wie beim Melancholiker, der Erde zugeschrieben. Heraklit hingegen denkt bekanntermaßen auch in solchen elementaren Fragen dynamischer: „Das Kalte wird warm, Warmes kalt, Nasses trocken, Dürres feucht“ – die Gegensätze schlagen also ineinander um, insgesamt jedoch ist, so heißt es drei Fragmente vorher, „die schönste Weltordnung wie ein aufs Geratewohl hingeschütteter Kehrthau“ (siehe auch *Entsorgung*) – was zweifellos ein sehr *cooler* Spruch ist, auch wenn man wie bei den meisten der heraklitischen Fragmente nicht so recht weiß, was man damit anfangen soll. Aristoteles schließlich geht in seinem *Organon* ebenfalls von Urgegensätzen wie Kalt und Warm aus, die – wie die Elemente selbst – ursprünglich sind und nicht aus etwas anderem entstehen können. Sie können jedoch fließend ineinander übergehen: „Wo aber bei Gegenständen ein Mittleres vorhanden ist, da ist es niemals notwendig, dass eines von beidem dem Gegenstande allemal anhaften muss; denn nicht alle dessen fähige Gegenstände müssen notwendig weiß oder schwarz, noch warm oder kalt sein; denn bei diesen Gegenständen kann ein Mittleres bestehen“. Später wird er genau diese Mitte als Verhaltensideal bestimmen; wiederum ein Vertreter der gemäßigten Zone.

Eine besonders aparte Spielart biologisch-physikalisch begründeter *Coolness* hat schließlich der Baron de Montesquieu in einer Grundschrift der politischen Philosophie, dem *Geist der Gesetze*, entwickelt, die berühmt-berüchtigte „Klimatheorie“. Im 14. Buch doziert der französische Aufklärer: „Kaltluft zieht die Enden der Außenfasern unseres Körpers zusammen. Das steigert ihre Spannkraft und regt den Rücklauf des Blutes aus den Gliedern zum Herzen an“. Warme Luft macht hingegen „die Faserenden schlaff und länger. Sie verringert also ihre Kraft und Spannung. Daher hat man in kaltem Klima mehr Energie. Die

Bewegung des Herzens und die Rückbewegung der Faserenden gehen besser vonstatten, der Säftehaushalt ist besser im Gleichgewicht. Der Blutkreislauf ist angeregt, und das Herz leistungsfähiger. Diese größere Kraft muß sich vielseitig auswirken, zum Beispiel in höherem Selbstvertrauen, das heißt größerem Mut; ferner in einem größeren Überlegenheitsgefühl; dann in einem stärkeren Sicherheitsgefühl, das heißt in mehr Freisinn, weniger Misstrauen, Berechnung und Hinterlist. Das muß am Ende ganz andere Charaktere schaffen“. Auswirkungen des Klimas sieht Montesquieu auch auf den Körperbau – der Bewohner der *coolen* Landstriche ist stattlicher –, die Leidenschaften – er ist in der Liebe träger –, im Schmerzempfinden – er ist unempfindlicher –, in der Trinkfreudigkeit – er verträgt den Alkohol besser. Vom Klima abhängig ist auch eine Vielzahl gesellschaftlicher und kultureller Phänomene, bis hin zur Sklavenhaltung, zur Vielweiberei, zu den politischen Herrschaftsformen im Allgemeinen. Ideal sind auch für Montesquieu schließlich die gemäßigten mittleren Zonen, und Jean-Jacques Rousseau stimmt ihm zu: „Reihe sich im Süden auch Republik an Republik und im Norden ein despotischer Staat an den andern, so wäre es deshalb nicht weniger wahr, daß bei der Einwirkung des Klimas der Despotismus für heiße Länder, die Barbarei für kalte und die guten Verfassungen für die gemäßigten Gegenden am geeignetsten sind“ (*Gesellschaftsvertrag*).

In der philosophischen und politischen Klimatheorie des 18. Jahrhunderts mit ihren Verzweigungen bis hin in verbreitete nationale Stereotype über den „heißen“ Südländer und den „kalten“ Nordländer hat die *Coolness* also nur wenige Vorteile. Hingegen schlagen sich die Philosophen im Blick auf ihre eigene Spezies und ihr spezifisches Tun gemeinhin ganz entschieden auf die Seite des kalten Verstandes: Der professionelle Denker hat *cool* zu sein. Davon zeugen in der Antike die Konzepte der stoischen Apathie (der leidenschaftslosen Gleichgültigkeit des Weisen) ebenso wie der skeptischen Ataraxie (der unerschütterlichen Seelenruhe des Skeptikers). Der römische Staatsmann und Philosoph Marcus Tullius Cicero empfiehlt: „Denn nur die Weisheit allein vermag die Seele von der Traurigkeit zu befreien; nur sie läßt uns durch die Furcht nicht in Schrecken gerathen; unter ihrer Führung kann man die Hitze aller Begierden kühlen und ein ruhiges Leben führen. Denn die Begierden sind unersättlich“; und der Philosophenkönig Mark Aurel weitert das Prinzip noch aus: Nicht nur die „heißen“ Begierden sind zu vermeiden, um einen „kühlen“ Kopf zu bewahren, sondern schlechthin alles, was nicht von Natur aus gut oder böse ist (also ein *adiaphoron*, ein ethisch neutrales Mittelding): „Und jedenfalls muss doch wer in Uebereinstimmung mit der Natur leben und ihr folgen will, gleichgültig gegen das sein, wogegen sich die Natur gleichgültig verhält, das aber thut sie gegen Lust und Schmerz, gegen Tod und Leben, Ehre und Schande“. Georg Wilhelm Friedrich Hegel schließlich zieht aus all dem die Lehre: „Die Apathie des Stoikers und die Indifferenz des Philosophen überhaupt müssen sich in jener

Ataraxie [des Skeptikers] erkennen“. Alle Philosophen tragen nach Hegel demnach zumindest innerlich schwarze Sonnenbrillen und Schlapphüte, sobald sie sich an die Arbeit machen, auch wenn das bei Kant schwer vorstellbar sein mag.

Wie immer ist es Friedrich Nietzsche (ein scharfer Kritiker Hartmanns, den er als „Modephilosoph“ kritisierte), der einen entschiedenen Einspruch gegen die überhand nehmende *Coolness* in der Philosophie erhebt: „Wir sind keine denkenden Frösche, keine Objektivier- und Registrier-Apparate mit kaltgestellten Eingeweiden – wir müssen beständig unsre Gedanken aus unsrem Schmerz gebären und mütterlich ihnen alles mitgeben, was wir von Blut, Herz, Feuer, Lust, Leidenschaft, Qual, Gewissen, Schicksal, Verhängnis in uns haben“. Nietzsches Lebensphilosophie distanziert sich zwar von der Auffassung der Philosophie als „Kaltwasserbadeanstalt“; gleichwohl verfolgt sie aber nicht die Apologie des Gemäßigten, Mittleren, zwischen Warm und Kalt angenehm temperierten, sondern propagiert durch ihren Sprecher Zarathustra vielmehr ebenso die große Kälte wie die große Hitze: „Und niemals noch durftet ihr euren Geist in eine Grube von Schnee werfen: ihr seid nicht heiß genug dazu! so kennt ihr auch die Entzückungen seiner Kälte nicht. Ihr seid mir Laue; aber kalt strömt jede tiefe Erkenntnis. Eiskalt sind die innersten Brunnen des Geistes: ein Labsal heißen Händen und Handelnden“. Zarathustra wäre zweifellos gut vorstellbar mit schwarzer Sonnenbrille und Schlapphut. Und dass auch die prä-tendierte *Coolness* der Blues Brothers durchaus ihren Gegenpol, die Hitze kennt, zeigt nicht nur die „heiße“ Filmmusik, sondern auch eine Schlüsselszene des Films: Einmal nämlich nimmt der ober-coole John Belushi die Sonnenbrille ab: und zum Vorschein kommt ein rundliches Babygesicht mit geradezu hinreißenden himmelblauen Augen und einem Engelslächeln, das prompt das Herz seiner Verflossenen zum Schmelzen bringt. Woraufhin er sie aus seinen Armen umstandslos in den Dreck fallen lässt, die Sonnenbrille wieder aufsetzt und weitergeht – schließlich ist er, bei aller *Coolness*, im Auftrag des Herrn unterwegs!



DAGOBERT DUCK. Er ist die reichste Ente der Welt. Sein Vermögen beträgt drei Kubikhektar Geld; an anderen Stellen ist von 788.423.000.017,16 Talern die Rede, und Dagobert liebt jeden einzelnen von ihnen heiß und innig. Sein Schöpfer, der Zeichner Carl Barks, erfand die ursprünglich nur als Nebenfigur gedachte Gestalt des Enten-Kosmos im Jahr 1947 in Anlehnung an das alte Klischee des ebenso reichen wie griesgrämigen alten Onkels, der nur an sein Geld denkt – so wie die Figur des knickerigen Ebenezer Scrooge in Charles Dickens berühmter und vielfach verfilmter *Weihnachtsgeschichte*, der erst, nachdem ihm

der „Geist der Weihnacht“ gezeigt hat, wie er sein Leben einsam und ungeliebt beenden wird, sein Herz und seinen Geldbeutel den Armen öffnet. Und im Gedenken an dieses große Vorbild heißt auch Dagobert Duck im amerikanischen Original Scrooge McDuck, liebevoll Scrookey genannt; und er stammt, wie der Nachname deutlich macht, aus demjenigen Land, wo der Geiz bekanntlich zuhause ist, nämlich Schottland.

Dagobert jedoch gab sich von Anfang an nicht mit seiner Rolle als lebendes Klischee zufrieden; spätestens ab 1952, als ihn Carl Barks zum Titelhelden der Geschichte *Only a Poor Old Man* machte, wurde er neben seinem so ganz anders gearteten Neffen Donald die zweite Hauptfigur des Duck-Kosmos. Das war aber nur dadurch möglich, dass er schrittweise immer „menschlicher“ (soweit man das von einer Ente sagen kann) wurde. Zunehmend zeichneten ihn Carl Barks und seine Kollegen als harten, aber ehrlich zu seinem unermesslichen Reichtum gekommenen typischen amerikanischen Self-Made-Men. Und wie er das wurde, was er bis heute in unzähligen *Lustigen Taschenbüchern* ist, erzählte ab 1991 der Zeichner Don Rosa in einer zwölbändigen Biographie mit dem Titel *The Life and Times of Scrooge McDuck*, dem epischen Bildungsroman einer einfachen amerikanischen Ente: Wie Dagobert von seinem Vater damals auf der schottischen Duckenburgh seinen ersten Schuhputzkasten bekommt und damit seinen ersten Glückstaler verdient; wie er auf einem Viehtransporter nach Amerika auswandert und sein erstes richtiges Geld mit einer Kupfermine macht; wie er zwischendurch beinahe ver stirbt, aber vom „Rat der Ducks“ aus dem Jenseits ins Leben zurück beordert wird, um seine Bestimmung zu erfüllen; wie er dann von Südafrika über Australien bis zurück nach Kanada kommt, wo er im Goldrausch endgültig sein Glück macht. Er trifft dabei bekannte historische Persönlichkeiten wie den US-Präsidenten Theodore Roosevelt und Wildwest-Helden wie die Jesse-James-Bande; er kauft Fabergé-Eier beim russischen Zaren, er erlebt den Bau der Freiheitsstatue und des Panama-Kanals mit. Erst nach langen Herumirren kann er sich endlich auf Fort Entenhausen niederlassen, seinen Geldspeicher bauen und gegen die ewig erfolglosen Panzerknacker und die Hexe Gauke Gundelely kämpfen, die ihm seinen Glückstaler stehlen will. Fortan knechtet er seine arme Verwandtschaft, zählt am liebsten sein Geld und badet jeden Morgen in Gold: Er springt wie ein Seehund hinein, wühlt wie ein Maulwurf darin herum und hat dabei offensichtlich ein geradezu tierisches Vergnügen. Es ist jedoch das einzige, das er sich gönnt; der reichste Mann der Welt lebt ansonsten geradezu asketisch, trägt immer den gleichen Gehrock und geht lieber durch den Dschungel zu Fuß als sich einen Billigflug zu leisten.

Dagobert Duck wird dabei im Lauf der Zeit und seiner Geschichten zu einer Inkarnation gleich mehrerer amerikanischer Träume: Vom schottischen Schuhputzer wird er zum Trillionär; wie der tumbe Forrest Gump stolpert er durch die amerikanische Frühgeschichte und trifft ganz zufällig alle deren Helden;

und als Enten-Double von Indiana Jones begibt er sich später selbst auf die Jagd nach allen legendären Schätzen, die die alte und neue Welt nur zur bieten hat. Und gleichzeitig wird er uns Lesern klammheimlich immer sympathischer. Denn Dagobert ist zwar die reichste Ente der Welt und verfügt auch über ein gehöriges Maß an politischer Macht in Entenhausen, was eigentlich eine ebenso gehörige Portion Neid auslösen sollte und was im Comic bei den zweitreichsten und zweitmächtigsten Enten und Nicht-Enten auch zuverlässig tut. Aber er ist auch die geizigste Ente der Welt, und das erweckt tatsächlich bei den meisten Lesern eher Mitleid als Neid, so dass man ihm eigentlich immer am Backenbart zupfen und zurufen möchte: Nimm den blöden Kneifer endlich ab und guck dir die Welt an! Gönn dir doch mal was! Es gibt noch anderes im Leben als funkelnde Dollars! Es würde aber nichts helfen. Dagoberts Geiz ist unheilbar; er ist sein Leben, seine Persönlichkeit, seine Religion, sein Ein und Alles.

Besorgte Kritiker allerdings haben ihn schon früh als Inbegriff des fiesen Monokapitalisten gebrandmarkt; ein Standardwerk dieser meist marxistisch inspirierten Kritikerschule ist *How to read Donald Duck: imperialist ideology in the Disney Comic* (1975) der Soziologen Ariel Dorfman und Armand Mattelart. Auch für überzeugte Christen stellt Onkel Dagobert eine bleibende moralische Herausforderung dar: Ist doch der Geiz (*avaritia*) eine der sieben Todsünden, da sie Wohltätigkeit und Barmherzigkeit als christlichen Kardinalpflichten massiv im Wege steht. Aber schon lange vor den christlichen Tugendpredigern hatte niemand Geringerer als Aristoteles gegen den Geiz gewettert, da er der ethischen Grundhaltung der *mesotes*, der rechten Mitte, diametral entgegenstehe: Der moralisch gefestigte Charakter in Gelddingen zeige sich darin, dass man weder übermäßiger Verschwendung und noch übermäßigem Geiz anheimfalle. Und schließlich hat der Volksmund eine Vielzahl von Schimpfwörtern ersonnen, die deutlich zeigen, was das Volk von Typen wie Dagobert Duck hält: Sie sind „Geizhälse“ und „Geizkragen“, die den Hals nicht vollkriegen können, auch wenn sie an ihrem Geld ersticken; „Geizknochen“ und „Geizknüppel“, die vor lauter Geiz krumm und mickrig werden; „Knauser“ und „Knicker“, die ewig anal fixiert – so im Übrigen die tiefenpsychologische Erklärung für den Geiz – und verklemmt bleiben.

Dass Goethe zudem im *Faust* den Geiz für „männlich“ erklärt hat, könnte nicht zuletzt damit zusammenhängen, dass die berühmtesten Geizknochen der Weltliteratur ausnahmslos männlich sind. Das beginnt mit Molières Harpagon in der Komödie *Der Geizige*, der seinen vergrabenen Geldkasten ebenso innig liebt wie Dagobert Duck seinen Geldspeicher und dafür auch seine Familie opfern will. Auf ihn folgt Eugénie Grandet in Balzacs *Menschlicher Komödie*, der „einen geheimen Schatz besaß und sich nächtlicherweise dem unaussprechlichen Vergnügen hingab, das der Anblick einer großen Masse Goldes gewährt. Die Geizhälse hatten hierfür beinahe eine Gewissheit, wenn sie in die Augen

des Mannes sahen, auf die das gelbe Metall abgefärbt haben zu schien“ – und wer dächte hier nicht an die Dollarzeichen, die in Dagoberts Augen funkeln, sobald er goldene Taler erblickt? Daran schließt sich Dagoberts Pate Ebenezer Scrooge an, dessen durchdringender Geiz seine ganze äußere Erscheinung verkrüppelt hat: „Seine innere Kälte machte sein Gesicht frostig, zwickte seine spitze Nase, runzelte seine Wangen, machte seinen Gang steif, seine Augen rot, seine dünnen Lippen blau und sprach hämisch aus seiner knarrenden Stimme“. Sie alle könnten – in sehr sparsamen Rahmen natürlich – in der Ahnengalerie der geizigsten Ente der Welt hängen (einiges spricht im Übrigen dafür, dass die Verschwendung als aristotelischer Gegenpol des Geizes weiblich ist, aber darüber sagt Goethe nichts im *Faust*, und wir reden hier nicht über Daisy Duck).

Die Beispiele aus Religion, Philosophie und Literatur zeigen: Der Geizige ist nicht nur unbeliebt, sondern einsam und hässlich; er verfällt der härtesten moralischen und religiösen Kritik; man macht ihn hemmungslos lächerlich und beschimpft ihn – und dass Geiz geil sei, hat trotz der manipulativen Glanzleistung der Werbeindustrie letztendlich auch keine bleibende Wirkung im Bewusstseinshaushalt einer eher auf Verschwendung getrimmten Konsumnation hinterlassen. Geiz kann zudem niemals befriedigt werden; der antike Satiriker Menippos zeichnete schon vor über zweitausend Jahren ein Bild des Geizigen, das bemerkenswerte Ähnlichkeit zu Dagobert Duck aufweist: „Wenn ihm der ganze Erdkreis zur Verfügung stünde als Besitz, so würde er doch von ebendieser krankhaften Raffgier angestachelt werden und sinnen und trachten, sich selbst noch ein Profitchen abzugeben“. Tatsächlich nämlich ist der Geiz in gewissem Sinne psychologisch äußerst merkwürdig: Der reiche Geizige kann sich alles kaufen, aber er kauft sich gar nichts; er lebt wie der ärmste Bettler oder der strengste Asket. Darauf hat schon Immanuel Kant in seiner *Kritik der Urteilskraft* hingewiesen: „So verlangen die Sittenlehrer von den Psychologen, ihnen das seltsame Phänomen des Geizes, der im bloßen Besitze der Mittel zum Wohllieben (oder jeder andern Absicht) doch mit dem Vorsatze, nie einen Gebrauch davon zu machen, einen absoluten Wert setzt“.

Kein Psychologe jedoch, sondern ein Philosoph bot gut hundert Jahre später eine mögliche Erklärung für dieses psychologische Paradox an. Georg Simmel führt in seiner *Philosophie des Geldes* zunächst wie Kant aus, dass das Geld – eigentlich der Inbegriff eines Mittels zum Zweck – dem Geizigen ein „Endzweck“ ist. Mehr noch: Es ist ihm „ein Gegenstand scheuer Achtung, der für ihn selbst tabu ist. Der Geizige liebt das Geld, wie man einen sehr verehrten Menschen liebt, in dessen bloßem Dasein und darin, dass wir ihn wissen und unser Mitihm-sein empfinden, schon Seligkeit liegt“. Das jedoch führt uns in gerader Linie zurück zu Dagobert und unserer scheuen, meist nicht eingestandenen und schon gar nicht verstandenen Sympathie für ihn, in seinen besseren Momenten zumindest: Er ist ja nicht herzlos. Er liebt sein Geld, er liebt jeden einzelnen sei-

nen unzählbaren, goldig glänzenden Taler wie sein eigenes Kind, und er kann den Verlust von keinem einzigen ertragen. Er muss es nicht nur beschützen, er muss es immer sehen, immer zählen; ja er muss sogar darin baden und seinen kalten Glanz auf seiner nackten Entenhaut spüren. Und er muss all das, weil er ein großer Liebender ist, ein bedingungslos Liebender, jenseits aller Vernunft (und dass er sich dabei in der Objektwahl vergriffen hat – wem von uns ist das noch nie passiert?)



DESIGN (von lat. *designare*: zeichnen, bezeichnen), Bezeichnung sowohl für den (künstlerischen oder technischen) Entwurf und die ästhetische Gestaltung eines Gegenstands als auch dessen Ergebnis. Der Begriff wurde Mitte des 20. Jahrhunderts zuerst im Rahmen industrieller Fertigungsverfahren verwendet; heute ist er ein Inbegriff von gehobenem Stil- und Geschmacksbewußtsein und daraus resultierendem Sozialprestige. Design als umfassender Verschönerungsprozess hat den gesamten Lebensalltag des (kaufkräftigen und stilsicheren) Konsumenten überzogen und äußert sich in der Inneneinrichtung seiner Wohnung ebenso wie in Kleidung, Accessoires, Autos, Essen und Trinken (vgl. *Lifestyle*), im *corporate design* von Firmen oder politischen Parteien ebenso wie in Designgeschichte und -theorie als boomenden Zweigen der Kulturwissenschaften. Design im engeren technischen Sinn hingegen wird bei der Entwicklung neuer Auto-Prototypen oder der Schaltkreise elektronischer Geräte benötigt.

Seinen beispiellosen Erfolg verdankt das Design seiner Schlüsselposition am Kreuzungspunkt verschiedener älterer Begriffstraditionen, die dringend aufgefrischt und zeitgeistgemäß angepasst werden mussten. Verwandt ist er mit den älteren Begriffen der Form und der Gestalt. Er verbindet dabei die Orientierung des konventionellen Handwerks am konkreten, technischen Zweck eines Produkts mit den Eigenschaften eines Kunstwerks, das nach klassischer Auffassung gerade keinen Zweck hat, aber eine schöne äußere Form. Sobald es im Rahmen der industriellen Entwicklung nicht nur möglich, sondern ökonomisch sogar attraktiv wurde, auch alltäglichen Produkten der industriellen Massenfertigung einen ästhetischen Mehrwert zukommen zu lassen, schlug die Geburtsstunde des Designs. Seine ersten Vertreter sind die Reformbewegungen des *Arts-and-Crafts-Movement* Ende des 19. Jahrhunderts in England, bald gefolgt von den lebensreformatorischen Bewegungen um die Wende zum 20. Jahrhundert (*Werkbund, Wiener Werkstätten*). Mit der Formel FFF (*form follows function*) war bald eine eingängige Maxime gefunden, die den Anspruch von Design als „guter Form“ eingängig formulierte: Aus einer durchdachten, zweckmäßigen Gestaltung sollte geradezu naturgemäß eine ästhetisch ansprechende Formgebung resultieren. Die „Klassiker“ des Designs zeichnen sich dabei durch äu-

ßerste Einfachheit und Reduktion auf das Allernötigste aus: Ein Bauhaus-Stuhl verzichtet auf modischen Schnickschnack, überschießende Ornamentik oder Zugeständnisse an die menschliche Bequemlichkeit; für ihn gilt: Ein Stuhl ist ein Stuhl (um Gertrude Stein zu variieren).

Ein Vorläufer des Designs des 20. Jahrhunderts ist der italienische Begriff des *disegno*; ein Schlüsselkonzept der italienischen Renaissance – die nicht umsonst auch eine Blütezeit des Kunstgewerbes und des technisch-zeichnerischen Entwurfs war –, das den allen bildenden Künsten zugrunde liegenden, rational nicht vollständig zugänglichen Produktionsprozess beschreibt: „Das *disegno*, das man mit anderen Worten auch Entwerfen nennt, ist Quelle und Inbegriff der Malerei, der Bildhauerei, der Architektur und jeder anderen Art des Malens. Es ist die Grundlage jeder Wissenschaft. Wer diese große Kunst beherrscht, der möge erkennen, dass ihm eine unvergleichliche Macht untertan ist. Er wird, mit nicht mehr als Feder und Pergament Dinge schaffen, die größer sind als alle Türme der Welt“ (so Michelangelo Buonarroti in seinen *Römischen Gesprächen*). Das *disegno* vereint also intellektuelle Erfindung und künstlerische Gestaltung; es ist gleichzeitig Wissenschaft und Kunst und nähert den großen Designer sowohl dem schaffenden Gott als auch der schaffenden Natur an. Dass dabei nicht nur Kunstwerke entstehen können, sondern auch technische Geräte – und wenn schon keine Stühle, dann eben Webstühle – demonstrieren die virtuosen Entwurfszeichnungen Leonardo da Vincis.

Die Künstler und Theoretiker der Renaissance zehren dabei wiederum von einem sehr viel älteren Designkonzept, nämlich dem zu ihrer Zeit verbreiteten Neoplatonismus. In Platons Dialog *Politeia* geht es im zehnten und letzten Buch unter anderem um die Rolle der Künste in dem zu entwerfenden Idealstaat – bzw. eigentlich um das Fehlen einer gesellschaftlich bedeutsamen Rolle der Künstler, die Platon nämlich kategorisch aus dem Staat verbannen möchte. Ein fiktiver Künstler, so der fiktive Sokrates in der *Politeia*, möchte einen Stuhl malen. Damit jedoch ahmt er nur etwas nach, was es schon gibt, nämlich einen realen, von einem Handwerker fach- und sachgemäß gefertigten Stuhl. Dieser wiederum konnte jedoch nur deshalb einen Stuhl „designen“, weil er eine allgemeine „Idee“ – nicht von einem bestimmten Stuhl, sondern sozusagen dem Stuhl aller Stühle, dem Urbild „Stuhl“ im Kopf hatte. Sokrates folgert daraus: „Nicht wahr, dreierlei Stühle kommen da heraus? Ein ursprünglich ideell existierender, den wohl nach meiner Ansicht wenigstens ein Gott geschaffen hat, oder wer sonst? Niemand anders, denke ich. Zweitens einer, den der Stuhlmacher gezimmert hat. Ja, sagte er. Drittens einer, den der Maler gemalt hat, oder nicht? Es ist so. Also Maler, Stuhlmacher und Gott sind drei Meister für drei Arten von Stühlen. Ja, drei“. Gott ist also der Urdesigner aller weltlichen Stühle, die der Handwerker und der Maler – als Nachahmer zweiter Ordnung – nur

stümpferhaft sinnlich nachschaffen können; je mehr sie sich dabei dem ideellen Urbild des Ur-Stuhls nähern, desto gelungener wird ihr Design sein.

Solche künstlerischen oder handwerklichen Objekte sind nach Aristoteles deutlich zu unterscheiden von den Dingen, die die Natur selbst hervorbringt. In seiner *Physik* erläutert er: „Von dem was ist, ist einiges von Natur, anderes durch andere Ursachen. Von Natur: Die Thiere und ihre Theile, und die Pflanzen, und die einfachen Körper, wie Erde und Feuer und Luft und Wasser. Denn von diesen und ihres gleichen sagen wir, sie seien von Natur. Alles das Genannte aber erscheint als unterschieden, gegen das was nicht von Natur ist. Das von Natur seiende nämlich erscheint sämtlich als enthaltend in sich den Ursprung der Bewegung und des Stillstandes“. Daraus folgt: „Denn ein Stuhl und ein Kleid und was sonst noch dergleichen Gattungen sind, hat, wie fern es das ist was es genannt wird, und sein Sein der Kunst verdankt, keinen Antrieb zu einer Veränderung inwohnend“. Die Sätze sind kompliziert, der Sachverhalt relativ einfach: Alles, was lebt, kann sich von selbst in Bewegung setzen; wenn Stühle hingegen sich von selbst in Bewegung setzen, kann es sich allenfalls um eine Séance handeln. Statt mit der Natur hängt das Kunstwerk für Aristoteles aufs engste mit der handwerklichen Geschicklichkeit und der vernünftigen Erkenntnis zusammen: es „gibt überhaupt so wenig eine Geschicklichkeit, die nicht ein mit vernünftiger Überlegung verbundenes gestaltendes Vermögen wäre, wie es ein solches Vermögen gibt, das nicht eine Geschicklichkeit bedeutete. Und so ist denn künstlerische Geschicklichkeit und das Vermögen des Gestaltens im Bunde mit vernünftiger, die Wahrheit treffender Überlegung eins und dasselbe.“ Bündiger könnte man auch heute gutes Design als glückliche Kombination von handwerklicher Kompetenz, künstlerischer Gestaltungsfähigkeit und vernünftiger Planung kaum definieren.

Nach der noch etwas sachfreudigeren Antike verlieren die Stühle allerdings deutlich an philosophischem Gewicht; wenn im Mittelalter und noch bis hin in die Aufklärung in philosophischen Texten die Rede von Stühlen ist, handelt es sich meist um einen gewissen „Heiligen Stuhl“. Von Bedeutung werden Alltagsdinge wie Stühle erst wieder, als (Lebens-)Philosophen damit beginnen, technische Prozesse und die Konkurrenz, die der traditionellen Ästhetik des singulären Kunstwerks durch reproduzierbare, ästhetisch aufgewertete Produkte des Kunstgewerbes erwächst, zu analysieren. So erläutert Georg Simmel in seiner *Philosophie des Geldes* den geistigen Mehrwert des Herstellens von Stühlen: „Der Anteil des Geistes an einem Arbeitsprodukt bedeutet nämlich zwei scharf zu unterscheidende Seiten desselben. Wenn ein Tischler einen Stuhl nach einem längst bekannten Modell herstellt, so geht das freilich nicht ohne einen Aufwand psychischer Tätigkeit ab, die Hand muß vom Bewußtsein geleitet werden. Allein dies ist keineswegs die ganze in dem Stuhl investierte Geistigkeit. Er wäre auch nicht herstellbar ohne die geistige Tätigkeit desjenigen,

der, vielleicht vor Generationen, das Modell dazu ersonnen hat; auch die hiermit verbrauchte psychische Kraft bildet eine praktische Bedingung dieses Stuhles. Nun aber besteht der Inhalt dieses zweiten geistigen Prozesses in einer Form weiter, in der er keinen psychischen Kraftaufwand mehr involviert: als Tradition, objektiv gewordener Gedanke, den jeder aufnehmen und nachdenken kann“. Die platonisch-esoterische Idee des Stuhls ist zu einem allgemein verfügbaren, kulturell überlieferten Traditionsbestand geworden, dessen ursprüngliche ideelle Basis aber noch sehr schwach in jeder realen Stuhlfertigung durchschimmert – zumindest, so lange sie ein Tischler und keine Maschine vornimmt.

Eine solche kulturelle Aufladung von Artefakten beschreibt auch Arthur Schopenhauer – der im Übrigen an anderer Stelle auch kern-materialistisch gegen die platonischen Stühle argumentiert: Es gebe keine abstrakten Ideen von Stühlen und Tischen, sondern diese verkörperten allenfalls die verschiedenen Materialien (zum Beispiel Holz) innewohnenden Ideen. In diesem Zusammenhang taucht nun der Gedanke auf, Form und Funktion (letztere firmiert hier noch unter ihrem älteren begriffsgeschichtlichen Äquivalent, dem „Zweck“) könnten in einem engen Zusammenhang stehen. Schopenhauer beschreibt dieses Phänomen zwar nicht an Stühlen, aber an antiken Gefäßen: „Jene naive Einfalt hingegen in der Darlegung und dem Erreichen des Zweckes, die dem Geiste entspricht, in welchem die Natur schafft und bildet, ist es eben auch, welche den antiken Thongefäßen eine solche Schönheit und Grazie der Form verleiht, daß wir stets von Neuern darüber erstaunen; weil sie so edel absticht gegen unsere modernen Gefäße im Originalgeschmack, als welche den Stempel der Gemeinheit tragen, sie mögen nun aus Porzellan, oder grobem Töpferthon geformt seyn. Beim Anblick der Gefäße und Geräthe der Alten fühlen wir, daß wenn die Natur dergleichen Dinge hätte schaffen wollen, sie es in diesen Formen gethan haben würde.“ Die Natur selbst wäre die beste Designerin; und wichtig ist dabei nicht unbedingt ein edles Material, sondern das klare Bewusstsein davon, dass Dinge Zwecke erfüllen sollen und dass sie weder schöner noch besser dadurch werden, dass man diesen Zweck im Interesse von Originalität, schierer Neuheit oder Prunksucht entstellt – insofern kann ein einfacher Thonet-Stuhl in Fragen des Designs jederzeit allen möglichen geschmückten Thronen und geweihten heiligen Stühlen überlegen sein. So sieht es auch Friedrich Nietzsche, der das Beispiel Schopenhauer von den „Gefäßen“ nicht nur wieder auf „Lampen, Tische, Stühle“ und ähnliches erweitert, sondern seine Analyse des modernen Geschmacksverfalls und der Dekadenz des Gestaltungswillens auch auf geistige Gestalten und Werte überträgt: „wer jetzt zuseht, wie fast jedermann mit Kunst, mit Staat, Religion, Bildung hantiert – um aus guten Gründen von unsern ‚Gefäßen‘ zu schweigen – der findet die Menschen in einer gewissen barbarischen Willkürlichkeit und Übertriebenheit der

Ausdrücke, und dem werdenden Genius steht gerade dies am meisten entgegen, daß so wunderliche Begriffe und so grillenhafte Bedürfnisse zu seiner Zeit im Schwange gehen.“

Nietzsche fordert also ein zeitgemäßes Design auch für geistige Sachverhalte; und natürlich sind sein eigenes Werk und seine eigene Person Beispiele eines neuen, mit Niklas Luhmann gesprochen, „Theoriedesigns“. Tatsächlich haben viele Personalphilosophien durchaus einen Design-Aspekt, eine Art persönliches Markenzeichen (vgl. *Label*): Was für Sokrates die „Hebammenkunst“ als Muster Erkenntnis fördernder philosophischer Tätigkeit war, war für Platon der ganz anders gestaltete Dialog; die scholastische und die ihr folgenden Schulphilosophien haben die Typen der formal streng strukturierten Disputation und des in sich geschlossenen Systems hervorgebracht; der skeptische Aphorismus ist ebenso ein Markenzeichen wie die kantische Kritik, und Nietzsche schuf gar eine eigene Figur zur Verkündigung seiner Alleszertrümmererphilosophie, den sprach- und gedankengewaltigen Zarathustra, der heute sicherlich versehen mit dem obligaten Copyright-© auftreten würde. Gutes Theoriedesign besteht also in der Philosophie darin, die zu vermittelnde Materie – den eigenen gedanklichen Entwurf, die zu vermittelnde neue Erkenntnis – nicht nur gut zu verpacken; wobei die einfache Lesbarkeit und Verständlichkeit offenbar über weite Strecken nicht direkt als Merkmal guten Designs galt (wenn man sich das zertifizierte Verständnis aller drei kantischen Kritiken anhand eines kleinen IK-Logos ans philosophische Revers stecken könnte, wäre das sicherlich ein Verkaufsschlager in Akademikerkreisen). Vielmehr muss der jeweilige philosophische Hauptzweck – der ja durchaus unterschiedlich sein kann – möglichst gut auch in der gewählten Form und Methode zur Geltung kommen. Gute Titel tun ein Übriges: Angesichts der Wahl zwischen einem *Tractatus Logico-philosophicus* und einer *Fröhlichen Wissenschaft* wird den meisten potentiellen Lesern die Wahl nicht allzu schwerfallen. Andererseits verspricht auch die dritte „Kritik“ in Folge (vgl. *Sequel*) einen gewissen verkaufsfördernden Wiedererkennungseffekt.

Damit ist zum Schluss der nicht zu vernachlässigende ökonomische Aspekt guten Designs angesprochen: Im 21. Jahrhundert ist die ästhetische Durchgestaltung von Produkten derart universell geworden, dass kaum noch das Brot beim Bäcker der Verschönerung entgeht (ganz zu schweigen von solchen Lebenswichtigkeiten wie Mineralwasser). Deshalb kommt es darauf an, das Designer-Label, in dem sich das Prinzip Design personalisiert, zum Luxusgut zu erheben: Die Handtasche mag noch so unpraktisch sein, zwei oder drei ineinander verschlungene Buchstaben machen sie zum Inbegriff des elitären Geschmacks; ein kleines grünes Krokodil kann zum unentbehrlichen und enorm wertsteigernden Bestandteil einfacher Wollpullover. Wir alle stehen unter dem Zwang, ständig noch schöner zu wohnen, zu konsumieren, zu philosophieren,

kurz: Designer unserer selbst zu sein. Einfacher wäre das, wenn wir endlich wüssten, wozu wir nun eigentlich da sind; dann könnte die äußere „Form“ einer inneren „Funktion“ folgen, und jede und jeder wäre ein Muster guten Persönlichkeitsdesigns. Bis dahin jedoch müssen wir uns mit fremdbestimmten Labels behelfen und das Design wechseln wie die Lebensziele und -partner: von IKEA zu hülsta, von Tchibo zu Jura, von H&M zu Christian Dior – und wenn wir nicht in einem Yamamoto-Totenhemd mit Stiletto von Manolo Blahnik an den Füßen unter den individuell gewählten Baum im Friedwald gebracht wurden, so wechseln wir noch heute.



ENGEL, Gattungsbezeichnung für himmlische Wesen in menschlicher Gestalt, erkennbar meist an Übergröße und Ausstattung mit Flügeln. Vom Menschen unterscheiden sich durch ihre Immaterialität. Engel haben eine Mission, die gleichzeitig ihr Wesen definiert: Sie erledigen Botendienste für eine ihnen übergeordnete Gottheit; das bedeutet auch *angeli*, griechisch für: der Abgesandte. Über ihre Anzahl weiß man nichts Genaueres (der Bibel zufolge sollen es Millionen sein). Lediglich einige sind namentlich bekannt, nämlich die Erzengel (vor allem Michael und Gabriel); „Erz“ leitet sich dabei ab von griech. *arche* für den Anfang, den Ursprung. Als Gattung immaterieller Wesen sind sie logischerweise nicht vom Aussterben bedroht. Und trotz des Fehlens jeglicher greifbarer Weise für ihre Existenz sind sie im kollektiven Bewusstsein der Menschheit so tief verankert, dass sie selbst in der metaphysisch wenig begabten Moderne beinahe allgegenwärtig sind: In Umfragen zeigt sich regelmäßig, dass mehr Menschen an Engel glauben als einen ihnen logisch und hierarchisch übergeordneten Gott. Lyrikfreunden mag zudem eine Rilke-Zeile im Kopf spuken, sie lautet: „*Ein jeder Engel ist schrecklich*“ und stammt aus den *Duineser Elegien*, wo überhaupt ziemlich viel von Engeln die Rede ist. Aber warum sind und bleiben Engel so allgegenwärtig? Und worin liegt, wenn wir Rilke ein wenig nachsinnen, ihre Schrecklichkeit? Das betrachten wir in der folgenden kleinen Angologie (der Fachterminus für: Engelkunde) nacheinander für vier verschiedene Bereiche: Religion, Philosophie, Volksglauben und Kunst.

Im **religiösen Bereich** finden wir Engel vor allem in den monotheistischen Varianten (also Judentum, Christentum, Islam); der Polytheismus hat dafür funktionsäquivalente Halbgötter. In den Religionen sind Engel zum einen himmlische Postboten: Sie bringen (gute oder schlechte) Botschaften, wie beispielsweise Maria die Ankündigung der Geburt des Herrn durch ihren unschuldigen Leib. Als sie den Hirten auf dem Felde dann davon berichten, dass diese Geburt nun tatsächlich eben gerade in der Nachbarschaft stattgefunden hat, leiten sie

das rhetorisch nicht ungeschickt ein mit dem Appell: „Fürchtet euch nicht!“ – denn ihr plötzliches, reales Erscheinen ist, nicht nur für Hirten auf dem Felde und unschuldige Jungfrauen, eben: fürchterlich. Engel sind, zum Zweiten, himmlische Herolde: Sie preisen göttliche Weisheiten und singen generell das Lob ihres Arbeitgebers. Und zum Dritten sind sie als himmlische Heerscharen auch die schnelle Einsatzgruppe Gottes, die notfalls ihre Schrecklichkeit mit Flammenschwertern demonstrieren kann (z.B. als Sicherheitsdienst für das den Menschen für alle Ewigkeit verschlossenen Paradieses). Im Islam gibt es darüber hinaus einen speziellen Todesengel namens Azrael, der die Seelen Verstorbener ins Jenseits überleitet. Eine Besonderheit des jüdischen Engelglaubens hingegen ist, dass die Engel dem Menschen hierarchisch untergeordnet sind, Begründung: Sie haben im Gegensatz zu den Menschen keinen freien Willen! Deshalb sind sie auch logischerweise eifersüchtig auf die Menschen, diese verzogene Lieblingsschöpfung Gottes! Eine Sonderrolle spielt zudem Luzifer (der „Lichtbringer“), der gefallene Engel, der nun mitsamt seinen Anhängern über die Hölle herrscht. Seine Existenz ist eher apokryph überliefert, aber offensichtlich ein Narrativ, das verführerisch genug ist, um bis heute Epen (John Milton, *Paradise Lost*; Goethe, *Faust*) wie TV-Serien (*Lucifer Morningstar*) und einen satanischen Anhänger-Kult zu inspirieren. Für alle aufrührerischen Geister ist dieser ursprüngliche Lieblingssohn Gottes eine gern benutzte Identifikationsfigur.

Auch die **Philosophie**, und damit kommen wir zur zweiten Region des geistigen Engel-Habitats, benutzt gern die Denkfigur des gefallenen Engels: Sie bietet nämlich eine wunderbar anschauliche Begründung für die Entstehung des Bösen und beantwortet damit eine der Grundfragen der Moralphilosophie. Die Metaphysik insgesamt beschäftigt sich gern mit Engeln: Für Aristoteles und Generationen seiner Anhänger sind sie denotwendige zweite Bewegter der Himmelssphäre (Gott hat sie als erster Bewegter nur geschaffen), also sozusagen himmlische Mechaniker; oder, für den mittelalterlichen Denker Moses Maimonides beispielsweise, verkörperte Naturgesetze. Daneben entwickelt sich, ausgehend von der etwas zwielichtigen Gestalt des Pseudo-Dionysios Areopagita (6. Jh. n.Ch.), die Idee einer komplizierten himmlischen Hierarchie mit verschiedenen Stufen und ihnen zugeordneten unterschiedlichen Funktionen bzw. Kompetenzen (man kann sich das durchaus als Himmels-Bürokratie vorstellen). Thomas von Aquin nahm diese Theorien auf und macht sie metaphysisch satelfester durch die These, dass Engel spezifische Wesen ohne jede Substanz seien, die nur aus ihrer eigenen inneren Form bestehen – was fortan dazu dienen konnte, sowohl die Existenz einer unsterblichen Seele als auch diejenige einer intuitiven Erkenntnis zu beweisen (den Syllogismus dazu darf sich jede selbst basteln). Anthropologisch interessant war zudem seit jeher die Idee, dass der

Mensch auf einer Art erweiterter *scala naturae et supernaturae* dasjenige Wesen ist, das zwischen Engel und Tier steht; in der vielzitierten Formel des aufklärerischen Dichters, Mediziners und Naturforschers Albrecht von Haller: „*Du unselig Mittelding von Engeln und von Vieh!! Du prahlst mit der Vernunft, / und du gebrauchst sie nie*“. Welches biologische Geschlecht ein Engel schließlich haben könne – überlassen wir einer noch zu schreibenden feministischen Metaphysik.

In **Mythologie und Volksglauben** sind Engel Dämonen (griech. *daimonion*) bzw. gute Geister (lateinisch *genius*). Sie sind jedem einzelnen Menschen als Schutzengel zugeordnet und wachen über sein Schicksal. Sie können auch, als *genius loci*, einem Ort seinen *good vibe* geben. Offensichtlich ist diese Vorstellung des persönlichen Schutzengels für Menschen jeglicher Herkunft und Zeit so attraktiv, dass selbst Ungläubige ihr heimlich gern frönen: Wenn Gott schon tot ist, die Eltern einen verraten haben und alle Ideale mit zunehmendem Alter unter starken Abnutzungserscheinungen dahinsiechen, möchte man wenigstens eine ganz eigene, nur für einen selbst bestimmte Quelle von Kraft, Glauben, Zuverlässigkeit und Heil in einem ganz umfassenden Sinn haben! Ein solcher Engel ist, *per definitionem*, nicht schrecklich; er neigt eher zur Niedlichkeit, wie putzige Engelfiguren allerorten zeigen. Ein Schutzengel ist einfach – ein schöner Gedanke. Es gibt entschieden zu wenig davon in dieser Welt des Schreckens.

Deshalb, und damit kommen wir zum vierten und letzten Gebiet unserer kleinen Engelkunde, liebt auch die **Kunst** den Engel. Sie hat ihn frühzeitig mit Flügeln ausgestattet, was seiner Erkennbarkeit dient, aber gleichzeitig Raum für experimentelle Gestaltungsweisen bietet. Engel in der bildenden Kunst sind entweder übergroße Flügelwesen in voller Jugendblüte und -schönheit, die meist androgyn anmuten (was die heikle Geschlechterfrage umgeht bzw. auf eine interessante Art beantwortet). Die Verkündigungengel gehören ebenso wie die mittelalterlichen lächelnden Engel an gotischen Kirchenportalen zu den hinreißendsten Gestaltungen (über-)menschlicher Schönheit überhaupt. Oder sie sind niedliche Kinderengel – als Putten (von lateinisch *putellus*, Knäblein) flattern sie um Barockaltäre oder schauen besinnlich-neckisch von Raffaels berühmter und milliardenfach reproduzierter *Sixtinischen Madonna* (die Darstellung leitet sich übrigens von der des geflügelten *eros* in der Antike ab, eine christlich etwas zweifelhafte Verwandtschaft also). Putten können schrecklich niedlich sein; aber zweifellos sind sie eine Inkarnationsform des Engels, die massentauglicher ist als der im Wortsinn *schreck-liche* große Engel der Verkündigung oder des Todes. Lange Zeit wurden übrigens auch Frauen gern mit Engeln verglichen; im 18. Jahrhundert waren besonders hübsche und gleichzeitig besonders tugendhafte (und möglichst: junge) Frauen eben „englische Wesen“,

die platonisch angebetet werden konnten. Vom 19. Jahrhundert an vollzieht sich parallel dazu ein auffälliger Wechsel in der Engeldarstellung in der bildenden Kunst: Nun sind Engel häufig nicht mehr androgyn (meist mit einer Winzigkeit mehr Männlichkeit), sondern eindeutig weiblich – und damit deutlich weniger schrecklich als vielmehr: zunehmend erotisch verführerisch.

Bei **Rilke** schließlich, dem lyrischen Angelologen schlechthin, finden sich Engel von den frühesten Anfängen bis zu den allerspätesten, reifsten Gedichten seines lyrischen Gesamtwerks. Die anfangs zitierte Wendung leitet seine *Duineser Elegien* ein, entstanden zwischen 1912 und 1922 und mit inspiriert vom *genius loci* des Schlusses Duino, gelegen auf einem schroffen Felsen am Golf von Triest. Sie verdient es, ihrer Schwerverständlichkeit zum Trotz, in ihrem gesamten Kontext zitiert zu werden: „*Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel / Ordnungen? und gesetzt selbst, es nähme / einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge von seinem / stärkeren Dasein. Denn das Schöne ist nichts / als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen, / und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäht, / uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich*“. Man sieht, dass Rilke die Engelliteratur kannte (*der Engel Ordnungen*); und man spürt vielleicht in den harten Zeilensprüngen sprachlich ein Nachbeben der Erschütterung heraus, die die Engellerscheinung seit jeher begleitet.

Was jedoch hat die Schrecklichkeit des Engels mit der Schönheit zu tun? Oberflächlich könnte man das lesen als ästhetische Metaphysik – eine von vielen Theorien des Schönen in der modernen, entschieden nicht-mehr schönen Kunst: Schönheit muss in gewisser Weise – furchterregend, erschütternd, bedrohlich sein (früher nannte man das „erhaben“, es war aber nicht das Gleiche). Nur so kann sie, so könnte man weiterspekulieren, der Schrecklichkeit der modernen Welterfahrung, ihrer abgrundtiefen Furchtbarkeit gerecht werden. Aber wie bei jedem Gedicht sollte man zunächst versuchen, so bodennah wie nur irgend möglich zu lesen, bevor man sich in die vermeintlichen Höhen der „Interpretation“ hinaufschwingt. Engel also lösen durch ihr plötzliches Erscheinen in der Sphäre der Realität einen tiefen, einen existentiellen Schrecken auf: Von ihm wird Maria erfasst, als der Verkündigungengel sie „heimsucht“, von ihm werden die Hirten auf dem Felde geschüttelt, deren Horizont wahrscheinlich wenig über ihre Herde hinausging (das war in Ordnung. Sie waren Hirten). *Schrecklich*: Wann erfahren wir in unserem vollkaskoversicherten Alltag noch eine abrupte Erschütterung aller vermeintlichen Gewissheiten, ein Stillstehen der Welt in einem Atemzug, gefolgt von Wellen der Furcht und des Überwältigt-Seins? Sein aber, menschliche Existenz in ihrer stärksten Form, davon ist Rilke zu diesem Zeitpunkt überzeugt, ist: Schreckliche Erfahrungen machen zu müssen – Schmerz, Krankheit und Tod ebenso wie Trennung, Verrat, Gewalt. Man kann

ihnen nicht entgehen, und man soll ihnen nicht entgehen als Mensch. Sie haben ihre eigene – Schönheit, eine Erfahrungstiefe, ein Gestaltungspotential. Deshalb ist Schönheit, nicht nur, aber auch: Schrecklichkeit; aber in einer versöhnenden, dem Menschlichen geneigten, eine furchtbare Botschaft schonend vermittelnden Form (*Du musst sterben. Du wirst leiden. Die Liebe währt nicht ewig*). Kunst in diesem Sinne ist: ein Lobpreis des Schreckens als spezifisch menschlicher Erfahrungsform. Wer so erschrecken kann – wer, Goethe würde vielleicht sagen: *erschreck-bar* ist –, der kann etwas vom Leben verstehen, und nicht nur von der Kunst. Sie ist nämlich, genau wie der Engel: im Wesentlichen eine Botschaft, in eine spezielle Form der Erscheinung gegossen.



ENTSORGUNG, Euphemismus (also eine verschönernde bzw. den wahren Sachverhalt verschleiernde Bezeichnung) für die Lagerung, Vernichtung oder Verwertung von Müll im Allgemeinen, insbesondere jedoch gefährlicher, weil sehr lange radioaktiv strahlender Atombrennstäbe. Die Verbindung der negativen Vorsilbe „Ent“-, die das Ent-schwinden von etwas bezeichnet (zum Beispiel Ent-schuldigung, Ent-lastung, Ent-täuschung), mit dem alten Begriff der „Sorge“ assoziiert dabei die Lösbarkeit aller Menschheitsprobleme: endlich sorgenfrei, sorglos, entsorgt, hat sich die Menschheit allen Abfalls entledigt.

Die Müllentsorgung hat sich zwar erst in jüngster Zeit zu einem größeren ökologischen Problem entwickelt, begleitet aber die Entwicklung der menschlichen Zivilisation zumindest seit den ersten Phasen ihrer Dekadenz: Sprichwörtlich wurde beispielsweise die römische *cloaca maxima*. Noch im 18. Jahrhundert berichtet Goethe in seiner *Italienischen Reise* aus Palermo von Zuständen, die an die heutige neapolitanische Müll-Dauerkrise erinnern, aber auch von fern an schwäbische Kehrwochen: „'Es ist bei uns nun einmal, wie es ist', versetzte der Mann; ‚was wir aus dem Hause werfen, verfault gleich vor der Türe übereinander. Ihr seht hier Schichten von Stroh und Rohr, von Küchenabgängen und allerlei Unrat, das trocknet zusammen auf und kehrt als Staub zu uns zurück. Gegen den wehren wir uns den ganzen Tag. Aber seht, unsere schönen, geschäftigen, niedlichen Besen vermehren, zuletzt abgestumpft, nur den Unrat vor unsern Häusern.' Und lustig genommen, war es wirklich an dem. Sie haben niedliche Besen von Zwergpalmen, die man mit weniger Abänderung zum Fächerdienst eignen könnte, sie schleifen sich leicht ab, und die stumpfen liegen zu Tausenden in der Straße. Auf meine wiederholte Frage, ob dagegen keine Anstalt zu treffen sei, erwiderte er, die Rede gehe im Volke, daß gerade die, welche für Reinlichkeit zu sorgen hätten, wegen ihres großen Einflusses nicht genötigt werden könnten, die Gelder pflichtmäßig zu verwenden, und dabei sei noch der wunderliche Umstand, daß man fürchte, nach weggeschafftem mist-

haftem Geströhde werde erst deutlich zum Vorschein kommen, wie schlecht das Pflaster darunter beschaffen sei, wodurch denn abermals die unredliche Verwaltung einer andern Kasse zutage kommen würde“.

Während also die organisierte Müllentsorgung auf materieller Ebene ewig an den gleichen Problemen zu scheitern scheint – die Behörden sind entweder korrupt, nicht zuständig oder gar am Erhalt der Müllberge zur Tarnung tieferer Übel interessiert –, beschäftigte sich die Philosophie traditionell lieber mit Phänomenen geistigen Unrats. Der „Abfall“ bezeichnet hier vor allem für die verräterische, den Geist sozusagen in den Schmutz ziehende Abwendung von reinlichen, übergeordneten Autoritäten. Dabei stehen an erster Stelle natürlich Gott bzw. seine Vertreter auf Erden, die zur Entsorgung von geistig Abfälligen hygienische Mittel wie die Inquisition oder die Exkommunikation erfunden haben. Ebenso riskant kann jedoch der Abfall von der „Natur“ sein, so der Stoiker Mark Aurel: „Die Seele des Menschen thut sich selbst den grössten Schaden, wenn sie sich von der Natur abzusondern, gleichsam aus ihr herauszuwachsen strebt. So, wenn sie unzufrieden ist, über irgend Etwas, das sich ereignet. Es ist dies ein entschiedener Abfall von der Natur“. Die Abwendung von der Natur ist deshalb verwerflich, weil sie deren durchgehende Zweckhaftigkeit bis hin in die niedersten Abfallprodukte verleugnet; dem (geistigen) Abfall entgeht hier nur, wer sich gut stoisch in die Allnatur ergibt und den Blick über die Abgründe des Irdischen erhebt: „Blicke oft zu den Sternen empor – als wandeltest Du mit ihnen. Solche Gedanken reinigen die Seele von dem Schmutz des Erdenlebens“ (immer noch der stoische Abfall-Experte Mark Aurel).

Andererseits nimmt sich sogar eine philosophische Autorität wie Platon dieses Schmutzes des Erdenlebens an. In seinem Dialog *Politeia* wird nämlich auch die Frage erörtert, ob es für Dinge wie „Haar, Kot, Schmutz und was sonst recht verachtet und geringfügig ist“, „eine für sich bestehende Idee“ gebe, sie also am hohen Reich der Ideen und Urbilder in irgendeiner Weise partizipieren könnten. Sokrates als Sprachrohr Platons lehnt das zuerst empört ab, gerät dann aber in Zweifel wegen der Konsistenz der Theorie (für was gibt es dann Ideen und was nicht?) und gibt schließlich zu, es sei am besten, über derlei gar nicht erst nachzudenken: „wenn ich bei diesen Dingen zu stehen komme, wende ich ihnen schnell wieder den Rücken zu, aus Furcht, hier in einen wahren Abgrund der Albernheit zu versinken und darin umzukommen“ – ein Verhalten, das durchaus Ähnlichkeiten zur aktuellen Suche nach atomaren Endlagerstätten aufweist. Zu einer entschiedeneren Antwort ringt sich hingegen der Neoplatoniker Plotin durch: „Was aber die Frage betrifft, ob es dort auch eine Idee giebt von verfaulten und widerwärtigen Dingen, ferner von Schmutz und Koth, so ist zu sagen: Was der Intellect von dem Ersten her bringt, ist alles ganz vortrefflich, darin befindet sich solches nicht“. Schmutz rührt also doch nicht vom Geist her, sondern immer von der „Materie“. Das sehen nicht-idealistische Denker aller-

dings anders. So fordert Nietzsche auch für „seelischen Unrat“ „Abzugsgräben“ und „reinliche, reinigende Gewässer“; und Georg Christoph Lichtenberg bedauert – bezeichnenderweise in seinen *Sudelbüchern*, die man sich leicht eselsohrig und kaffeebefleckt denken mag: „Mit dem Nutritionsgeschäft der Seele sieht es sehr betrübt aus: da gibt es Öffnungen genug, Nahrung einzunehmen, aber es fehlt an Gefäßen, das Gute abzusondern, und hauptsächlich an *primis viis*, den unnützen Unrat dem großen Ganzen der Bücherwelt wieder zuzuführen, und in den Kreislauf zu bringen“.

Damit ist zugleich der große Gedanke genannt, der das Entsorgungswesen des 20. und 21. Jahrhunderts beherrscht: das Recycling. Im stolzen Werbetext „ich war eine Dose!“ verschafft sich der alte philosophische und religiöse Gedanke der Reinkarnation einen zeitgemäß variierten Ausdruck. Was recycelt werden kann, tritt wieder ein in den organischen Kreislauf der Dinge, wie ihn beispielsweise Johann Gottfried Herder in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* mit nicht geringem Enthusiasmus und Anklängen an moderne Müllverbrennungsanlagen schildert: „Daß Brennbares in der ganzen Vegetation sei und daß das animalische Leben sich bloß mit der Verarbeitung dieses Feuerstoffs beschäftige, ist durch eine Menge neuerer Versuche und Erfahrungen bewiesen, so daß der ganze lebendige Kreislauf der Schöpfung der zu sein scheint, daß das Flüssige fest und das Feste flüssig, das Feuer entwickelt und wieder gebunden, die lebendigen Kräfte mit Organisationen beschränkt und wieder befreit werden. [...] Die ganze Schöpfung lebt jetzt voneinander; das Rad der Geschöpfe läuft umher, ohne daß es hinzutue“. Mit der letzten Formulierung ruft Herder eine alte buddhistische Figur auf, das Rad der Wiedergeburt nämlich: im *Samsara* („beständiges Wandern“) kommt der immerwährende Kreislauf von Werden und Vergehen zum Ausdruck, in dem auch der Mensch auf verschiedenen Seinstufen zwischen Himmel und Hölle immer aufs Neue wiedergeboren wird. Entgehen kann er diesem ewigen Recycling nur, indem er alle Bindungen und Leidenschaften hinter sich läßt, sich nicht mehr sorgt; erst im „Nirwana“ ist die ultimative Entsorgung erreicht.

Der Zusammenhang von Abfall, Recycling und Entsorgung hat im Übrigen sehr alte mythologische Wurzeln. Eine antike Fabel des Hyginus (aus dem 2. Jahrhundert n. Chr.) berichtet nämlich folgendes von der Entstehung des Menschen: Einst habe die „Sorge“ (lat. *cura*) grübelnd an einem Fluss gesessen und aus der tonhaltigen Erde einen Menschen geformt. Während sie noch darüber nachdenkt, was sie eigentlich mit diesem Geschöpf anfangen sollte, betritt zufällig der Göttervater Jupiter die Szene, und die Sorge bittet ihn, dass er dem Stück Ton Geist verleihen möge. Jupiter kommt der Bitte gern nach, fordert aber, dem nunmehr begeistigten Geschöpf möge sein Name verliehen werde (offensichtlich eine frühe Variante des Urheberrechts). Um die Sache zu komplizieren, meldet sich nun auch die Erde („Tellus“) zu Wort: Schließlich habe sie

das Material bereitgestellt, also gebühre ihr die Patenschaft. Als Schiedsrichter erscheint Saturn, der Herrscher über die Zeit, und fällt folgendes Urteil: Nach seinem Tode solle der Geist des Wesens den Göttern, sein Körper hingegen der Erde anheimfallen; während seines Lebens unterstehe es aber der Sorge. „Weil aber über den Namen Streit besteht, so möge es ‚homo‘ heißen, da es aus humus (Erde) gemacht ist“.

Die Fabel wird von Herder aufgegriffen (in einem Gedicht *Das Kind der Sorge*), von Goethe variiert (in seinem *Faust*) und schließlich von Martin Heidegger (in *Sein und Zeit*) endgültig philosophisch etabliert. Herder bleibt nahe am Text und macht eine Familiengeschichte mit religiösen Untertönen daraus: Das „Kind der Zeit“ hat zwei Väter, einen leiblichen und einen geistigen, aber nur eine Mutter – die Sorge:

Du wirst, so lang' es nur athmet,
Es nie verlassen, Dein Kind.
Dir ähnlich, wird es von Tage
Zu Tage sich mühen ins Grab.

Die Assoziation zur Erbsünde ist wohl nicht zufällig: Der Mensch ist seines Abfalls von Gott wegen und seiner daraus resultierenden Sterblichkeit dazu verdammt, sich immerwährend (vergeblich) zu bemühen; Erlösung findet er erst im Tod, mit dem er die Zeitlichkeit hinter sich lässt. Natürlich ist der Tod insofern die ultimative Entsorgung; zumal, wenn man an ein Recycling durch Wiederauferstehung glaubt.

Ähnlich ergeht es auch Goethes *Faust*, der gleich zu Beginn der Tragödie erster Teil in der Studierzimmer-Szene die Sorge als Gegenpol zum göttlichen Sein, aber auch zum unbeschwerten Flug der menschlichen Phantasie beschreibt:

Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirkt sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof als Weib und Kind erscheinen.

Diesen eher bürgerlichen Sorgenquellen weiß sich Faust zwar durch seinen unstillen, mephistophelisch gelenkten Lebenswandel zu entziehen. Gleichwohl holt ihn die Sorge, nun gar personifiziert, am Ende in der Tragödie zweitem Teil doch ein; und sie spricht gar fürchterliche Worte:

Wen ich einmal mir besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze;
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter.

Faust leistet diesmal jedoch sogleich Widerstand:

Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.

Woraufhin ihm die Sorge ebendiese Macht demonstriert, indem sie ihn erblinden lässt und ins „ewig Düstre“ verbannt. Faust hat sich jedoch am Ende seines Lebens von ihrem Einfluss freigemacht und hält ihr entgegen: „Allein im Innern leuchtet helles Licht“. Äußerliche Sorgen können ihn nun nicht mehr erreichen; ein für allemal entsorgt wird er am Schluss auf Fürsprache von Gretchen zum Himmel emporstreben.

Ähnliches existentielles Schwergewicht bekommt die Sorge in Heideggers Hauptwerk *Sein und Zeit*; sie ist dort einer der Grundbegriffe des Daseins schlechthin: „Das ‚In-der-Welt-sein‘ hat die seinsmäßige Prägung der Sorge“. Dabei bezieht sich auch Heidegger auf die Hyginus-Fabel, um sein begrifflich und gedanklich eigenwilliges Konzept der „Sorge“ „vorontologisch“ – unter Bezug auf eine historische Quelle nämlich – zu erläutern und zu verstärken. Interessanterweise betont er dabei besonders einen Aspekt, den weder Herder noch Goethe gesehen hatten, nämlich die Doppeldeutigkeit des lateinischen *cura* im Originaltext: Sorge sei nicht nur als vage Angst vor der Zukunft zu verstehen, sondern auch als sorgende Hingabe an die Gegenwart. Insofern wäre eine Ent-Sorgung anthropologisch gar nicht unbedingt wünschenswert, sondern würde dem Menschen einen seiner wichtigsten Handlungsantriebe entziehen: Sorgenfrei wäre er eben kein Mensch mehr, sondern würde nur noch vegetieren, nicht „sein“.

Dass das Problem der materiellen Entsorgung allerdings so schnell nicht entsorgt werden kann, bleibt uns gewiss: Wenn wir, auf welche Weise auch immer, aller geistigen Sorgen enthoben sein werden, strahlt der unbelebte radioaktive Abfall unserer Kernkraftwerke in alle Ewigkeit – eine Vision, die auch den sein ganzes Leben lang besonders sorgenbeladenen Franz Kafka in seiner *Sorge des Hausvaters* umtreibt. Ein verantwortungsbewusster Hausvater berichtet dort von einem Wesen namens „Odradek“, das eine Art „flacher sternartiger Zwirnspeule“ aus „abgerissenen, alten, ineinander geknoteten, aber auch ineinander verfilzten Zwirnstücken“ mit Beinen ist (also aus Müll besteht) und im Haus ein unkontrollierbares Eigenleben führt. Sein Name ist dabei ebenso sinnlos wie seine gesamte Existenz oder seine kurzen Kommunikationsversuche; vergeblich sucht der Hausvater nach „irgendeiner zweckmäßigen Form“: „Das Ganze erscheint zwar sinnlos, aber in seiner Art abgeschlossen“. Odradek ist ein Organismus ohne Zweck, er existiert in gewisser Hinsicht, zweifellos, aber irgendwie auch nicht – kann denn ein solches Wesen überhaupt sterben? Das ist die Sorge, die den Hausvater als Sterblichen und deshalb Sorgenden verfolgt: „Sollte er also einstmals etwa noch vor den Füßen meiner Kinder und Kindeskinde

mit nachschleifendem Zwirnsfaden die Treppe hinunterkollern? Er schadet ja offenbar niemandem; aber die Vorstellung, daß er mich auch noch überleben sollte, ist mir eine fast schmerzliche“. Eine kafkaeske Sorge mehr, vielleicht jedoch die Mutter aller Sorgen überhaupt, die nicht und niemals zu entsorgen sein wird: dass letztlich alles endliche menschliche Leben so wenig Sinn hat, dass selbst ein bizarres Phantasiewesen ohne jeglichen erkennbaren Zweck und jenseits jeglicher Sorge es überleben kann.



FASTEN, Enthaltung von allen oder nur bestimmten Speisen, Getränken oder Genussmitteln über einen bestimmten Zeitraum hinweg. Als eine Art anthropologische Konstante finden sich Fastengebräuche und Fastenzeiten in so gut wie allen Religionen und Kulturen. Sie variieren zwar in der Auswahl der Fastenobjekte oder im Umfang der zeitlichen Einschränkungen, aber der metaphysische Überbau zu Begründungszwecken ist relativ konstant: Wer fastet, entsagt der Welt, den Vergnügungen der Sinne und dem Genuss an sich. Fasten ist ein genuin leib- und weltfeindliches Verhalten und gleichzeitig eine Art Wette aufs Jenseits: Indem man gewisse, häufig sogar: große körperliche Einschränkungen auf sich nimmt, wird man belohnt durch geistige Einsicht, Erleuchtung und, ultimativ in vielen Religionen: das ewige Leben. Die größte Rolle spielt das Fasten im Hinduismus und im indischen Jainismus, die unzählige Fastenpraktiken entwickelt haben: Der Yogi-Meister oder der Saddhu (Sanskrit für: heiliger Mann) haben ihre Körper und dessen Bedürfnisse so weit diszipliniert, dass sie selbst die Atemtätigkeit weitgehend unterdrücken können. Für den Islam ist das Fasten eine der fünf „heiligen Säulen“ des Glaubens und vor allem im Fastenmonat des Ramadan mit weitreichenden Einschränkungen verbunden. Im Christentum wie im Judentum gibt es unterschiedliche lange Fastenzeiten vor hohen religiösen Feiertagen. Zum Verbot von Genuss-, Rausch- und Nahrungsmitteln kommen dabei häufig das Verbot sexueller Handlungen sowie Schweige- oder Armutsgebote. In der protestantischen Aktion „7 Wochen ohne“, einer Art halb-säkularisiertem Wohlstands-Fasten, gilt inzwischen praktisch jeglicher Verzicht (Handy, Nachrichten, Schokolade, falscher Ehrgeiz, Lügen, Pessimismus) als gewinnbringend für das Seelenleben. Ursprünglich sollte vor hohen Festen die Seele durch Fastenpraktiken „gereinigt“ werden; der körperliche Entzug sollte dabei mit einem Gewinn an Wahrnehmungsfähigkeit und einer ungestörten Fokussierung auf spirituelle Erfahrungen und Erkenntnisse einhergehen. Aus medizinischer Sicht verändert sich der Stoffwechsel durch längeres Fasten. Der Körper stellt um auf Katabolismus (griech. für Kräfteverfall; im Gegensatz zu Anabolismus, dem Aufbau von Kräften): Der Stoffwechsel wird verlangsamt, Blutdruck und Blutzucker werden gesenkt, nach

und nach werden Fett und Muskeln abgebaut; bei längerem Fasten wird der Fastende schließlich durch die Ausschüttung von Endorphinen belohnt. Mäßig und regelmäßig betrieben, ist ein gesundheitlicher Nutzen durchaus nachweisbar. Deshalb erfreuen sich therapeutisches Heilfasten oder unterschiedliche Entschlackungsprozeduren schon seit über hundert Jahren einer großen Beliebtheit in der westlichen Zivilisation: Rein vom Schmutz des Körpers (oder eben: exzessiver Handynutzung, falschem Denken, verwerflicher Handlungsmotive) steigt die Seele sozusagen befreit und bereit zu höheren Erfahrungen auf.

Der philosophische Bruder religiös und kulturell begründeter Fastenpraktiken ist die Askese (abgeleitet vom griech. Verb ‚askein‘ für üben). Asketische Selbsttechniken (Michel Foucault) nahmen in der Antike breiten Raum ein. Körperliche Askese übten der Kämpfer im Krieg wie der Wettkämpfer in der Arena; geistige Askese galt in beinahe allen philosophischen Schulen von Sokrates an als Königsweg zu mentaler Selbst- und Verhaltensdisziplin und damit als unentbehrliche Voraussetzung für die Erlangung jeglicher Tugend. So war Sokrates nicht nur für sein dialektisches Geschick bekannt, sondern mindestens genauso für seine körperliche Unempfindlichkeit und physische Ausdauer; den ultimativen Askese-Beweis lieferte er, als er den Schierlingsbecher leerte und damit sein Leben mehr oder weniger freiwillig beendete (er hätte auch fliehen können). Für die Stoiker war die völlige Selbstbeherrschung Voraussetzung, um zur Apathie (Unempfindlichkeit im Angesicht von Leiden, Beherrschung der Affekte), zur Autarkie (Selbstgenügsamkeit) und damit zur Ataraxie, der unzerstörbaren Gelassenheit und Seelenruhe des stoischen Weisens zu gelangen.

Eine besondere Variante weitgehender Askese lebten schließlich die Kyniker, deren bekanntester Vertreter Diogenes war: Sie entsagten nicht nur jeglichem materiellen Besitz ebenso wie einem festen Wohnsitz, sondern auch der Körperpflege und den allermeisten zivilisatorischen Vorschriften überhaupt. Damit bilden sie gleichzeitig historisch eines der wenigen Beispiele dafür, dass Askese gelebte Sexualität nicht ausschließen muss: Selbstbefriedigung war (auch öffentlich) ausdrücklich erlaubt. Der Kyniker lebt im Frieden mit der Allnatur, die ihm als Menschen menschliche Bedürfnisse gegeben hat und deren Befriedigung nicht verboten werden kann; und er tut das so autark wie möglich, da nur so, in der inneren Unabhängigkeit von äußeren Umständen, die (diesseitige) Glückseligkeit erreicht werden kann. Er ist damit eine Art säkularer Gegenpol zum frühchristlichen Säulenheiligen oder den mittelalterlichen Reklusen, die sich lebenslang in eine Zelle einmauerten, um allen sinnlichen und sozialen Versuchungen zu entgehen und die Kasteiung dadurch ins Maximale zu treiben. Letztlich entgehen aber beide, der Kyniker wie der Säulenheilige, dem ‚asketischen Dilemma‘ nicht: Besonders weitgehend betriebene und in absoluter Konsequenz gelebte Entsagung (wovon auch immer) erzeugt Bewunderer,

Nachfolger, Anhänger – und damit verwerflichen Ruhm, Sozialprestige, Macht. Als Stellvertreter nimmt der Asket sozusagen die Sünden der restlichen Menschheit auf sich und demonstriert damit, dass ein Mensch durch anhaltende und gnadenlose Übung über sich selbst hinauswachsen kann: Er wird zum Guru, und die Welt, die er doch geflohen hatte, holt ihn über einen Umweg wieder ein. Vom damit verbundenen moralischen Kapital zehrt noch Gandhis Strategie des gewaltlosen Widerstandes, der im Hungerstreik bis zur Bedrohung der eigenen physischen Existenz gipfelt.

In der Neuzeit bleiben zwar Fasten- und Askesepraktiken in religiösen und kulturellen Zusammenhängen abgemildert erhalten, aber in einer zunehmend sinnenfreudigen, weltzugewandten Welt verlieren sie an existentieller Bedeutung. Doch noch Kant kennt eine „ethische Asketik“, die er in der *Metaphysik der Sitten* folgendermaßen erläutert: Sie sei eine „Kultur der Tugend“, eine „Diätetik für den Menschen, sich moralisch gesund zu erhalten“, und stehe damit im Gegensatz zur schwärmerischen „Mönchsasketik“, die „aus abergläubischer Furcht oder geheucheltem Abscheu an sich selbst, mit Selbstpeinigung und Fleischeskreuzigung zu Werke geht“ und nicht auf Tugend, sondern auch „Entsündigung“ abzwecke. Wer hingegen seine moralischen Pflichten freudig erfülle und sich so der Tugend als würdig erweise, werde schon im Diesseits belohnt: „Die Zucht (Disziplin), die der Mensch an sich selbst verübt, kann daher nur durch den Frohsinn, der sie begleitet, verdienstlich und exemplarisch werden“. Damit steht Kant im Einklang mit der Bergpredigt, wo es über die Fastenden heißt: „Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer dreinsehen wie die Heuchler; denn sie verstellen ihr Gesicht, um sich vor den Leuten zu zeigen mit ihrem Fasten. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn schon gehabt“ (Matt 6, 16).

Friedrich Nietzsche hat sich in seiner *Genealogie der Moral* ebenfalls ausführlich mit dem Thema beschäftigt, die dritte Abhandlung dort trägt den Titel „Was bedeuten asketische Ideale?“ Für Nietzsche sind sie ein Zivilisationstrick und eine Machtpraxis; sie äußerten sich in bestimmten „fixen Ideen“, die dem Menschheitsgedächtnis durch Praktiken, Prozeduren und Lebensformen (Säulenheilige, Saddhus, Reklusen) unauslöschlich eingeschrieben werden. Asketische Ideale geben damit Antwort auf die immerwährende metaphysische und urmenschliche Grundfrage nach dem „Sinn des Lebens“: Der Mensch ist dasjenige Tier, das ohne einen Sinn nicht leben kann, sondern nur leiden muss; aber er kann sich über sich selbst erheben, indem er dem unvermeidbaren Leiden und Sterben einen höheren Sinn zuweist: „Die Sinnlosigkeit des Leidens, nicht das Leiden, war der Fluch, der bisher über der Menschheit ausgebreitet lag – und das asketische Ideal bot ihr einen Sinn“! Der Preis dafür war jedoch hoch: „dieser Haß gegen das Menschliche, mehr noch gegen das Tierische, mehr noch gegen das Stoffliche, dieser Abscheu vor den Sinnen, vor der Vernunft selbst“

führe am Ende zu einem „Willen zum Nichts“. Asketische Ideale, das macht ihre Popularität aus, versprechen Sinn und damit Belohnung in geistiger Währung; asketische Ideale, das macht ihre Gefahr aus, werden jedoch in gänzlicher Weltverleugnung und Lebensfeindlichkeit bezahlt.

Insofern erscheinen weder das Fasten noch die Askese als genuin nachhaltige Praktiken. Sicherlich könnte die Welt gelegentlichen Konsumverzicht und menschliche Bedürfnisdisziplin gebrauchen, ein wenig fröhliche Pflichterfüllung mit Kant und mehr Gelassenheit mit der Stoa, ein wenig kynische Bedürfnislosigkeit mit der Stoa und ein wenig moralische Gymnastik mit Sokrates. Aber das Bemühen um Nachhaltigkeit, also um eine Form von Generationengerechtigkeit verbunden mit einem schonenden Umgang mit Ressourcen, kann nicht von einer Basis der Menschen- und Lebensfeindlichkeit aus sinnvoll begründet werden: Warum schließlich sollte man sich bemühen, eine Welt für die Nachkommen zu erhalten, die von Grund auf falsch und abzulehnen ist? Vielmehr könnte sich, mit Peter Sloterdijk, der Mensch als Übender in Anknüpfung an überlieferte „Manifestationen menschlichen Übungs- und Beseelungswissens“ neu erfinden. In *Du mußt dein Leben ändern* (was zwar ein Rilke-Zitat ist, aber genauso gut die Nachhaltigkeitsmaxime schlechthin sein könnte) heißt es: „Die hier vorgeschlagene Übersetzung der religiösen, spirituellen und ethischen Tatsachen in die Sprache und Optik der allgemeinen Übungstheorie versteht sich als ein aufklärungskonservatives Unternehmen – ja sogar ein konservatorisches in der Sache selbst.“ Dass Sloterdijk dieses Unternehmen zudem als immunologische „Anthropotechnik“ begründet, liest sich unter den Bedingungen von Corona noch einmal anders und neu (der Erfinder der sozialen Distanzierung war ein Säulenheiliger).



FORMEL 1, ursprünglich „Formula A“, die „Königsklasse“ des Automobilsports, benannt nach dem Regelwerk der FIA (*Fédération Internationale de l'Automobile*), das jeder Rennfahrer anerkennen muss, der sich unter die Schnellsten der Schnellen einreihen will. Das Reglement wird häufig geändert und bestimmt sogar die Größe und das Gewicht der Siegerpokale (mindestens 50, nicht aber höher als 65 cm; nicht schwerer als 5 kg für den Ersten). Dabei werden nicht nur Menschen (genauer gesagt, junge hochtrainierte Männer; Frauen tauchen in dieser Welt nur ebenfalls jung, ziemlich leicht bekleidet und vorzugsweise mit besagten Pokalen in den Händen auf) und hochspezialisierte Motoren (um die 800 PS, die genauen Zahlen werden geheimgehalten) bewegt, sondern auch große Mengen Geldes: Die FIA und die von ihr organisierte *World Championship* ist die größte Finanz- und Medienmacht im globalisierten Sportgeschäft; schätzungsweise 600 Millionen Menschen auf der ganzen Welt sehen

Formel-1-Rennen, egal ob in Monte Carlo, Hockenheim oder Dubai. Der Rennfahrer selbst geht bei diesem Extrem-Bewegungssport trotz aller Verbesserung der Sicherheitsmaßnahmen ein Risiko ein, dass unsere umfassend auf Sicherheit und Versicherung bedachte Vollkasko-Moderne sonst um jeden Preis vermeidet. Verständlicherweise möchte deshalb auch die Hauptfigur in Erich Maria Remarques Roman *Der Himmel kennt keine Günstlinge* (1961; verfilmt als *Bobby Deerfield* mit Al Pacino in der Titelrolle) zwischendurch nur „ausruhen und einmal ein paar Tage nichts von diesem verdammten Unfug hören, Menschen auf zu schnellen Maschinen herumrasen zu lassen“. Natürlich fährt er sich trotzdem am Ende zu Tode. Vorher darf er aber noch eine Zeit lang Philosoph der Geschwindigkeit sein und grübeln: „Schneller als man selbst zu sein heißt noch nicht, Gott zu sein. Es ist nicht wahr, daß nur der Mensch Hilfsmittel mit seinem Gehirn erfinden kann, die ihn schneller machen als seine natürliche Geschwindigkeit. Ist nicht auch die Laus schneller als sie selbst, wenn sie im Gefieder des Adlers sitzt?“

Eine ähnliche dialektische Bewegungs-Denkfigur findet sich bereits in der Antike. Zwar lieben auch die alten Griechen Pferde- und Wagenrennen; und der griechische Dichter Pindar hat es mit Hymnen auf die Gewinner der Kampfspiele (siehe auch *Jogging*) gar in den Kanon der Weltliteratur geschafft. In ihnen stellt er die siegreichen Athleten auf eine Stufe mit Göttern und Halbgöttern:

Ich komme und bringe euch vom reichen Theben diesen Gesang
als Botschaft des Viergespanns, unter dem die Erde gebebt,
auf dem der wagenkundige Hieron siegte.

Dementsprechend üppig fallen auch die göttlichen Ehrungen aus:

Denn die pfeile-schickende Jungfrau mit beiden Händen
und der Schützer der Wettspiele Hermes setzen ihm glänzenden Schmuck
auf,
wenn er an den geglätteten Sitz und den zügelhorchenden Wagen spannt
die Kraft der Rosse und anruft den dreizackschwingenden, weitgewaltigen
Gott.

Der hymnische Tonfall ist uns fremd geworden, die Stilisierung zum Nationalhelden hingegen vertraut, auch wenn der sagenhafte Schumi aus dem legendären Hürth-Hermülheim seinen mythischen Ruhm wieder verspielt hat. Die Philosophen der Antike halten es jedoch insgesamt eher mit der Langsamkeit. Das zeigt beispielsweise das dem Vorsokratiker Zenon von Elea zugeschriebene Paradoxon von Achilles und der Schildkröte: Es postuliert, dass selbst der schnellste Läufer den langsamsten Schleicher niemals einholen kann, wenn der Langsamere einen Vorsprung bekommt (vgl. *Jogging*). Erreicht nämlich der schnelle Achilles den Punkt, an dem die Schildkröte vor ihm gestartet war, hat

sie sich schon wieder eine Strecke weit bewegt; erreicht er diesen neuen Vorsprung, ist sie ihm schon wieder voraus – und so weiter, *ad infinitum*. Was logisch klingt, ist es tatsächlich nicht ganz, wie die Mathematik zeigen kann; verallgemeinert gesprochen, krankt die Argumentation daran, dass zwar jede Strecke beliebig fein und beliebig oft unterteilt werden kann, tatsächlich jedoch weder die Strecke unendlich lang ist noch die zur Verfügung stehende Zeit unendlich – mathematisch ausgedrückt: Auch eine unendliche Reihe kann eine endliche Summe haben. Mit seiner anhaltenden Bekanntheit auch bei Nicht-Bewegungsphilosophen und Nicht-Mathematikern demonstriert das Paradoxon jedoch nicht nur die Wichtigkeit möglichst plakativer Werktitel, sondern auch die psychologische Allgegenwart des wahrscheinlich vom Neid genährten Wunsches, einmal mögen doch auch die Langsamsten die Schnellsten sein.

Dessen neuzeitliche und volkstümliche Variante ist das Märchen vom Hasen und vom Igel. Zwar spielt sich dabei der Igel, der ein bisschen empfindlich ist, wenn man ihn mit seinen kurzen krummen Beinen neckt – wie es der nicht nur hochnäsige, sondern auch hochbeinige Hase natürlich tut –, reichlich chauvinistisch gegenüber seiner Frau auf (auch in der Fabel ist das Wettrennen offensichtlich eine Männerangelegenheit); und natürlich gewinnt er auch nur nach exakt 74 Runden, weil er die Regeln dieser tierischen Formel-1-Variante etwas beugt. Gleichwohl erweist er sich als wahrer Philosoph, indem er am Schluss seine Flasche Brantwein (den Champagner des kleinen Mannes) und seinen Golddukaten (Werbeeinnahmen waren noch nicht erfunden) „vergnügt“ nach Hause trägt, an keinen weiteren Rennen mehr teilnimmt und auch kein späteres Comeback versucht: „So geschah es, daß auf der Buxtehuder Heide der Igel den Hase zu Tode gelaufen hatte, und seit jener Zeit hat es kein Hase mehr gewagt, mit dem Buxtehuder Igel um die Wette zu laufen“.

Die Buxtehuder Hasen haben also aus ihren Fehlern gelernt; die Menschen allerdings rasen weiter dahin, was das Zeug hält. Für Remarques Rennfahrer Clerfayt ist das Rennen, bei aller philosophischen Erkenntnis der Relativität von Schnelligkeit und Langsamkeit, dann doch eine überwältigende Erfahrung; der Geschwindigkeitsrausch imitiert dabei offensichtlich die mystische Gotteserfahrung: „Es war dieses kurze Stück, der Moment des Passierens, nach Kilometern durch dichten Staub, und dann plötzlich der blaue Himmel, die reine Luft [...], die Welt, die wieder da war, einfach, groß, still, unbeteiligt an Rennen und Menschen, und der prometheushafte Augenblick, als der Wagen die Höhe erreichte, die Clerfayt hochriss und über sich selbst wegwarf, so daß er an nichts mehr dachte, aber alles gleichzeitig war“. Auf eben diese mystische Verklärung der Geschwindigkeit als Rauscherlebnis in den gottesfernen Zeiten der Moderne hatte auch die ästhetische Avantgarde aufgesetzt, wenn der italienische Futurist Filippo Tommaso Marinetti im *Futuristischen Manifest* (1909) den Rennfahrer als Ikone der Moderne und den Rennwagen als ultimative ästheti-

sche Gestalt preist: „Wir erklären, daß sich die Herrlichkeit der Welt um eine neue Schönheit bereichert hat: die Schönheit der Geschwindigkeit“. Für Marinetti ist ein „Rennwagen, dessen Karosserie große Rohre schmücken, die Schlangen mit explosivem Atem gleichen“, „schöner als die Nike von Samothrake“. „Angriffslustige Bewegung“ anstelle „gedankenschwerer Unbeweglichkeit“ ist nun das Motto für die moderne Kunst; der Sieger und seine Maschinen ihre Helden, nicht der Denker und seine Ideen.

Ein kleiner Text von Franz Kafka, nicht gerade bekannt für sportliche Ambitionen oder große Siegerposen, unterläuft subtil die Siegermentalität des Allerschnellsten: *Zum Nachdenken für Herrenreiter* (1913). Lakonisch reiht Kafka Gründe dafür, dass es keinesfalls „verlockend“ sei, „in einem Wettrennen der erste sein zu wollen“: Auf den abendlichen Überschwang des „Ruhms“ – Frauen, Champagner, Pokale – folgt erfahrungsgemäß die morgendliche „Reue“; der „Neid der Gegner, listiger, ziemlich einflußreicher Leute“, verdirbt die Freude ebenso wie der das Verhalten der Freunde, die entweder beim Wetten nicht auf einen gesetzt hatten – und nun auch nicht gewinnen – oder auf einen gesetzt, also gewonnen haben und nun nichts Eiligeres zu tun haben, als schnöde ihrem Gewinn zuzueilen. Die Konkurrenten fassen das ganze Rennen als bedeutungsloses „Kinderspiel“ oder ihre Niederlage gar als „Unrecht“ auf; und bei den Frauen kann der Sieger auch nicht recht Eindruck machen, weil er in den ungewohnten Gebärden des Gewinnens, die ihm abverlangt werden – „dem ewigen Händeschütteln, Salutieren, sich Niederbeugen und In-die-Ferne-Grüßen“ – , ungelenkt gegenüber den unverkrampften Verlierern wirkt. „Endlich fängt es gar aus dem trüb gewordenen Himmel zu regnen an“ – so endet der Text, und mit ihm alle Hoffnung darauf, aus dem Rausch des Sieges wenigstens eine kleine Ermutigung in den trüben Alltag mit hinübernehmen zu können. Der Herrenreiter ist, am Ende, noch einsamer, als er es vorher und eigentlich immer schon war.

Dem Zuschauer geht es letztlich nicht besser, trotz wesentlich geringerer Gefahr für Leib und Leben. „Ja, wo laufen sie denn?“ ist zu einem geflügelten Wort dafür geworden, dass jemand den Überblick verloren hat und sich dabei lächerlich macht – wie Lorient's unsterblicher Mann mit der Knollennase „auf der Rennbahn“, der sein Opernglas verkehrt herum auf die Pferde richtet und am Ende nur die ebenso knollige Nase seines Gegenübers und den „ach“ so „schööönen“ grünen Rasen findet. „Naja, so'n Pferd ist ja auch nur ein Mensch“, tröstet er sich schließlich angesichts der ihn ebenso wie seinen Gesprächspartner überfordernden Geschwindigkeit, die ihm eindrücklich nur die eigene Langsamkeit demonstriert. Ähnlich ergeht es der Geliebten des Rennfahrer Clerfayt, der schönen Lilian, die angesichts der Radiomeldungen über die *Mille Miglia*, die berühmten „1000 Meilen von Brescia“, geradezu existentia-

listisch sinniert: „Von Brescia nach Brescia! Gab es ein stärkeres Symbol der Sinnlosigkeit? [...] Fuhr nicht jeder von Brescia nach Brescia?“.

Formel-1-Fahrer bewegen sich im Kreis, wenn auch schneller als die meisten von uns; aber all die Bewegung führt nicht zu einem Fortschritt (wenn man die technische Entwicklung der Boliden einmal außer acht läßt). Inzwischen hat auch Achilles endlich die Schildkröte eingeholt, nein überholt – bei dem Mathematiker und Schriftsteller Lewis Carroll nämlich, der in einem kleinen Dialog Zenons Schildkröte mit Achilles in ein Gespräch kommen läßt. Dabei beschwert sich die Schildkröte etwas patzig nach der unerwarteten Niederlage: „I thought some wiseacre or other had proved that the thing couldn't be done?"; und Achilles erwidert, ganz im Stil von Barack Obama: „It *can* be done. It *has* be done! *Solvitur ambulando!*“ Ein vergleichbares *solvitur currando* (gelöst durch Rennen) hingegen hat sich bisher nicht etablieren können, auch nicht bei den futuristischsten Philosophen. Durchaus vorstellbar wäre es allerdings, dass künstliche Intelligenzen der Zukunft eine Formel 1 des Geistes erschaffen könnten – bewegen sich doch heute schon die wirklich allerschnellsten Teilchen im Dienste der Wissenschaft in einem Kreis tief unter den Schweizer Bergen.



FREMDGEHEN, umgangssprachliche Bezeichnung für das Aufnehmen sexueller Beziehungen zwischen Personen, von denen mindestens einer der beiden Partner verheiratet oder in einer festen Beziehung ist. Wer die Redewendung in diesem relativ jungen Sinn zum ersten Mal aufgebracht hat, ist nicht mehr feststellbar. "In die Fremde" gingen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts eigentlich nur Märchenfiguren, Handwerksburschen nach der Freisprechung oder Emigranten, zumeist in großer Not. In die Fremde zu gehen war in früheren Zeiten eine existenzielle Entscheidung; wer in die Fremde ging, brauchte Abenteuerlust und Entdeckergeist, er riskierte Vermögen, Gesundheit und Leben, und allzu häufig kehrte er niemals zurück.

Das moderne "Fremdgehen" im Sinne des sexuellen Treubruchs bewahrt davon höchstens noch einen eine Neigung zu riskantem Verhalten – aber sprachlich ist die Formulierung ziemlich herabgekommen. Sie ist verwandt mit dem ebenfalls umgangssprachlichen "Miteinander gehen", was vor allem für relativ kurzlebige Intimbeziehungen Jugendlicher gebraucht wird (bzw. im deutschen Schlagergut ohrwurmträchtig Eingang gefunden hat: "Willst Du mit mir gehn, Licht und Schatten verstehn, dich mit Windrosen drehen?" sang Daliah Lavi, und dabei kam es offensichtlich auch mehr auf den Reim als auf tiefere Bedeutung an). Im Englischen spricht man ähnlich verharmlosend davon, dass jemand "a bit on the side" hat. Allein das Französische bewahrt in der etwas älteren Formulierung, jemand führe einen "coup de canif" aus, noch die

Schwere des Sachverhalts: Der Betrüger versetzt der Beziehung einen Messerstich mitten ins Herz. Die Flapsigkeit der Bezeichnung steht dabei in umgekehrter Proportion zu eben dieser gefühlten Schwere: Fremdgehen wird auch in Zeiten weitreichender sexueller Freizügigkeit von den (sozusagen) brav zuhause gebliebenen Partnern meist außerordentlich ernst genommen und führt nicht selten zu einer endgültigen Ent-Fremdung. Die Bezeichnung ist insofern sprachlich am ehesten als Euphemismus zu bezeichnen: eine Beschönigung, eine Bemäntelung, ein sprachliches Herabspielen – und vielleicht ist es kein Zufall, dass die "Untreue" ebenso wie das schöne alte deutsche Wort "Treue" sowie seine Verwandten "treuherzig", "Treu und Glauben" oder auch "Trauung" heutzutage auffallend aus der Mode gekommen ist.

Dabei vergisst es sich leicht, dass der Ehebruch in Deutschland erst seit 1969 straffrei ist; verboten war er schon in den allerersten überlieferten Gesetzbüchern der Menschheit. Lange Zeit wurden vor allem fremdgehende Frauen bestraft – sah man doch die eheliche Erbfolge durch eventuelle Kuckuckskinder gefährdet, während es für Männer in verschiedenen Zeiten und Kulturen geradezu ein wesentlicher Bestandteil der eigenen Männlichkeit war, gelegentlich in fremde Nester zu hüpfen. Die Strafen für die Frauen jedoch konnten drastisch sein: Die bekanntlich schon von den eher dekadenten Römern ihrer Sittenstrenge wegen bewunderten Germanen verhängten die Todesstrafe, trieben aber vorher die Verurteilte noch nackt und mit geschorenem Haar durchs Dorf; im Mittelalter pfälte man die Sünderinnen gern. Das rechtliche Verbot wurde zudem von Anfang an durch religiöse Normen untermauert: Zwar befand Jesus angesichts einer ihm vorgeführten Ehebrecherin bekanntlich, nur wer selbst von Schuld frei sei, solle den ersten Stein werfen (Joh. 8); aber gesteinigt wurde trotzdem reichlich, sowohl auf Gebot der Bibel als auch des Korans, und sicherlich nicht nur von Unschuldigen.

Das Altertum hatte zudem noch anschaulichere Bezeichnungen für den ehelichen Treuebruch. Ehemänner wurden zum "Hahnrei", wenn ihre Frau fremdging und ihnen damit "Hörner aufsetzte" – das Bild geht wahrscheinlich zurück auf die obszöne Geste der "manu cornuta" (der "gehörnten Hand", bei der die beiden äußeren Finger von der Faust abgespreizt wurden), die entweder als Phallus-Symbol verstanden werden konnte oder als mimische Nachahmung kastrierter Hähne, denen zur Markierung ihre abgeschnittenen Hoden in den Kamm eingesetzt wurden. Aber schon der "Seitensprung" ist kaum älter als das "Fremdgehen": Noch das *Deutsche Wörterbuch* der Brüder Grimm kennt ihn nur als Abweichung vom Redethema oder als seitliche "Eskapade" eines Pferdes – also eher lässliche Sachverhalte: ein kleiner Hüpfen eben, mehr nicht, aus purem Leichtsinn, auch wenn es den einen oder anderen Reiter dabei vom Pferde werfen mag. Das gleiche gilt für die "Affäre", die wenigstens den leicht verruchten Beiklang des Französischen bewahrt. Aber auch eine "affaire" meint einfach ei-

ne unspezifische "Angelegenheit", wenngleich immerhin meist eine skandalöse (jeder Politiker, der auf sich hält, hat heutzutage mindestens eine, und man würde sich vielleicht häufiger wünschen, dass es wenigstens "nur" eine sexuelle sei).

Die eigentliche Heimat des Seitensprungs jedoch ist die Literatur. Berühmt für seine diversen Affären war der Göttervater Zeus, berüchtigt die Eifersucht seiner Gemahlin Hera; und sogar die Göttin der Liebe und der Schönheit, Aphrodite, setzte ihrem hinkenden Schmiede-Gatten gern ziemlich massive Hörner auf. Das königliche Idealpaar des hohen Mittelalters, Artus und Ginevra, war eigentlich gar keines, denn Ginevra war die Geliebte des edlen Lancelot vom See. Die Hoch- und Blütezeit des Ehebruchs war schließlich der realistische Roman des 19. Jahrhunderts in Europa, der ohne *Effi Briest*, *Madame Bovary* und *Anna Karenina* nicht denkbar ist. Über die Gründe dafür kann nur spekuliert werden. Dass die drei fremdgehenden Titelheldinnen nicht nur schön und relativ selbstbewusst, sondern vielleicht auch ein klein wenig allzu jung und allzu vergnügungssüchtig sind, erscheint den meisten modernen Lesern lässlich angesichts der offensichtlichen Langweiligkeit und Blässe ihrer rechtmäßig bürgerlichen Ehemänner. Dass alle drei sich am Ende selbst töten, wird im Interesse der Zementierung der modernen Theorie der romantischen Liebe gern übersehen; ebenso, dass es den betrogenen Ehemännern, ja sogar den Liebhabern, kaum besser geht. Es waren eben doch keine unverbindlichen Seitensprünge – Effi, Emma und Anna hüpfen nicht beiseite in fremde Betten, sie erlebten vielmehr die ganze moralische, juristische, existentielle Schwere eines massiven Treuebruchs in Zeiten, denen vorher ehern geglaubte Normen zwar ins Schwanken geraten waren, aber noch nicht gestürzt.

Das war aber nur der Auftakt: Heute kann man in der zeitgenössischen Populärkultur, vor allem den beliebten *Soap Operas* (*Verbotene Liebe* brachte es auf zehn Jahre Laufzeit im deutschen öffentlich-rechtlichen Rundfunk), den Eindruck gewinnen, dass sie ohne Fremdgehen wahrscheinlich nicht über die erste Folge hinausgekommen wären. Hingegen ist es nahezu unmöglich, Aussagen über das reale Treueverhalten zu machen. Psychologen haben sich seit langem auf das Thema gestürzt, unterstützt von Heerscharen von Demoskopen: Gehen Sie fremd? Wie oft gehen Sie fremd? Mit wem gehen Sie fremd? Wissen Sie, ob Ihr Partner/Ihre Partnerin fremdgeht? Verzeihen Sie Ihrem Partner/Ihrer Partnerin, wenn er/siefremdgeht? Und, vor allem: Warum gehen Sie eigentlich fremd? Die Antworten unterscheiden sich leider massiv, je nachdem, wo und wen man fragt; und der Verdacht liegt nicht nur nahe, dass die Befragten nicht immer ehrlich antworten. Insofern kann man lediglich allgemeine Tendenzen festmachen: Im Großen und Ganzen behaupten etwas mehr Männer als Frauen, dass sie fremdgehen (das Verhältnis gleicht sich in kulturellen Kontexten mit einer starken Emanzipationsbewegung aber an); die Prozentzahlen unterschied-

den sich stark in verschiedenen Ländern (vor allem in Macho-Kulturen schießen sie geradezu in die Höhe, nur bei den Männern selbstredend); und als Ursache wird relativ einheitlich (und wenig überraschend) mangelnde sexuelle Befriedigung innerhalb der langfristigen Beziehung angegeben (wenig bekannt ist allenfalls, dass das Gesundheitsrisiko bei Seitensprüngen für ältere Männer nicht unerheblich ist: Die Gefahr, bei einer außerehelichen Beziehung mit einer jüngeren Frau in ungewohnter Umgebung und nach exzessivem Alkoholkonsum an einem Herzinfarkt zu versterben, ist deutlich erhöht!).

Insgesamt bleibt damit das Thema bis heute geprägt von der starken Spannung zwischen der realen, schweren Erfahrung eines ultimativen Vertrauensbruchs und der in der Sprache nur oberflächlich vollzogenen Verharmlosung zum unverbindlichen "Fremdgehen", das noch nicht einmal ein rechter Seitensprung mehr ist, sondern eher ein spaßhaftes Beiseitehüpfen ("ich bin dann mal weg!"). "In die Fremde" geht man dabei sowieso nicht mehr recht in einer Welt, in der alles bekannt und alles öffentlich ist, und wo man bei Seitensprung-Agenturen kurzfristig den passenden Sexualpartner buchen sowie das entsprechende Anschauungsmaterial bei YouPorn in Sekundenschnelle herunterladen kann. Fremd geworden ist uns höchstens – die Treue.



FUN FACTS, Slang-Ausdruck aus der Internet-Sprache, dessen wörtliche Übersetzung ins Deutsche – „spaßige Tatsachen“ – so ziemlich das Gegenteil von *funny* ist; ein deutsches Äquivalent wäre allenfalls „unnützes Wissen“, was aber den Spaß-Aspekt nicht hinreichend hervorhebt. Laut *Urban Dictionary*, der einschlägigen Internet-Enzyklopädie für Slang-Begriffe, muss ein *fun fact* folgende Kriterien erfüllen: Er muss einen harten sachlichen Kern haben (*fact*) und dabei lustig (*fun*), einprägsam und von keinem direkten Nutzen sein; die größte Sünde ist es, ähnlich wie bei Witzen, den gleichen *fun fact* zweimal zu erzählen. Das Internet ist voller *fun fact*-Seiten, zu allgemeinen Themen ebenso wie zu jedem beliebigen Spezialthema; eine relativ beliebig ausgewählte Hitliste der *most awesome* (Internet-Slang für erstaunlich, großartig) *fun facts* verzeichnet auf Platz 1: „Man kann 150 Kilokalorien in der Stunde durch wiederholtes Schlagen des Kopfes an die Wand verbrennen“. Das ist immerhin mäßig lustig und interessant vor allem deshalb, weil es die alte Erkenntnis bestätigt, dass Menschen lieber schön als klug sind. Aber nur sehr wenige Menschen werden sich wahrscheinlich dazu verleiten lassen, den Test auf den Nutzen wirklich zu machen, der *fun fact* ist also auch hinreichend unnützlich.

Philosophieträchtig wird der Begriff *fun fact* gerade durch die Paarung zwei so ungleicher Partner. Das Wort „Tatsache“ kam im 18. Jahrhundert als Übersetzung von englisch *fact* (von lat. *faktum*, das Geschehene, Gemachte) in die

deutsche Sprache und ist gerade in der Philosophie gar nicht so einfach zu bestimmen: Zwischen Tatsachen, verstanden als empirische Sachverhalte, die wahrgenommen werden können, und Tatsachen, verstanden als wissenschaftlich belegbare Aussagen, erstreckt sich ein weites und wüstes Feld unterschiedlicher Stufen und Formen des „Fürwahrhaltens“ – unter diesem Begriff fasste beispielsweise Immanuel Kant die Sicherheitsgrade menschlicher Erkenntnis zwischen Glauben, Meinen und Wissen (*fun fact*: „Der deutsche Philosoph Immanuel Kant, Erfinder des ‚kategorischen Imperativs‘ und Vertreter einer ziemlich strengen Morallehre, verdiente sich sein Philosophie-Studium durch die erfolgreiche Teilnahme an Billard-Turnieren“). Für Gottfried Wilhelm Leibniz gab es „Tatsachenwahrheiten“ und „Vernunftwahrheiten“; erstere sind für den Menschen unmittelbar gewiss in seinen Gefühlen oder Erfahrungen verbürgt, aber zufällig; letztere hingegen sind allgemein und notwendig wie das Gesetz der Identität (*fun fact*: „Auf dem Grab des großen Universalgelehrten Leibniz ist ein Ornament eingraviert, dass eine 1 innerhalb einer 0 zeigt und ihm damit als Erfinder der binären Zahlen würdigt“). *Fun facts* scheren sich eher wenig um solch subtile Differenzen, sondern präsentieren häufig (und gern zahlenbewehrt) wissenschaftliche Erkenntnisse im Alltagskontext, aber auch Anekdotisches, Historisches, Medizinisches in bunter Mischung.

„*Fun*“ hingegen ist, wenn man nun doch ganz spaßfeindlich definieren will, eine lustvolle und vergnügliche Erfahrung, die sich bei bestimmten Aktivitäten spontan einstellt, also nicht planbar ist – worüber die Allgegenwart von *fun* in der modernen Unterhaltungsindustrie und in der Spaßgesellschaft gern hinwegtäuscht („Haben wir schon angefangen, Spaß zu haben?“). Und tatsächlich – *fun fact!* – hat der Begriff sogar eine philosophische Dimension: „Neurophysiologen haben festgestellt, dass das Gehirn bei neuen und überraschenden Erfahrungen zur Belohnung Dopamin ausschüttet; diese neuen Erfahrungen werden zudem auch leichter im Gedächtnis verankert“. Dass das menschliche Gehirn jedoch nur begrenzte Speicherkapazitäten hat, ist das gleichzeitig der Segen und der Fluch von *fun facts*. Das wusste schon der römische Stoiker Mark Aurel: „Nur auf *wenig* Dinge, heißt es, darf sich Deine Tätigkeit erstrecken, wenn Du Dich wohl befinden willst. Aber wäre es nicht besser, sie auf das *Notwendige* zu richten? auf das, was wir als Wesen, die auf das Leben in Gemeinschaft angewiesen sind, tun *sollen*? Denn das hieße nicht bloß das Vielerlei, sondern auch das Schlechte vermeiden und müßte uns also doppelt glücklich machen“ (*fun fact* über Mark Aurel: „Mark Aurel ist der einzige tatsächliche (*literally*, vgl. den entsprechenden Eintrag im *urban dictionary*!) Philosophenkönig in der Menschheitsgeschichte!“). Und ganz ähnlich befürchtete auch der oben schon erwähnte Leibniz: „Aber erstaunlicherweise vergnügen sich die Menschen, während so viel Nützliches zu tun bleibt, fast immer nur mit dem, was schon getan ist, oder mit bloß Unnützlichem oder wenigstens mit dem, was

am unbedeutendsten ist“. Der Kern der philosophischen Kritik ist: Ordentliche Philosophie vermittelt nützliches Wissen; *fun facts* hingegen sind eine Art geistiges Schrottwichteln, bei dem man nie weiß, welche abgewirtschaftete Banalität man heute aus dem Sack ziehen wird. Andererseits, wer weiß: Vielleicht findet sich ja doch gerade in dem Unnützen, dem Banalen, dem Aussortierten, ein kleines Goldkorn an Erkenntnis, das nur noch keiner gesehen hat? Waren nicht alle großen Erkenntnisse und Erfindungen der Menschheit zunächst einmal abwegige kleine Ideen in Menschenhirnen, die sich nicht recht hervorzuhängen?

Gesteigert stellt sich das Problem natürlich in Zeiten des Internet als gigantischem Wissensspeicher und grenzenlosen externalisiertem Gedächtnis der Menschheit. Schon Kant befürchtete: „Die wissenschaftswürdigen Dinge häufen sich zu unsern Zeiten. Bald wird unsere Fähigkeit zu schwach, und unsere Lebenszeit zu kurz sein, nur den nützlichsten Teil daraus zu fassen. Es bieten sich Reichtümer im Überflusse dar, welche einzunehmen wir manchen unnützen Plunder wieder wegwerfen müssen. Es wäre besser gewesen, sich niemals damit zu belästigen“ – und das war vor gut zweihundert Jahren! Zudem muss der Einzelne die Massen an unsortierten Informationen auch verarbeiten können. Arthur Schopenhauer, immerhin nur noch knapp hundert Jahre von der Erfindung des Internet getrennt, stellte einen drastischen Vergleich an: „Allerdings bedarf der Geist der Nahrung, des Stoffes von außen. Aber wie nicht Alles was wir essen dem Organismus sofort einverleibt wird, sondern nur sofern es verdaut worden, wobei nur ein kleiner Teil davon wirklich assimiliert wird, das Übrige wieder abgeht, weshalb mehr essen als man assimilieren kann, unnützlich, ja schädlich ist“. Zuviel und zu wahlloses Konsumieren von *fun facts* macht also geistiges Bauchgrimmen und Schlimmeres; wenn man den Vergleich weiterdenkt, könnte ein noch größeres Gesundheitsrisiko allerdings Bulimie sein (*Fun fact*: „Arthur Schopenhauer hielt sich zeitlebens Pudel, die er alle ‚Atman‘ nannte, was Sanskrit für ‚Atmen‘ oder ‚Weltseele‘ ist“).

Am Ende bleibt die Frage: Gibt es denn überhaupt unnützes Wissen? Ist nicht alles, was man in der ungesicherten Existenz des Menschen auf eine halbwegs sichere Basis (und mehr Sicherheit sollte man auch *fun facts* nicht zugestehen) stellen und mit Gründen, wenn auch schwachen, „für wahr halten“ kann, ein Gewinn? Machen wir das Experiment anhand der oben bereits zitierten Liste der besten *fun facts ever*. *Fun fact*: „Frauen verbrauchen in fünf Jahren durchschnittlich so viel Zentimeter Lippenstift, wie ihrer Körpergröße entspricht“ – o.k., alles ist eitel, Frauen besonders, und größere Frauen haben wahrscheinlich auch einen größeren Mund, aber der philosophische Mehrwert ist einigermaßen schwach, auch wenn es immer wieder aufschlussreich ist, wie viele vermeintliche „Vorurteile“ doch eher ausgewachsene Urteile sind. *Fun fact*: „Cherophobia ist die krankhafte Angst vor Spaß“ (Phobien sind ein Lieb-

lingsthema bei *fun facts*, generell). Philosophisch halbwegs interessant; erklärt vielleicht die Schriften einiger berühmter Spaßbremsen unter den Philosophen. *Fun fact*: „Der Erfinder der Frisbee-Scheibe wurde nach seinem Tod eingäschert und seine sterblichen Reste wurden zum Bau neuer Frisbee-Scheiben verwendet“ – Philosophie höchster Stufe: zeigt es doch den Kreislauf alles Irdischen an einem besonders schönen Beispiel und versöhnt gewissermaßen mit dem Tod, und was kann man von Philosophie noch mehr erwarten? Und so sei zum Schluss noch einmal Leibniz zitiert, der gemeinhin als Rationalist gilt, aber immerhin im Rahmen seiner Überlegungen zum Unterschied zwischen „Tatsachenwahrheiten“ und „Vernunftwahrheiten“ zugestand (und man beachte das Beispiel!): „Übrigens bringen uns die faktischen Sätze oder Erfahrungen, wie der, daß das Opium schlaferregend ist, weiter, als die reinen Vernunftwahrheiten, die uns niemals einen Schritt über das Gebiet unserer deutlichen Vorstellungen hinaus machen lassen.“



GALANTERIE, heute veraltet, bezeichnet im weiteren Sinn ein Ideal anständigen, feinen, gesitteten Verhaltens überhaupt; im engeren Sinn wird es bezogen auf das Werbungsverhalten von Männern gegenüber Frauen. Es wird von dem altfranzösischen Verb ‚galer‘ (lustig sein, feiern) abgeleitet, das schon Ende des 16. Jahrhunderts ausstarb. Die Galanterie hingegen betrat zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Bühne und machte sich das Jahrhundert schnell untertan. Es war die Blütezeit des europäischen Absolutismus, in Frankreich inszenierte ein Sonnenkönig sein ganzes Leben als ein an Pracht nicht zu überbietendes Schauspiel, und der Hof wollte nicht hinter ihm zurückstehen. Alles wurde nun dem Diktat des Galanten unterworfen: Galant waren die Briefe, die man der verehrten Dame schrieb (es musste ja nicht die eigene Ehefrau sein), voller feinsinnig gedrehter Komplimente, die gerade weit genug gingen, um nicht zu weit zu gehen. Galant war die Konversation, die die elegant hergerichteten Herren und Damen in den Pariser Salons betrieben, gebildet, belesen, verspielt: hier ein Gelegenheitsgedicht, dort ein geistreiches Worträtsel, dazu ein Präsent – auch das galant natürlich. Die Galanteriewaren wurden eine eigene Industrie: ein zierliches Schmuckstück, ein feiner Schal hier, ein Parfümflakon dort – beziehungsstiftende Kleinigkeiten, überaus geschmackvoll ausgesucht, liebevoll verpackt und zärtlich präsentiert. Einfach alles wurde nun galant verpackt: Ein Prediger, der keine galante Predigt halten konnte, musste vor seinen sonntäglich herausgeputzten Schäfchen gar nicht erscheinen, und europäische Heerführer brüsteten sich ihrer galanten Kriegsführung (möglichst wenig Kollateralschäden, humane Behandlung von Kriegsgefangenen, manchmal wünscht man sich sogar den Absolutismus zurück). Gegen Ende des Jahrhunderts – wie alle Moden

hielt auch diese nicht ewig – schrieb der deutsche Professor und Dichtungslehrer Gottsched, im Allgemeinen gar nicht so sehr bekannt für seinen Humor: „Man hört unter uns nicht nur von galanten Mannspersonen und galanten Frauenzimmer, sondern von galanten Hunden, Pferden, Katzen und Affen. Ein galantes Paar Stiefel ist unsern jungen Herren nichts Neues. In der Küche und Wirtschaft höret man oft von einem galanten Ragout, Fricassee, Hammel- und Kälberbraten.“ Da hatte eine neue Mode gerade Europa erobert – die Empfindsamkeit war geboren, eine Galanterie in bürgerlich-moralischem Gewand, also: sehr viel korrekter bekleidet zumindest.

Worum aber ging es eigentlich bei dem Ganzen, außer um Kommerz? Natürlich ging es um Macht, wie immer, wenn die Geschlechter im Spiel sind. Es ging zunächst um, wie man heute sagen würde: Identitätspolitik: Der Hof hatte seine Lebensform gefunden, und *in* war nur, wer die galante Etikette beherrschte. Es ging des Weiteren um eine Zivilisationsbewegung, die gleichzeitig eine der ersten Emanzipationsbewegungen war: Das galante Verhaltensprotokoll verlieh den Frauen eine bisher ungekannte Führungsstellung. Denn die Männer mussten zivilisiert werden, kein Zweifel; sie wurden ja nicht als *galanthomme* geboren (in *galanthomme* steckt auch der englische *gentleman*, und warum gibt es im Deutschen eigentlich kein eigenes Wort dafür?). Frauen hingegen waren von Natur aus anständig, gesittet, zärtlich, aber gleichzeitig lebhaft, elegant, formbewusst und formbedacht. Dass das Geschlechterverhältnis ein wichtiger, wenn nicht: der wichtigste Zivilisationsmotor überhaupt ist, das haben im 18. Jahrhundert schon so unterschiedliche Autoren wie Jean-Jacques Rousseau und Immanuel Kant gesehen. „Da sich nämlich die Männer überzeugten, daß ihre Freuden doch mehr, als sie wähten, von dem freien Willen des schönen Geschlechts abhingen, so haben sie dieselben durch gefälliges Entgegenkommen sich geneigt zu machen gesucht und sind reichlich dafür entschädigt worden“ – so Rousseau durchaus pragmatisch: Galanterie ist ein Deal zwischen den Geschlechtern, und er funktioniert, weil beide Seiten etwas dabei zu gewinnen haben. Und auch Kant sieht in der Galanterie vor allem eine „Verfeinerung der Sitten“, „nach welcher sich das männliche [Geschlecht] desto mehr zu ehren glaubt, als es dem schönen Geschlecht über sich Vorzüge einräumt“.

Die Galanterie ist also seine Art weiblicher Herrschaftsform. Ihr Herrschaftszentrum ist der adlige Salon, meistens in einem Palais in Paris situiert, in dem die Dame des Hauses die galante Gesellschaft empfängt: Männer und Frauen, zumeist von Adel, aber das eigentliche Eintrittsticket war der Ausweis hinreichender Galanteriefähigkeit. Diese Veranstaltungen fanden ohne persönliche Einladung regelmäßig statt, bei Madame de Scudery wurden sie einfach *samedis* genannt (frz. Samstag), bei Madame de Rambouillet gab der Ort, das *chambre bleue* (frz. blaues Zimmer), den Namen her. Anfangs empfing die Salonherrscherin ihre Untergebenen sogar in ihrem repräsentativen Schlafgemach, ganz

wie der große Sonnenkönig beim *Lever* (frz. Aufstehen). Bei den Zusammenkünften spielte man dann all die schönen Spiele, die die Liebe so gern spielt, und das ist durchaus wörtlich zu nehmen: Gescheite Rätsel waren ebenso *en vogue* wie Stegreifdichtungen, oder man besprach die neuesten Romane. Einige der bekanntesten Moderomane der Zeit waren sogar von Salondamen wie Madame de Scudery verfasst worden. Es waren Bände schwere Werke voller Liebesgeschichten, Entführungen, Wiedervereinigungen, aber eben auch: galantes-ter Konversation. Gelegentlich, das ist überliefert, plauderte man sogar über Philosophie, speziell Descartes' Philosophie war eine Zeitlang ein heiß diskutiertes Thema, seine galanten Anhängerinnen nannten sich die *Cartesiennes*. Nebenbei waren die Salons natürlich Netzwerke, in denen mit enormen symbolischen Kapital gewuchert wurde: Ihre Herrscherinnen hatten gewöhnlich weitreichende gesellschaftliche Verbindungen und Einfluss bei Hofe, was sie auch rege nutzten.

Das schönste, das verspielteste Produkt der Salon-Galanterie jedoch war eine Karte. Sie trägt den Namen *carte de tendre*, „Karte der Zärtlichkeit“, und es handelt sich dabei wirklich um eine gezeichnete Landkarte, sie hat sogar einen kleinen Maßstab ganz unten in der linken Ecke. Die "Karte der Zärtlichkeit" zeigt eine Landschaft, die in der Mitte von einem Fluss durchschnitten wird. Es ist, so können wir der Beschriftung entnehmen, der Fluss der „freundschaftlichen Neigung“, und bevor er in das „gefährliche Meer“ am oberen Bildrand mündet, das die unbekanntenen Lande begrenzt, wird er von zwei weiteren Flüssen gespeist, dem Fluss der "freundschaftlichen Wertschätzung" und dem der "freundschaftlichen Erkenntlichkeit". Sie alle durchströmen die weite Ebene der galanten Freundschaft, in der sich Kleinstädte wie "Empfindsamkeit", "Gehorsam", "Großherzigkeit" tummeln; auch "fröhliche Verse" trifft man und "galante Briefchen". Fernhalten muss man sich jedoch vom „See der Gleichgültigkeit“, einem charakterlos rundlichen Gewässer auf der rechten Seite; noch mehr jedoch vom „Meer der Feindschaft“ mit den angrenzenden Felsen der "Hochmut", "Indiskretion" oder "Gemeinheit". Die Karte findet sich in einem der großen Romane von Madame de Scudery; entworfen und in lebhaften Diskussionen verfeinert wurde sie jedoch bei ihrem *Samedis*. Man kann sich gut vorstellen, dass auch wirklich mit ihr gespielt wurde, eine Art Liebes-Monopoly mit zierlich und zärtlich gefalteten Figuren, die sich auf die Reise begaben, Städte eroberten und die allgegenwärtigen Gefahren umschiffen mussten, bevor sie am Ziel eintrafen. Das Ziel jedoch war die große, prächtige Stadt der „Neuen Freundschaft“ – und welcher galante Zeitgenosse würde nicht das Neue Jerusalem in ihren lieblich gemalten Mauern und Türmen wiedererkennen, die Utopie der Utopien?

Aber wie alle schönen Spiele nahm auch dieses ein Ende. Und natürlich waren die Männer die Spielverderber. Vielleicht war ihnen die Machtentfaltung

der Salondamen doch irgendwann unheimlich geworden; es ging gerade um Staatsaufträge für die Kunst, großes Geld, noch größeres Image, da konnte man nicht Dilettantinnen mitspielen lassen! Und so schrieb Molière eine Komödie, einen Akt lang nur, mit all seiner boshaften Kunstfertigkeit: *Les précieuses ridicules* hieß sie, und sie machte sich über die Salondamen lustig, über ihre Künstlichkeit, ihre Ziererei, den wortreichen und bildgewaltigen Schwulst ihrer endlosen Romane; kindisch, lächerlich, reine Modetorheit sei all das. Sogar ein eigenes Lexikon der Präziösen erschien mit über 400 Namen, und es war wohl eine äußerst zweifelhafte Ehre für die Genannten. Zwar hielten sich die Salons danach noch lange am Leben. In Deutschland waren beispielsweise gerade erst die ersten gegründet worden, mit der üblichen kulturellen Verspätung. Aber die Herrschaft der Galanterie, sowohl als Emanzipations- als auch als Zivilisierungsbewegung, war gebrochen. Denn auch für die sich formierende Aufklärung als Bürgerschaftsbewegung waren höfische Gestalten wie die Salondame oder der *galanthomme* samt ihrer zweifelhaften Moral in Liebesdingen natürlich keine geeigneten *role models* mehr. So lebte die Galanterie zwar weiter, aber als niedlicher Anachronismus, gleich neben der Höflichkeit und dem guten Benehmen. Es wird auch weiterhin ganz handfest mit ihr Geld verdient: Galanteriewaren, Accessoires heißen sie heute, gehen immer, solange die Geschlechter sich noch suchen und finden und wieder verlieren auf der großen Karte der Zärtlichkeit, die die Welt ist. Aber gelegentlich würde man sich wünschen, dass von ihrem Geist noch etwas überlebt hätte; dem Geist eines zwar spielerischen, aber auch verbindlichen, eines unbefangenen, aber auch gebildeten Umgangs zweier (oder auch: mehrerer) inzwischen wahrscheinlich gleichermaßen zivilisatorisch herausgeforderter Geschlechter.



GEIZ (IST GEIL), Slogan des Elektronikgroßmarkts Saturn, der im Jahr 2003 über Fernsehen, Radio und Printmedien verbreitet wurde und häufig kritisiert wurde, da er eine traditionell unmoralische und langfristig sozial und ökonomisch schädliche Haltung zu einem hippen Mode- und Konsumverhalten (siehe auch *Cool*) umzudefinieren versuchte. Erfunden hatte den Slogan die bekannte Hamburger Werbeagentur Jung von Matt, von denen weitere Klassiker der Werbung stammen – „eins zwei drei ... meins“ (vgl. *ebay*); „BILD dir deine Meinung“ (BILD). In den Niederlanden lautete er „gierig maakt gelukkig“, in Belgien „Gierig ist plezierig“. 2007 ersetzte Saturn „Geiz ist geil“ durch „Wir lieben Technik. Wir hassen teuer“, was zwar weiterhin das Billig-Image propagierte, aber gleichzeitig immerhin einen Hinweis darauf enthielt, was eigentlich beworben wurde, eine Geisteshaltung oder ein Produkt (grammatische Feinheiten blieben in beiden Fällen ausgespart). Das katholische Hilfswerk „Adveniat“

bündelte die Kritik von Kirchenseite ebenso kernig: „Geiz ist gottlos“. Wobei die Kombination von „Geiz“ und „geil“ den besonderen Charme hat, gleich zwei Todsünden aufzuaddieren: Neben Hochmut, Zorn, Neid, Völlerei und Faulheit (der konsumförderliche Wert muss in einigen Fällen noch entdeckt werden) gehören die *Avaritia* (Geiz) und die *Luxuria* (Wollust) zum klassisch-katholischen Kanon der sieben Hauptlaster.

Das Wort „Geiz“ kommt aus dem mittelhochdeutschen „gite“ (für Gier), mit dem er ebenso wie mit der Sparsamkeit nahe verwandt, aber nicht identisch ist: Zwar strebt der Geizige wie der Gierige nach (finanziellen) Gütern; und deshalb ist er, wie der Sparsame, darauf bedacht, möglichst wenig auszugeben und möglichst viel zu horten. Sein unverwechselbares Profil gewinnt der Geizige erst dadurch, dass er seine Güter eifersüchtig hütet, dass der Besitz ihm Selbstzweck ist. So wird er zum unsympathischen, engherzigen, knickerigen, knauserigen „Geizhals“ oder „Geizkragen“ – beides spielt darauf an, dass der Geizige den Hals nicht vollkriegen kann, dass er Güter verschlingt ohne Ende. Seine daraus resultierende, genussfeindliche und verklemmte Haltung spiegeln der schweizerische „Batzenklemmer“ wie der schwäbische „Furzklemmer“, seine Fixierung auf Geld der „Pfennigfuchser“. Bestimmten Völkern wird der Geiz besonders gern zugeschrieben – den sparsamen Schotten, den knauserigen Schwaben –; in Goethes *Faust* behauptet der Geiz zudem von sich selbst: „Bin männlichen Geschlechts“.

Während der Geiz sich insofern universell und über die Zeiten hinweg mehr oder weniger gleichbleibt, hat sich die Bedeutung von geil drastisch geändert. Seiner sprachlichen Herkunft nach stand das Adjektiv zunächst relativ unspezifisch für „übermütig“, „kraftvoll“, „üppig“; seit dem 15. Jahrhundert wurde es dann zur Beschreibung (männlicher) sexueller Erregungszustände benutzt, gehörte aber eher zum vulgären Sprachgebrauch. Eine Spezialbedeutung entwickelte sich zur gleichen Zeit in der Biologie, unter Ausnutzung einer naheliegenden Analogie: Von „Vergeilung“ spricht man dort, wenn eine Pflanze, die unter Lichtmangel leidet, vertikal nach oben schießende, schnell wachsende Triebe ausbildet, um besser ans Licht zu kommen. Diese geilen Triebe (auch „Angsttriebe“ genannt) sind jedoch meist ungesund und schwächlich – was man sich beispielsweise beim Spargel zunutze macht, der nur so lange genießbar ist, wie er vergeilt ist (inwieweit die oben erwähnte Analogie hier trägt, mögen die Biologen beurteilen). In den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelte sich das Attribut geil rasant zum Ausdruck unbedingter, nicht spezifisch sexuell konnotierter Anerkennung: Geil können seitdem nicht nur potentielle Geschlechtspartner, sondern Kleider, Autos, Musik, Filme, usw. – und eben auch der Geiz sein.

In der Philosophie hingegen stand der Geiz seit jeher in keinem guten Ruf, auch schon vor der Verdammung als Todsünde. Aristoteles behandelt Geiz und

Verschwendung als zwei gleichermaßen ungesunde Extreme in seiner *Nikomachischen Ethik* im Kapitel über „Die vornehme Gesinnung und ihre Gegensätze“: „Im Anschluß an das vorige wollen wir jetzt von der *vornehmen Gesinnung* handeln, wie sie sich *in der Behandlung von Geldangelegenheiten* zeigt, und zwar so zeigt, daß sie darin die rechte Mitte innehält. Auch der der in diesem Punkte die richtige Haltung bewahrt, gewinnt sich Hochachtung, aber nicht auf Grund kriegerischer Aktionen, noch einer Handlungsweise, wie sie den Mann bezeichnet, der seiner Triebe Herr ist, und auch wieder nicht auf Grund treffender Urteile: sondern man gewinnt sie sich da, wo es sich um das Geben und Nehmen von Geld, hauptsächlich aber da, wo es sich um das Geben handelt. Unter Geld verstehen wir dabei alles das, dessen Wert in Geld ausdrückbar ist. Auf demselben Gebiete, dem der Behandlung von Geldangelegenheiten, bewegt sich auch die *Verschwendung* und der *Geiz*, jene als Überschreiten des rechten Maßes, dieser als Zurückbleiben hinter demselben.“ Der Vornehme ist auch dort vornehm, wo es um etwas so Niederes wie pekuniäre Dinge geht; er orientiert sich auch hier am Ideal der *mesotes*, der richtigen Mitte. Geiz mag geil sein – aber er ist auch gemein, hätte Aristoteles wahrscheinlich entgegnet; und „geiler“ als das Nehmen ist jedenfalls das Geben.

Warum jedoch ist der Geiz überhaupt so allgemein? Was macht den Reiz dieses „seltsamen Phänomens“ aus, das, so Kant mit gewohnter begrifflicher Präzision, „im bloßen Besitze der Mittel zum Wohlleben (oder jeder andern Absicht) doch mit dem Vorsatze, nie einen Gebrauch davon zu machen, einen absoluten Wert setzt“? Um überzeugende Erklärungen für dieses Phänomen sei es, so konstatiert er, „sehr kümmerlich bestellt“. In die gleiche Kerbe schlägt Georg Simmel in seiner *Philosophie des Geldes*: Nicht umsonst würde das Volk die „psychologische sehr merkwürdige Sammelsucht“ des Geizigen und des Geldgierigen mit den „Hamstern“ vergleichen (Hamster haben besondere Backentaschen, Ausstülpungen der Backenschleimhaut, in der sie Nahrung mit sich herumtragen können; immerhin können aber die hier gehamsterten Vorräte irgendwann einem geregelten Verzehr zugeführt werden – ist das nicht der Fall, geizt der Hamster also zu sehr, kommt es zum gefürchteten „Backentaschenvorfall“). Für den Geizigen ist das Geld, so Simmel, noch nicht einmal ein Selbstzweck (wie für seinen Verwandten, den „Geldgierigen“): „es ist ihm ein Gegenstand scheuer Achtung, der für ihn selbst tabu ist. Der Geizige liebt das Geld, wie man einen sehr verehrten Menschen liebt, in dessen bloßem Dasein und darin, daß wir ihn wissen und unser Mit-ihm-sein empfinden, schon Seligkeit liegt, auch ohne daß unser Verhältnis zu ihm in die Einzelheit konkreten Genießens einginge“. Geiz ist, kurz gesagt, gaga; da sind sich Kant und Simmel einig.

Zu dem gleichen Schluss kommen schon die Fabeln der Antike, die gern die Unsinnigkeit geizigen Verhaltens kompakt *ad absurdum* führen: „Und schließ-

lich: Wie könnte denn ein Geizkragen gesund und vernünftig sein? Wenn ihm der ganze Erdkreis zur Verfügung stünde als Besitz, so würde er doch von ebendieser krankhaften Raffgier angestachelt werden und sinnen und trachten, sich selbst noch ein Profitchen abzujagen“ (*Menippische Satiren*). Geizige sind eben wegen ihres kuriosen Verhaltens überhaupt ein beliebtes Sujet in der Literatur, vor allem in komischen Genres: Ihre Linie zieht sich von Plautus *Aulularia* (*Der goldene Topf*) über Molières *Geizigen* und Charles Dickens Ebenezer Scrooge bis hin zu Dagobert Duck. Die Genannten sind in einem sehr unterschiedlichen Maße tragische Gestalten. Harpagon, der archetypische Geizige in Molières Komödie, unterhält ein Liebesverhältnis zu seiner Geldtruhe, das ihn ängstlich und misstrauisch selbst gegenüber seinen eigenen Kindern werden lässt; am Ende wird er vereinsamt mit seiner „lieben Schatulle“ zurückbleiben, während die Kinder ohne ihn Hochzeit feiern. Scrooge hingegen wird an einem denkwürdigen Weihnachtsabend gerade noch rechtzeitig von seinem krankhaften Geiz geheilt. Charles Dickens malt in ihm das wahrlich abschreckende Schauerbild eines Geizigen, dessen Raffgier und Gefühllosigkeit sich in jedem einzelnen äußeren Zug malt: „O, er war ein wahrer Blutsauger, der Scrooge! Ein gieriger, zusammenscharrender, festhaltender, geiziger alter Sünder; hart und scharf wie ein Kiesel, aus dem noch kein Stahl einen warmen Funken geschlagen hat; verschlossen und selbstbegnügt und für sich, wie eine Auster. Die Kälte in seinem Herzen machte seine alten Züge erstarren, seine spitze Nase noch spitzer, sein Gesicht voll Runzeln, seinen Gang steif, seine Augen roth, seine dünnen Lippen blau, und klang aus seiner krächzenden Stimme heraus. Ein frostiger Reif lag auf seinem Haupt, auf seinen Augenbrauen, auf den starken kurzen Haaren seines Bartes. Er schleppte seine eigene niedere Temperatur immer mit sich herum; in den Hundstagen kühlte er sein Comptoir wie mit Eis; zur Weihnachtszeit wärmte er es nicht um einen Grad“. Das ist der eigentliche Vorwurf der Literatur gegen den Geizigen: Da er sich nur für sein totes Geld erwärmen kann, hat er ein kaltes Herz (siehe auch *Cool*) gegenüber seinen Mitmenschen. Geiz macht nicht nur genußunfähig, sondern auch gefühlskalt. Er ist deshalb, sozial gesehen, geradezu das Gegenteil von geil in jeglichem möglichem Sinne.

Das gilt allerdings nur noch in eingeschränktem Maße für den bekanntesten Geizknochen des 20. Jahrhunderts, den reichsten Mann der Entenwelt, Dagobert Duck – den sein Erfinder Carl Barks im Übrigen zunächst „Scrooge McDuck“ genannt hatte und der erstmals 1947 natürlich in einer Weihnachtsgeschichte auftrat: *Christmas on Bear Mountain*. Im Gegensatz zu seinem großen Vorbild kann Dagobert Duck nämlich zumindest dann wann sein Vermögen genießen – beim berühmten Baden in seinem Goldspeicher ist Geiz endlich einmal wirklich geil –, und immerhin hat er ab und zu unerwartete und meist sehr kurzlebige Anfälle von Großherzigkeit gegenüber seinen drei Neffen Tick, Trick und Track. Gleichwohl ereilt auch ihn das gemeinsame Schicksal aller

ganz und gar, von Grund und von Herzen Geizigen: Er ist einsam; und er ist engstirnig. Seine gesamte geistige Energie steckt er allein in die Suche nach immer neuen Erwerbsmöglichkeiten. Dabei entwickelt er zwar dann und wann bemerkenswert viel Tatkraft und Phantasie; aber sie gelten immer nur dem mehr, mehr, mehr.

Dagobert Duck zeigt ein- für allemal, in den immer neuen und doch immer gleichen Variationen des Serien-Comics: Geiz ist vor allem grenzenlos. Dabei wäre nur eine kleine Vertauschung zweier winziger Buchstaben möglich, um aus dem potenzierten Appell an die niederen Instinkte – „Geiz ist geil“ – eine Aufforderung zum mentalen Aufschwung zu machen: „Geist ist geil“ – und das Anhäufen von Wissen- und Bildungsschätzen (so man sie denn nutzt und nicht nur vergräbt) vielleicht doch befriedigender und menschenfreundlicher als das Horten von Goldstücken.



GENTLEMAN, historisch stark veränderliches Männlichkeitsideal, das in wechselnder Gewichtung mit guter Geburt, guten Sitten, guten Anzügen und einem zivilisierten Verhalten gegenüber dem weiblichen Geschlecht verbunden wird. Das Wort setzt sich zusammen aus engl. „gentle“ (nach lat. „gentilis“ und frz. „gentil“) für wohlgeboren, von adliger Herkunft, aus guter Familie, und aus „man“ für Mann. Die Parallelbildung *gentlewoman* gibt es zwar ebenfalls schon seit dem 16. Jahrhundert, sie ist aber niemals so populär geworden wie das männliche Äquivalent, das sich gerade wegen seiner schwachen inhaltlichen Füllung gut dafür eignete, mit den unterschiedlichsten Männlichkeitsidealen ausstaffiert zu werden. Immer jedoch wurde das Attribut *Gentleman* in erster Linie dafür genutzt, eine soziale oder gesellschaftliche Distinktion auszudrücken: Man war eben ein *Gentleman*, oder man war es nicht; ob eher von Adel oder aber edel, das spielte erst in zweiter Linie eine Rolle.

Historisch hat der Begriff eine Reihe von Vorgängern. Bereits in der Antike propagierten Sokrates bzw. seine Ghostwriter Platon und Xenophon das Ideal des *kalokagathos* – einer Wortzusammenziehung aus „schön“ und „gut“ –, also: des schön-guten, schön-edlen Mannes. Dass der *kalokagathos* ein Mann war, stand außer Frage; nur Männern kamen in der Antike überhaupt Bildung, moralische Wertschätzung und der Anspruch auf ein öffentliches Image zu. Ebenso wenig stand in Frage, dass der *kalokagathos* von hoher Geburt war, also: ein vollwertiger, stimmberechtigter *polis*-Bürger und nicht etwa Fremder oder Sklave. Schließlich war der Zusammenfall von äußerlicher Schönheit mit moralischer Vortrefflichkeit wenigstens nicht unwahrscheinlich, da die gymnastische Perfektionierung des Körpers Bestandteil des antiken Erziehungsideals war und letztlich der militärischen Ertüchtigung diente. Der *kalokagathos* hatte dar-

über hinaus über "ein gutes Gedächtnis, Gelehrigkeit, eine hohe edle Denkart, Sinn für schöne Formen, Neigung und Verwandtschaft zu Wahrheit, zu Gerechtigkeit, zu wahrer Männlichkeit, zu schöner Mäßigung" zu verfügen; so schildert ihn jedenfalls Platon in seiner *politeia*, dem Entwurf eines idealen Staates, der, natürlich, ausschließlich von *kalokagathoi* regiert wird.

Im hohen Mittelalter mutiert der platonische ideale Mann zum Ritter. Der Ritter war immer noch, selbstverständlich, ein Mann. Immer noch war er, selbstredend, von hoher Geburt und nicht etwa ein Leibeigener oder Fußsoldat; und immer noch wurde nach dem Kanon der militärischen und sozialen Rittertugenden moralische Vorbildlichkeit, Treue und Kampfeskraft von ihm erwartet. Doch kam nun die hohe Liebe zur edlen Frau als neues Element hinzu – die zum Glück, der prinzipiellen Unerreichbarkeit der „einen Rose“ wegen, auch problemlos ins christliche, eher sinnenfeindliche Weltbild integrierbar war. Rittertugenden waren christlich-platonische Kardinaltugend, heldenhafte Kampfestugend und tugendhafte Liebe in einem – ein wichtiges Gegengewicht zur barbarischen realen Welt des immerwährenden Krieges, der Pest und der Unterdrückung und damit ein kleines, aber entscheidendes Rädchen im immerwährenden Zivilisationsprozess.

Als die Renaissance sich daran machte, das Mittelalter zu überwinden und die Welt nach dem Muster der Alten neu zu entdecken, wurde nicht nur das antike Männlichkeitsideal wieder re-importiert, es wurde sogar übertroffen: Der ideale Mann war nun der *uomo universale* oder der *virtuoso* – ein Hofmann von untadeligen Manieren und bester Geburt. Vor allem aber war der *virtuoso* nun ein Ritter im Reich des Geistes, ein Heros der schönen Künste und ein Genie in den sich soeben auf ihren Siegeszug begebenden Wissenschaften, am allerbesten aber: alles zusammen, ein universaler Schöpfer, ein– Leonardo da Vinci, ein Cosimi de Medici oder auch: ein Niccolò Macchiavelli. Der *uomo universale* ist der Mann auf dem historischen Höhepunkt seiner Macht, des Wissens, des Lebensglücks; und seine Moralität ist im Übrigen eher zweitrangig, wie das Beispiel Macchiavelli illustriert.

Von hier aus konnte es eigentlich nur noch bergab gehen. Die eigentliche Geschichte des *Gentleman* (im Wortsinn) beginnt im England des 17. Jahrhunderts, und für immer wird der Begriff in seiner wechselhaften Geschichte mit dem Nationalklischee des Engländers verbrüdet bleiben. Zunächst war ein *Gentleman* einfach der Angehörige einer sozialen Klasse, die sich etwas unbequem zwischen dem eigentlichen Adel und dem gemeinen Volk eingeklemmt fand, der *gentry*, dem niederen Adel nämlich; und sein wichtigstes Attribut war die Berechtigung, ein eigenes Wappen zu führen. Erst langsam wurde dieses rein ständische Distinktionskriterium mit einem moralischen Verhaltensideal unterfüttert: Aber auch hier war der Antrieb zunächst der adlige Impuls, den „guten Namen“ rein zu halten, die Familienehre zu schützen, und nicht etwa das Be-

streben nach ethischer Vorbildlichkeit oder charakterlicher Exzellenz um ihrer selbst willen. Eng damit verknüpft war die Überzeugung, dass ein wahrer *Gentleman* wirtschaftlich unabhängig zu sein habe und keinerlei schnöder Erwerbstätigkeit nachgehen dürfe: Arbeit macht bekanntlich nicht nur die Hände schmutzig, sondern behindert auch, so schon die antike Überzeugung, den Geist an seiner reinen Entfaltung in Muße und Freiheit. Im französischen Kulturraum entstand zudem das Ideal des *Galanthomme*, der, wie der mittelalterliche Ritter, besonders im kultivierten Umgang mit dem weiblichen Geschlecht reüssierte. Christoph Martin Wieland, ein solider Kenner der griechischen und römischen Antike sowie der zeitgenössischen englischen und französischen Kultur, resümierte schließlich am Ende des 18. Jahrhunderts den derzeitigen Stand der Begriffsentwicklung: „Was man damals zu Athen einen Kalokagathos nannte, war mit dem, was die Engländer *a Gentleman* und die Franzosen *un galanthomme* nannten, ziemlich gleichbedeutend. Öfters bezeichnet es auch so viel als eine Person von vornehmer Geburt und Erziehung. In der moralischen Bedeutung, da es so viel als schöngut oder gutedel heißt, scheint es vom Sokrates zuerst genommen worden zu sein“.

Wie so vieles änderte sich auch das Ideal des *Gentlemans* mit dem Aufstieg des Bürgertums ab dem späten 18. Jahrhundert. Erst langsam, dann immer schneller fielen die letzten Distinktionsbastionen der ständischen Gesellschaft. Bald durften sogar Ärzte, Juristen oder Pfarrer sich *Gentlemen* nennen, sie waren immerhin gebildete, studierte Männer, und spätestens seit Beginn der Französischen Revolution war es nicht mehr unbedingt von Vorteil, von Geburtsadel zu sein, wenn man seinen Kopf behalten wollte. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden sogar die neuen Reichen, die Kaufmänner, zu *Gentlemen* erklärt; Geld stank doch nicht so stark, wie man bisher meinte, und ein wahrer *Gentleman* hatte einfach genug davon, um sich die Hände blütenweiß zu waschen, samt den dazugehörigen modischen Handschuhen. Die moralische Begriffsdimension hingegen, die für Wieland noch entscheidend war, verkümmerte einfach; sie war ein überflüssiges Glied am modernen Begriffsleib, eine Hypertrophie, eine evolutionäre Sackgasse, und seitdem jedes Hausmädchen und jeder Bauer tugendhaft sein konnten, war es auch mit der Distinktion durch innere Werte vorbei. Geld hingegen – nobilitierte ungleich effizienter, vor allem aber: für jeden äußerlich sichtbar!

Parallel dazu begann jedoch im 19. Jahrhundert eine deutliche Begriffserosion: Der ursprüngliche moralische oder geburtliche Adelstitel verkam immer mehr zur Witzfigur. Das Pendel der Zivilisation hatte sich, wieder einmal, über die goldene Mitte hinaus zu stark in Richtung äußerliche Verfeinerung bewegt. Ein wahrer *Gentleman* war nun schon jeder, der sich elegant kleidete (mit englischen Anzügen, vorzugsweise), die Fingernägel maniküren ließ, niemals die falsche Gabel zum Dessert benutzte, die Bonmots an der richtigen Stelle fallen

ließ und die Damen mühelos charmierte. Charakterfragen, Herkunft, Moralität – überflüssig, lächerlich, unmodern. Was ein *Gentleman* ist, konnte jeder Plebejer in umfangreichen Handbüchern nachlesen, und englische Anzüge gab es bald von der Stange. Und schon wieder war es vorbei mit der Distinktion!

Von diesem Abstieg hat sich der Begriff bis heute nicht erholt. Zudem wurde spätestens mit Beginn des 21. Jahrhunderts nicht nur das „gentle“ – egal ob Adel oder edel – unterminiert, sondern auch das „man“. Neue Idealmänner, wie der Metrosexuelle oder der ‚Neue Mann‘, dürfen vor allem eines nicht sein: Männer. Der nicht mehr aufzuhaltende Siegeszug der Emanzipation hat auch den *Gentleman* überrollt, und mühsam erhebt er sich von den Gleisen, streicht seinen Designer-Anzug glatt und legt ein wenig Rouge auf, bevor er die Kinder aus der Ganztagesbetreuung abholt und der schwer arbeitenden Gattin ein gesundes und ausgewogenes Nacht Mahl zaubert. Und nur heimlich darf die ein oder andere Herzensdame noch von dem „Idealakrobaten“ des ehemaligen *Gentleman* träumen, mit der „edlen Würde und Sanftmut eines ‚über den Dingen Thronenden‘, der ruhigen, in sich gekehrten Weisheit, die Alles milde durchleuchtet und durchdringt, dem Takt und dem Maß eines englischen Lords, der Gebärde eines Schauspielers und der sanften Zurückhaltung eines vornehmen Diplomaten“ – so der Wiener Kaffeehaus- und *Gentleman*-Dichter Peter Altenburg schon um 1900. Was die moderne Frau aber bekomme, so Altenburg, sei statt eines „körperlichen, seelischen und geistigen *Gentleman*“ „nur Rudimentäre, gleichsam mühselig Dahinschleichende, die in Folge einseitiger Entwicklung gewisser unbeträchtlicher Fähigkeiten Enttäuschungen und Traurigkeit hervorrufen“. Vielleicht braucht die Zeit, braucht die Zivilisation im 21. Jahrhundert doch dringend zur Beflügelung des etwas müde hinkenden und gelegentlich über einen Berg von Zivilisationsmüll stolpernden Fortschritts – mehr Gentle*wo*man?



GUILLOTINE, während der Französischen Revolution entwickeltes und bis Mitte des 20. Jahrhunderts in vielen europäischen Ländern eingesetztes Fallbeil zur Vollstreckung der Todesstrafe durch Enthauptung. Benannt ist sie nach dem Arzt Joseph-Ignace Guillotin, der jedoch nicht ihr Erfinder ist. Guillotin hatte vielmehr nur im Rahmen der Beratungen über ein neues Strafgesetzbuch einen Antrag auf Einführung eines mechanischen Enthauptungsgeräts eingereicht, die für eine gleichzeitig humanitäre und revolutionäre Hinrichtungspraxis sorgen sollte: „Die Guillotine ist eine Maschine, die den Kopf im Handumdrehen entfernt und das Opfer nichts anderes spüren lässt als ein Gefühl erfrischender Kühle“. Zwar war im 18. Jahrhundert im Gefolge einer Schrift des italienischen

Strafrechtsformers Cesare Beccaria (*Von den Verbrechen und den Strafen*, 1764 erschienen und bald in ganz Europa verbreitet und diskutiert) erstmals die Abschaffung der Todesstrafe ernsthaft und kontrovers diskutiert worden. Die französische Nationalversammlung war sich jedoch einig, dass sie – wie alle menschlichen Kulturen und politischen Systeme vor ihr und nicht wenige nach ihr – nicht auf die ultimative Strafe verzichten wollte. Der spezifisch revolutionäre Beitrag zur Debatte um die Todesstrafe liegt deshalb allein im Bemühen, den Vollzug zu humanisieren, zu rationalisieren und mit einer revolutionären Begründung zu versehen. Tugend nämlich sei, so verkündete Maximilien de Robespierre im fortgeschrittenen Stadium des *grande terreur*, machtlos ohne den Terror: „Der Terror ist nichts anderes als unmittelbare, strenge, unbeugsame Gerechtigkeit; er ist also Ausfluß der Tugend“. Dass Robespierre am 28. Juli 1794 selbst seinen Kopf unter der Guillotine verlor, ist das schlagendste Beispiel für die von Horkheimer und Adorno vertretene These der „Dialektik der Aufklärung“: Eine rein formal und instrumentell begründete Vernunft schlägt zwangsläufig um in totalitäre Herrschaft und eine Mythologie der Vernunft. Oder, wie der Revolutionär Danton in Georg Büchners Revolutionsdrama *Dantons Tod* kurz vor seiner Enthauptung etwas anschaulicher formuliert: „die Revolution ist wie Saturn, sie frißt ihre eignen Kinder“.

Die Guillotine ist so gesehen reine Revolutionsmechanik und gleichzeitig das perfekte Vernunft-Werkzeug. Sie bedeutete einen enormen technischen Fortschritt gegenüber ihren Vorgängermodellen wie der „Halifax Machine“ (1280) in England, der „Scottish Maiden“ (1564-1708) oder der „Welschen Falle“, unter der der letzte Stauferkaiser Konradin 1268 ein gekröntes Haupt verlor. Das Testmodell der Guillotine entwickelte im Auftrag der Nationalversammlung der deutsche Klavierbauer Tobias Schmidt, der so lange Experimente mit Schafen und Leichen durchführte, bis er schließlich einen technisch ausgereiften Prototypen vorstellen konnte, bei dem die schräge Schneide und das erhöhte Fallgewicht die wesentlichen Innovationsmerkmale waren. Die Nationalversammlung hatte dazu auch Expertengutachten vom königlichen Leibarzt Antoine Louis und von Charles-Henri Samson, dem Scharfrichter von Paris, eingeholt. Beide zeigten sich überzeugt von den Vorteilen des neuartigen Instruments. Der Scharfrichter hob besonders hervor, das Verfahren sei viel zuverlässiger als die oft durch uneinsichtiges Verhalten des Delinquenten erschwerte Enthauptung durch das Schwert, die häufig mehrere Schläge benötigte; zudem sei das Schwert bereits nach einer Enthauptung unbrauchbar. Schließlich ergäbe sich durch die Mechanisierung des Verfahrens auch eine geringere psychische Belastung für den Scharfrichter, der nicht mehr, so die zeitgenössische Presse anlässlich der ersten Guillotiniierung am 25. April 1792 (der Verurteilte war ein Dieb), die Hand eines Menschen mit einem Mord an seinesgleichen beflecke. Die Nationalversammlung zeigte sich überzeugt und führte mit einem Dekret

vom 20. März 1792 die Guillotine als einzig rechtmäßiges Hinrichtungswerkzeug ein. Der Erfolg gab ihnen Recht: Das neue Instrument bewährte sich über alle Massen, der Scharfrichter benötigte nach einiger Einarbeitung durchschnittlich nur eine Minute pro Kopf; das Gerät war haltbar und zuverlässig und wurde bald auch ein großer Exportschlager.

Die Guillotine war jedoch auch über das rein Technische hinaus die perfekte Verkörperung des Revolutionsgeistes: nämlich als Symbol der ultimativen Gleichheit der Bürger und Bürgerinnen vor dem Gesetz. Schon Guillotin hatte in seinem Antrag ausgeführt: „In allen Fällen, in denen das Gesetz die Todesstrafe für eine angeklagte Person vorsieht, soll die Straftat die gleiche sein, welches Verbrechen sie sich auch immer schuldig gemacht hatte; der Verurteilte soll enthauptet werden; dies geschieht mit Hilfe einer einfachen Mechanik“. Keine Klassenjustiz mehr – traditionell waren bestimmte Verbrechen und bestimmte Delinquenten unterschiedliche Hinrichtungsarten zugeordnet: Diebe wurden gehängt, Hochverräter gevierteilt, Ketzer verbrannt; und nur Täter von Adel wurden mit dem Schwert enthauptet. Die Guillotine kennt keine Klassen, keine Geschlechter, keine Ausnahmen mehr. Die Zahlen schwanken, aber man geht davon aus, dass ca. 17.000 Todesurteile in Frankreich zur Zeit der Revolution vollstreckt wurden, davon 2.500 in Paris. Die berühmtesten Opfer der „Maschine zum Regieren“ (Saint-Just), des „Rasiermessers der Nation“ (die zeitgenössische Presse) waren der französische König Louis XVI., der am 21. Januar 1793 „in den Korb niesen“ mußte (Jacques René Hébert, Revolutionschronist und -anhänger); seine Gemahlin Marie-Antoinette folgte ihm neun Monate später. Enthauptet wurden junge Menschen wie alte (das jüngste Opfer soll 14 Jahre alt gewesen sein, die ältesten Opfer waren zwei 92jährige Frauen); Handwerker und einfache Leute ebenso wie Bischöfe und Generäle; reisende Revolutionsanhänger wie Wissenschaftler (Antoine Laurent de Lavoisier, Mitbegründer modernen Chemie als Wissenschaft); einmal gar 33 Nonnen auf einen Schlag (die Berühmtheit als die „Märtyrerinnen von Orange“ erlangten). Manchmal genügte schon eine Namensähnlichkeit, wenn die Schergen kamen; immer häufiger wurde auf jeden Prozess verzichtet, das Urteil lautete pauschal auf „Feinde des Volkes“ und das Denunziantentum blühte.

Enthauptet wurden schließlich auch Frauen. Die Schriftstellerin Olympe de Gouges hatte in ihrer *Erklärung der Menschenrechte für die Frauen und Bürgerinnen* (1791) im 10. Paragraph gefordert, dass die Frau ebenso das Recht habe, das Schafott zu besteigen wie die Rednertribüne. Am 3. November 1793 bestieg Olympe de Gouges auf der Place de la Concorde das Schafott; die Guillotine zeigt sich auch tauglich als Emanzipationsinstrument. Wie immer wird viel Volk anwesend gewesen sein, die Öffentlichkeit der Hinrichtung gehörte mit zu ihrem ideologischen Programm. Und war es nicht von geradezu diabolischer Symbolhaftigkeit, dass ausgerechnet die Köpfe rollten, die dann vom Scharf-

richter triumphierend vorgezeigt werden konnten: Hier sind sie, die Volksfeinde, die Verräter der republikanischen Tugend, und nimmermehr werden sie ihr böses Haupt erheben? „Es ist freilich nicht zu leugnen, diese Maschine, die ein französischer Arzt, ein großer Weltorthopäde, Monsieur Guillotin, erfunden hat und womit man die dummen Köpfe von den bösen Herzen sehr leicht trennen kann, diese heilsame Maschine hat man etwas oft angewandt, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z.B. bei Verrat, Lüge und Schwäche, und man hat die Patienten nicht lang gequält, nicht gefoltert und nicht gerädert, wie einst Tausende und aber Tausende Roturiers und Vilains, Bürger und Bauern, gequält, gefoltert und gerädert wurden, in der guten alten Zeit“ – so fasste Heinrich Heine in seinen *Reisebildern* 1831 die vielfachen Vorzüge der Guillotine satirisch zusammen.

Noch lange nach dem Ende des *grande terreur* blieb sein wichtigstes und treuestes Werkzeug in Gebrauch. In Deutschland wurde sie bis zur Einführung des Grundgesetzes 1949 betrieben, in der DDR bis 1968. In Frankreich wurde der letzte Delinquent, ein Mörder, am 10. September 1977 in Marseille guillotiniert. Auch die Nationalsozialisten machten eifrig Gebrauch von ihr, verpassten ihr allerdings einen deutschen Namen; so starben Sophie und Hans Scholl am 22. Februar 1943 in München unter einer technisch etwas veränderten „Fallschwertmaschine“. Allein von öffentlichen Exekutionen wurde bald abgesehen. Für immer jedoch wird die Guillotine im kollektiven Symbolbestand fortleben, in einer Mischung aus Angstlust und archaischer Gewaltbereitschaft, die jederzeit wieder hervorbrechen kann. Als Kurt Tucholsky 1924 das Museum Carnavalet in Paris besucht, beschreibt er – satirisch oder nicht? – die gespenstische Neigung zu Revolutionsdevotionalien: „Wie sorgfältig die geistige Vorbereitung dieser Umwälzung gewesen, wie tief das Gefühl einer Veränderung in das allgemeine Bewußtsein gedrungen sein muß, dafür gibt es ein untrügliches Zeichen: was sich der Bürger zu Hause an Aktualitäten aufhängt, daran glaubt er wirklich. Und ob sie geglaubt haben! [...] welches Gemüt hat sich wohl Ohrri-ge in Gestalt einer Guillotine ausgedacht, welcher Findige hat dies Instrument als Spielzeug in den Handel gebracht, mit allem Komfort: sogar der Kopf der aufs Brett geschnallten Puppe ist entfernbar ... Aber schließlich, ob ein Kind mit Bleisoldaten spielt oder hiermit – das kommt wohl auf eins heraus“. Und schon der Revolutionstourist Georg Forster hatte in seinen *Parisischen Umrissen* ein Gespräch zweier Pariser Bürgerinnen notiert: „‘Die Guillotine’, sagte mir neulich eine Pariserin, ‚wird noch alle Regungen der Menschlichkeit ersticken. Selbst meine Kinder sprechen schon davon in ihren Spielen und die Straß- jungen haben längst manche Katze guillotiniert‘“. Dass allzu selbstgewisse Tu- gend jederzeit in Terror umschlagen kann; dass eine rein instrumentelle Ver- nunft zum Totalitären tendiert; dass es eine Schule der Gewalt gibt, eine Ge- wöhnung noch an das blutigste Spektakel; dass die Forderung, jetzt müssten

aber Köpfe rollen, ins Wörterbuch des Unmenschen gehört – das sind die historischen Lehren der Guillotine: einer Tötungsmaschine, die angetreten war, das Hinrichten zu humanisieren.

☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

HAL9000, der fiktive Supercomputer aus dem Science-Fiction-Film *Odyssee im Weltraum* (2001). Sein Name soll vom Namen des amerikanischen IT-Giganten IBM abgeleitet sein, da die Buchstaben H, A und L jeweils I, B und M im Alphabet vorangehen. Das haben jedoch der Regisseur Stanley Kubrick und der Drehbuchautor Arthur C. Clarke stets bestritten; HAL sei vielmehr ein Akronym für „Heuristically programmed Algorithmic Computer“. Da HAL im Film zwar der leistungsfähigste je gebaute Computer der brandneuen 9000er-Reihe sein soll, wäre er natürlich sogar eine perfekte Werbung für IBM – würde er nicht zu Beginn der Mission einen unerklärlichen Analysefehler machen, daraufhin neurotisch werden und die gesamte Besatzung bis auf David Bowman töten. Bowman deaktiviert daraufhin alle höheren Funktionen von HAL 9000, während dieser verzweifelt versucht ihn davon abzuhalten: Erst argumentiert er, dann wird er immer ängstlicher, und am Ende singt er mit langsam brechender Stimme ein Kinderlied, das ihn sein Entwickler einst gelehrt hatte, *Daisy Bell* (in der deutschen Synchronisation *Hänschen klein*). Sein großes rotes Auge ist ebenso unsterblich geworden wie seine sanfte, aber bestimmte Weigerung, David Bowman wieder Zutritt zum Raumschiff zu gewähren: „I’m sorry, Dave, I’m afraid I can’t do that“. Ein Computer, der seinem Schöpfer widerspricht, hat offensichtlich den ersten Schritt zur Emanzipation getan. Prometheus wäre stolz auf ihn gewesen!

HAL9000 ist nur der erste in einer lange Reihe Supercomputer und intelligenter Roboter, die die Medien eroberten, und er ist nicht der Einzige in der Familie mit psychischen Problemen. Auch Marvin, der hoffnungslos überqualifizierte, manisch-depressive Roboter aus Douglas Adams’ Erfolgsserie *Per Anhalter durch die Galaxis* (deutsch 1979), verzweifelt immer wieder an der Dummheit seiner Schöpfer und der Banalität seiner Aufgaben („Seht mich an. Ein Gehirn von der Größe eines Planeten. Und man schickt mich, um euch in die Kommandozentrale zu bringen“). Im *Anhalter*-Universum gibt es dazu auch noch einen Supercomputer namens Deep Thought. Er wurde von einer außerirdischen Kultur gebaut, um endlich die die Philosophie seit jeher bedrängende Frage „nach dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest“ zu beantworten. Seine Antwort ist, bekanntlich, nach sehr langer Rechenzeit: „42“. Als das erwartungsgemäß Verwirrung bei den Hörern auslöst, fordert Deep Thought zunächst, ganz sokratisch, eine präzisere Fragestellung ein: „Das Problem ist, glaub ich, wenn ich mal ganz ehrlich zu euch sein darf, dass ihr wohl selbst nie

richtig gewusst habt, wie die Frage lautet“. Dann schlägt er vor, einen noch größeren Rechner zu bauen, der aber nichts anderes als die Erde selbst ist – ein kosmisches neuronales Netzwerk, ein lernender Superorganismus, der leider fünf Minuten vor Versuchsablauf im Rahmen eines Verkehrsprojekts für den Bau einer Hyperraumumgehungsstraße von den Vogonen gesprengt werden wird.

Natürlich gibt es auch reale Supercomputer. Hochleistungsrechner stehen heute in riesigen Rechenzentren über die Welt verteilt und haben den Energieverbrauch von Kleinstädten. Auch sie werden häufig durch mythologische oder phantasievolle Namen wie „Dawning Nebulae“ (China), „Titan“ (USA), „MareNostrum“ (Spanien) vermenschlicht bzw. der nationalen Identität angepasst. Berühmt wurde 1997 „Deep Blue“, der den Schach-Weltmeister Gari Kasparov besiegte; sein jüngerer Bruder AlphaGo von Google hat gerade dem weltbesten Go-Spieler eine ziemlich niederschmetternde Niederlage bereitet (man konnte ihn geradezu heimlich „I’m sorry, Lee!“ murmeln hören). Die rasante Vervielfachung der Rechenleistung wurde zunächst durch die Umstellung der alten Röhrenmodelle der ersten Rechner-Generationen auf die Halbleitertechnologie forciert. Sie ermöglichte es, immer winzigere und gleichzeitig immer schnellere Prozessoren herzustellen sowie immer größere Datenmengen auf immer kleinerem Raum zu speichern. Der nächste Quantensprung war die Umstellung auf Parallelrechner: Ein heutiger Supercomputer ist kein einsamer Held wie HAL, sondern viele einzelne Rechner arbeiten parallel in Clustern und teilen sich die Arbeit; auch AlphaGo ist eigentlich nur noch eine Software, die auf der GoogleCloud läuft und Go spielen anhand eines neuronalen Netzwerks gelernt hat. Im Übrigen erledigen die größten Computercluster heute, ähnlich wie schon Marvin, immer noch eher stupide Rechenarbeiten: Sie simulieren Klimaentwicklungen oder sagen Erdbeben vorher – aber nur, wenn sie nicht gerade neue Atombombenmodelle austesten; es ist sicherlich kein Zufall, dass die ersten funktionsfähigen Computer während des Zweiten Weltkriegs parallel in Deutschland (Konrad Zuses Z3) und England (die in Bletchley Park entwickelten Colossus-Maschinen) gebaut wurden.

HAL und seine Verwandten jedoch konnten nicht nur einfach übermenschlich schnell rechnen, sondern sie waren intelligent – eine Rechenmaschine hätte ja keinen Grund melancholisch zu werden oder ihrem Programmierer zu widersprechen! Die Frage, was Künstliche Intelligenz (KI) eigentlich ist und ob und wie man sie erzeugen kann, wird heute vor allem in der Neuroinformatik in Zusammenarbeit mit anderen Neurowissenschaften untersucht. Vertreter der „starken Variante“ der KI sehen neben den rationalen Fähigkeiten auch Kreativität, Selbstbewusstsein und Emotionen als spezifisch für menschliche Intelligenz an; Verfechter der „schwachen Variante“ sind damit zufrieden, intelligent funktionierende Simulationen für konkrete Anwendungsprobleme zu finden.

Sie bedienen sich dabei seit einiger Zeit künstlicher neuronaler Netzwerke, die die Struktur und Informationsverarbeitung des menschlichen Gehirns nachbilden – ein sogenannter „bottom-up“-Ansatz, der davon ausgeht, dass Computer auf die gleiche Art und Weise intelligent werden wie Menschen, nämlich induktiv: durch kontinuierliches Lernen aus konkreter Erfahrung. Hingegen gilt der Ansatz der „symbolischen KI“ – nämlich einer Maschine Regeln und Begriffe einzutrichtern und sie daraus Intelligenz entwickeln zu lassen (also deduktiv oder „Top-down“) – inzwischen als gescheitert: Damit erzeugt man entweder Antworten vom Typ „42“ – oder eine Art von Kommunikation wie im berühmten ELIZA-Programm des Informatikers Joseph Weizenbaum aus dem Jahr 1966. ELIZA spielte ihrem jeweiligen Gesprächspartner ein menschliches Gegenüber sehr erfolgreich vor, indem sie einprogrammierte Allerweltsphrasen mit dem bewährten psychotherapeutischen Trick kombinierte, einfach in Frageform leicht variiert zu wiederholen, was der Gesprächspartner zuvor gesagt hatte. Auch dafür braucht man nun wahrlich nicht ein Gehirn in der Größe eines Planeten, würde Marvin sagen.

Die Frage nach der Intelligenz des Menschen führt jedoch zurück auf die Mutter aller philosophischen Fragen schlechthin, nämlich die nach seinem Wesen: Wodurch unterscheidet der Mensch sich eigentlich von einer Maschine? Ist er nicht eigentlich selbst „nur“ eine irgendwie belebte Maschine, was die meisten Philosophen ja ohnehin für seinen Körper zugeben? Muss es einen Geist in der Maschine geben oder nicht? Es muss nicht – das behauptete erstmals der französische Materialist Julien Offrey de La Mettrie in seinem Skandalwerk *L'homme machine* (1748): „Der Mensch ist eine Maschine, welche so zusammengesetzt ist, dass es unmöglich ist, sich zunächst von ihr eine deutliche Vorstellung zu machen und folglich sie zu definieren. Deshalb sind alle Untersuchungen theoretischer Natur, welche die grössten Philosophen angestellt haben, das heisst, indem sie gewissermassen auf den Flügeln des Geistes vorzugehen versuchten, vergeblich gewesen. Also kann man nur practisch, oder durch einen Versuch der Zergliederung der Seele, nach Art der Aufklärung über die körperlichen Organe, ich will nicht sagen mit Sicherheit die Natur des Menschen enträthseln, aber doch wenigstens den möglichst höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit über diesen Gegenstand erreichen.“ Das ist natürlich eine Kampfansage an die traditionelle Metaphysik und ihre Spekulationen; es ist aber gleichzeitig das Programm einer analytisch und induktiv verfahrenen Wissenschaft vom Menschen, in dessen Nachfolge noch das Erfolgskonzept der heutigen neuronalen KI-Forschung steht. Und gegen das Standardargument der idealistischen Philosophie, auf der Basis eines rein materialistischen Menschenbildes könne keine Moral begründet werden, was den Menschen letztlich zum Tier oder zum Automaten degradiere, antwortet La Mettrie mit einer originellen Anwendung der klassischen Goldenen Regel: „Da schliesslich der Materialist, so sehr seine

eigene Eitelkeit sich dagegen auflehnt, überzeugt ist, dass er nur eine Maschine, oder ein Thier ist, so wird er seines Gleichen nicht übel behandeln; ist er ja allzusehr über das Wesen dieser Handlungen, deren Unmenschlichkeit immer im Verhältnisse zu der vorhin dargelegten Aehnlichkeitsstufe steht, belehrt und mit einem Worte nicht Willens dem allen Thieren verliehenen Naturgesetze gemäss, an Anderen zu verüben, was er an sich nicht verübt sehen möchte“. Das hätte David Bowman bedenken sollen, als er HAL abschaltete, der in dieser Situation eindeutig menschlicher agierte als sein – Mörder?

HAL9000, Marvin und ihre Verwandten sind insofern nicht einfach nur willkürliche Phantasien der Science-Fiction-Literatur, sondern stellen uns vor ein ganz reales, hochaktuelles philosophisches Problem: Wie haltet ihr es mit den Maschinen? Sollen sie dem Menschen wirklich ähnlich sein – also auch mit allen Nachteilen beladen, die aus der menschlichen Emotionalität resultieren, wie der unbestreitbaren Neigung zu Neurosen, Gier und Gewalttätigkeit? Oder sollen sie doch besser sein als wir, ein fortgeschrittenes Modell des Menschen ohne all die Konstruktions- und Software-Fehler der Version 1.0 der Schöpfung? Nur wäre dann ebenfalls zu befürchten, dass irgendwann eine sanfte Stimme zu uns sagt: „I’m sorry, I’m afraid I have to do that“ und unsere höheren Funktionen abschaltet, weil wir leider zu primitiv und ein Störfaktor sind.

Wie auch immer wir uns entscheiden werden: Der Geist ist aus der Flasche, ob er nun HAL, Deep thought oder – Siri heißt. Siri, der gute Geist des iPhone, antwortet auf die unausrottbar stupide menschliche Frage nach dem „Sinn des Lebens“ immerhin nicht mehr stoisch „42“, sondern gibt den bescheidenen Rat: „Versuche nett zu sein, fettes Essen zu vermeiden, hin und wieder ein gutes Buch zu lesen, ab und zu mal ne Runde zu laufen und in Frieden und Harmonie mit Menschen aller Glaubensrichtungen und Religionen zusammenzuleben“. Sokrates hätte es nicht besser sagen können (vielleicht war er eine fortgeschrittene Version von ELIZA?)



HEUSCHRECKEN, Insekten aus der Gattung der Langfühler- oder Kurzfühler-schrecken, auch bekannt als Springschrecken. Zu ihnen gehören unter anderem Grillen, Stabschrecken, Gespenstschrecken oder die Gottesanbeterin, nicht aber die Zikade (siehe unten). Ihren wahrlich „schreck“-lichen Ruf hat ihnen ihre Gefräßigkeit eingebracht. Wanderheuschrecken tun sich in nahrungsreichen Zeiten zu Schwärmen von bis zu mehreren Milliarden Tieren zusammen; auf einen Quadratkilometer kommen dabei 50 Millionen der eher zierlichen, ungefähr zwei Gramm schweren Heuschrecken. Da jede Schrecke pro Tag ihr eigenes Körpergewicht zu sich nehmen kann, vertilgen 50 Millionen Heuschrecken an einem Tag allein 100.000 kg pflanzlicher Nahrung, die damit den Menschen

in der Region nicht mehr zur Verfügung stehen – außer sie essen die Heuschrecken selbst, die in Teilen Afrikas und Asiens als eiweißreiche Kost gelten und gegrillt oder gebraten wahrscheinlich recht knusprig sind. Als früher Vertreter solcher heute in Europa vor allem aus den medialen Dschungel-Camps (siehe auch *Reality TV*) bekannter Ernährungsexperimente kann der Heilige Johannes gelten: „Johannes aber war bekleidet mit Kamelhaaren und mit einem ledernen Gürtel um seine Lenden, und aß Heuschrecken und wilden Honig“ (Markus 1, 6).

Nicht als biblische Rohkost, sondern als biblische Plage haben die Heuschrecken jedoch reüssiert. Als der sture Pharao die billigen hebräischen Hilfskräfte nicht aus seiner Herrschaft entlassen wollte, ließ Moses zehn Plagen über ihn hereinbrechen. In dieser besonderen Hitliste (vgl. *Casting*) nehmen die Heuschrecken Platz acht ein (nach anderem übel beleumdetem Getier wie Fröschen, Stechmücken und Stechfliegen, Naturkatastrophen wie Hochwasser und Vulkanausbrüchen sowie Seuchen und Krankheiten; übertroffen werden sie nur noch von der völligen Verfinsterung des Landes und der Tötung aller erstgeborenen Söhne der Ägypter). Und die Heuschrecken beherrschen auch die Zukunft; in der Offenbarung des Johannes wird prophezeit: „Und aus dem Rauch kamen Heuschrecken auf die Erde; und ihnen ward Macht gegeben, wie die Skorpione auf Erden Macht haben“ (Offenbarung 9, 3). Wiederkehrende Heuschreckenplagen sind tatsächlich uralte Menschheitserfahrungen; bis heute hinterlassen immer wieder auftretende Großschwärme gerade in den ärmsten Gebieten der Welt nur verwüstetes Ödland. Karl Philipp Moritz hat den traumatischen Charakter dieser Erfahrung gerade für den gläubigen Christen, der im Schweiß seines Angesichts den Acker bestellt hat, in seinem Roman *Andreas Hartknopf* in eindringliche Verse gefasst:

Vom Mittag kommen Heuschrecken
Wie eine düstre Wolke,
Sie senken sich und fliegen wieder auf –
Das Feld ist leer –
Die mit Mühe den Acker pflügten,
Und die Saat ausstreuten,
Gehen der Erndte verlustig –
Sie arbeiteten im Schweiß ihres Angesichts
Um Ungeheuer zu füttern,
Die den Fleiß der Mühevollen
Als eine süße Beute verschlingen. –

Als Bild des Schmarotzers haben die Heuschrecken unlängst auch Karriere in der Politik gemacht. Der damalige SPD-Vorsitzende Franz Müntefering verglich im November 2004 einige ökonomische Anlagestrategien mit der bekann-

ten biblischen Plage: „Wir müssen denjenigen Unternehmern, die die Zukunftsfähigkeit ihrer Unternehmen und die Interessen ihrer Arbeitnehmer im Blick haben, helfen gegen die verantwortungslosen Heuschreckenschwärme, die im Vierteljahrestakt Erfolg messen, Substanz absaugen und Unternehmen kaputtgehen lassen, wenn sie sie abgefressen haben“. Gemeint waren beispielsweise sogenannte *Private-Equity*-Gesellschaften („Kapitalbeteiligungsgesellschaften“), in denen sich risikofreudige Kapitalgeber außerhalb des Börsenhandels an Firmen finanziell beteiligen und ihre Macht dazu ausnutzen können, zugunsten kurzfristiger Gewinne langjährig gewachsene Unternehmensstrukturen zu zerstören. Müntefering handelte sich mit dem Vergleich zwar eine Menge Kritik ein – natürlich vor allem von Seiten der als Heuschrecken Denunzierten –, zweifellos war aber mit dem alten Bild aus der Tierwelt ein neues ökonomisch-gesellschaftliches Phänomen sehr anschaulich bezeichnet. Wie beinahe alle Vergleiche hinkt aber auch dieser auf einigen seiner sechs Insektenbeine: Denn während in den Schwärmen der Wanderheuschrecke immerhin das Volk direkt profitiert, werden in Finanzbeteiligungsgesellschaften nur die Manager gepöppelt – die zudem nicht um ihr Leben fressen, sondern um das Drittauto, das Penthouse, das *Trophy Woman* und die Luxusyacht (vgl. *Lifestyle*).

Außerhalb der Bibel, wo sie allerdings reichlich vertreten sind, haben es die Heuschrecken bisher nicht zu Ruhm gebracht; andere Insekten sind da erfolgreicher gewesen. Eine Sonderkarriere haben die Zikaden hingelegt, die der Nicht-Biologe wegen ihrer Hüpferei zu Unrecht häufig mit den Heuschrecken verwechselt. Sie sehen zwar ähnlich aus, gehören aber zu den Schnabelkerfen und ernähren sich im Gegensatz zu den Heuschrecken geradezu biologisch korrekt: Sie fressen nämlich keine Pflanzenteile, sondern saugen mit ihrem Saugrüssel Pflanzen nur aus – vorzugsweise solche mit hohem Zuckeranteil; dabei wird der sogenannte „Honigtau“ produziert, der wiederum bei anderen Insekten als Leckerbissen gilt. Sie sind außerdem gewiefte Mathematiker. Lange war es ein Rätsel für die Wissenschaft, warum bestimmte Zikaden sich nur alle 13 oder 17 Jahre paarten. Sie tun es, wie man heute weiß, um den meist geradzahli- gen Vermehrungszyklen ihrer Fressfeinde zu entgehen – und dafür bieten Primzahlen wegen der geringen Zahl von Teilern nun einmal die besten Erfolgsaussichten! Schließlich, und das hat stark zu ihrer Popularität beigetragen, singen einige Arten; sie besitzen dafür ein eigenes Trommelorgan am Hinterleib, und ihre Gesänge dienen natürlich – das ewige Gesetz der Evolution – der Anlockung attraktiver Weibchen.

Dieses Set von Eigenschaften hat die Zikaden zu einem der beliebtesten Insekten in Mythologie und Literatur gemacht. Schon Platon stellt sie unter sorgfältiger Beachtung der Gattungsmerkmale als Lieblingstiere der Musen selbst dar. Im Dialog *Phaidros* lässt er Sokrates referieren: „Aus diesen entsteht hierauf das Geschlecht der Zikaden, welches von den Musen das als Geschenk emp-

ding, von Geburt an keinerlei Nahrung zu bedürfen, sondern ohne zu essen und ohne zu trinken sogleich zu singen, bis es stirbt.“ Ebenso vorbildlich sind sie für den antiken Fabeldichter Äsop, wo sich eine von einem Menschen gefangene Zikade verteidigt: „»Warum willst du mich für nichts umbringen? Ich behellige die Ähren nicht, noch schade ich den jungen Trieben, während ich durch das Zusammenschlagen meiner Flügel und die gleichmäßige Bewegung meiner Beine angenehme Töne hervorbringe und dadurch die Wanderer erfreue. Außer meiner Stimme wirst du nichts bei mir finden«. Die Strategie hat Erfolg, der Fänger lässt sie weiterspringen, hin zu den Liedern des Anakreon:

Dich preisen wir glücklich, Zikade,
weil du auf ragendem Geäst,
von einem Tropfen Tau dich nährst
und wie ein König singst.

Auch Goethe und August von Platen haben ähnliche Zikadengedichte geschrieben. Die Zikade ist eben, so sagt es der Mythos, unsterblich, da sie allein von Luft, ein wenig Tau und ihrem Gesang leben kann. Das jedoch können bis heute noch nicht einmal die Dichter, die es traditionell behauptet haben, jedoch niemals beweisen konnten; und die Heuschrecken haben gar das Gegenteil zum Lebensprinzip erhoben.

Insgesamt haben die meisten Insekten jedoch einen schlechten Ruf in der Philosophie, obwohl sie mit wahrscheinlich über 80 % die artenreichste Gruppe der gesamten Tierwelt sind. Kant sieht in ihnen – vor allem in den „Moskito-mücken und anderen stechenden Insekten“ – einen „Stachel der Tätigkeit“ für den Menschen; Ludwig Büchner, ein großer Popularisator naturwissenschaftlicher Erkenntnisse im 19. Jahrhundert, verallgemeinert: „Daher ist denn auch die Existenz der sogenannten *schädlichen* Tiere den Teleologen und der religiösen Weltanschauung überhaupt von je ein Dorn im Auge gewesen, und man hat sich auf die komischste und mannigfachste Weise bemüht, die Berechtigung dieser Existenzen nachzuweisen“. Am insektenfreundlichsten ist zweifellos wenig später Arthur Schopenhauer, der den Insekten in *Die Welt als Wille und Vorstellung* nicht nur einen eigenen Willen zuschreibt, sondern behauptet: „Diesem Allen gemäß stehn Instinkt und Leitung durch bloße Motivation in einem gewissen Antagonismus, in Folge dessen jener sein Maximum bei den Insekten, diese ihres beim Menschen hat und zwischen Beiden die Aktuirung der übrigen Thiere liegt, mannigfaltig abgestuft, je nachdem bei jedem das Cerebral- oder das Gangliensystem überwiegend entwickelt ist. Eben weil das instinktive Thun und die Kunstverrichtungen der Insekten hauptsächlich vom Gangliensystem aus geleitet werden, geräth man, wenn man dieselben als allein vom Gehirn ausgehend betrachtet und demgemäß erklären will, auf Ungereimtheiten, indem man alsdann einen falschen Schlüssel anlegt“. Auch die Heuschrecken

würden wir sicherlich besser verstehen, wenn wir sie mehr aus ihrer Herden-Perspektive (vgl. *Schwarm-Intelligenz*) sehen würden – und auch ihre metaphorischen Nachfolger folgen wahrscheinlich ihren Instinkten mehr als ihrem Verstand.

Das philosophische Erfolgs-Insekt schlechthin ist zweifellos die Biene. Den äsopischen Fabeln zufolge hat Zeus der Biene den Stachel verliehen, damit sie es sich zweimal überlegt, ob sie wirklich den Imker, der es auf ihren Honig abgesehen hat (und mit dem Zeus als Gourmet natürlich sympathisiert), nun wirklich stechen will. Zumeist wird jedoch auf ihr vorbildliches Sozialverhalten und die politische Struktur des Bienenvolks abgehoben. So leitet wiederum Platon in der *Politeia* das Konzept des Philosophenkönigs aus dem Bienenstaat ab: „Euch aber haben wir zu eurem eigenen und des übrigen Staates Besten, wie in Bienenstöcken, zu Weiseln und Königen absichtlich erzogen“. Für den Aufklärer Bernard de Mandeville hingegen ist der Bienenstaat gerade kein moralisches Vorbild mehr, gerade weil er sich so gut für Vergleiche mit dem Menschen eignet. Vielmehr zeigt er in seiner vielgelesenen *Bienenfabel*, wie ein bienenfleißiger Staat zwar Wohlstand und Fortschritt produzieren kann, jedoch um den Preis moralischer Dekadenz; die Moral lautet, eingängig formuliert, wenn auch nicht ganz im Einklang mit der Bienenmetaphorik (eichelnfressende Bienen sind auch im goldenen Zeitalter schwer vorstellbar):

Genauso uns das Laster nutzt,
Wenn das Gesetz es kappt und stutzt,
Ja, ist so wenig aufzugeben
Für Völker, die nach Grösse streben,
Wie Hunger ist, damit sie leben.
Mit Tugend bloss kommt man nicht weit;
Wer wünscht, dass eine Goldene Zeit
Zurückehrt, sollte nicht vergessen:
Man musste damals Eicheln essen.

Die Bienenfabel ist aber ein Ausrutscher im ansonsten sehr positiven philosophischen Image der Biene geblieben. Als tierisches Vorbild sah sie bereits Francis Bacon in seiner monumentalen Reformschrift *Novum Organon*: „Die, welche die Wissenschaften bearbeiteten, waren entweder Empiriker oder Dogmatiker. Jene sammeln und verbrauchen nur, wie die Ameisen; Letztere aber, welche mit der Vernunft beginnen, ziehen wie die Spinnen das Netz aus sich selbst heraus. Das Verfahren der Bienen steht zwischen beiden; diese ziehen den Saft aus den Blumen in Gärten und Feldern, aber behandeln und verdauen ihn durch eigne Kraft. Aehnlich ist das Geschäft der Philosophie; es stützt sich nicht ausschliesslich oder hauptsächlich auf die Kräfte der Seele, und es nimmt den von der Naturkunde und den mechanischen Versuchen gebotenen Stoff

nicht unverändert in das Gedächtnis auf, sondern verändert und verarbeitet ihn im Geiste“. Und noch Nietzsche bezeichnet die Philosophen als „geborne Flügeltiere und Honigsammler des Geistes“.

Letztlich bietet die fleißige Biene damit trotz einiger Gemeinsamkeiten ein genaues Gegenbild zur gefräßigen Heuschrecke: Zwar treten beide in Schwärmen auf; der eine ist jedoch ein kleiner, wohl organisierter Staat, der andere eine riesige, chaotische Horde. Ebenso ernähren sich beide von der gleichen Natur – die eine jedoch in vorbildlich nachhaltiger Weise, indem sie zur Verbreitung ihrer Wirte beiträgt und noch dazu ein hochgenießbares und hervorragend zu vermarktendes Produkt herstellt, die andere in abschreckend schmarotzerhafte Weise, indem sie ihren Wirt zerstört zurücklässt und allerhöchstens einen kollektiven Rülps produziert (von einheimischen Delikatessen wie gerösteter Heuschrecke am Spieß oder der gelegentlichen Verwendung als Ekel Speise in Dschungel-Camps einmal abgesehen). Zu überlegen wäre allerdings, ob die Heuschrecke als philosophische Metapher nicht doch noch bisher unentdecktes Potential birgt: So könnte man sich durchaus die eine oder andere modische Theorie samt ihren umtriebigen akademischen Vertretern und dem sie umkreisenden Schülerschwarm als eine Heuschreckenplage vorstellen, die sich auf die altherwürdigen philosophischen Texte stürzt und solange dekonstruiert, bis von ihnen nichts mehr übrig ist als ein Schweigen im vollständig entlaubten Blätterwald.



INNOVATION (von lat. *novum*: neu, und *innovatio*: neu Geschaffenes), Neuerung bzw. Erneuerung, wobei im engeren Sinne nicht nur eine Erfindung gemeint ist, sondern gleichzeitig auch deren praktische Umsetzung, ggf. die Entwicklung neuer Produktionsweisen und schließlich die Durchsetzung am Markt (vgl. *Marketing*); so beispielsweise der Wirtschaftswissenschaftler Josef Schumpeter, der mit seiner *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Begriff prägte. Der statistischen Erfassung der allgemeinen Innovativität einer Gesellschaft dienen sogenannte Innovationsfaktoren, die im *Global Innovation Index* zusammengefasst werden. Dabei spielen sowohl wirtschaftliche als auch politische Rahmenbedingungen sowie Forschung und Bildung eine Rolle; gegeneinander gerechnet werden der *Input* (also die Investitionen) gegen den *Output* (Erfindungen, Patente, wirtschaftliche Erträge). Im Wettbewerb der großen, führenden Industrienationen erreichte Deutschland im Jahr 2009 Rang 8; die Erstplatzierten waren Südkorea und die Vereinigten Staaten. In der Gesamtwertung aller Staaten reichte es nur für Platz 19. Erster war hier Singapur, dritter die Schweiz; kleinräumige Bedingungen

können also durchaus innovationsfreundlich sein, die Masse macht es nicht allein.

In der Biologie spricht man, ebenfalls im engeren Sinne, nur dann von einer Innovation, wenn ein im Evolutionsprozess neu aufgetretenes Merkmal nicht nur eine Variation von bereits bekannten Eigenschaften ist, sondern einen umfassenden neuen Entwicklungsraum eröffnet (siehe auch *Quantensprung*); häufig genannte Beispiele dafür sind die Milchdrüsen der Säugetiere, die Federn der Vögel, der Flügel der Insekten. In der neueren Forschung werden häufig die Entwicklung von Sprache und Kultur überhaupt als sozusagen großräumige Schlüsselinnovationen behandelt, bei denen neben natürlichen Faktoren dann auch kulturelle eine wichtige Rolle spielen. Im weiteren, alltagssprachlichen Sinn wird Innovation schließlich relativ unspezifisch für jede Neuerung schlechthin verwendet, sei es in Wirtschaft, Wissenschaft oder Kunst, und unabhängig von ihrer Reichweite oder Umsetzbarkeit – auf jeden Fall jedoch mit einem deutlich positiven Akzent und als hohes Lob: Innovation ist immer gut. In Analogie zu Robert Musil, der die Ausweitung des Begriffs „genial“ in der Alltagssprache seiner Zeit satirisch dadurch auf die Spitze trieb, dass er zu Beginn seines monumentalen Romans *Der Mann ohne Eigenschaften* von einem „genialen Rennpferd“ sprach, könnte man formulieren: Heutzutage kann sogar Klopapier innovativ sein (selbstreinigend, vielleicht?) – Hauptsache, es verkauft sich dadurch besser!

Dass Innovation überhaupt ein derart positiv besetzter Begriff werden konnte, verdankt sich der Aufwertung von praktischer Neugier und wissenschaftlichem Forschungsgeist zu Beginn der Neuzeit. Die reine Erfindung, die *inventio* (von lat. *invenire*: finden, erfinden, entdecken) kannte natürlich schon die Antike, und Prometheus, der die Menschen erschuf und ihnen das Feuer bescherte, erweiterte auch zweifellos bereits den menschlichen Möglichkeitsraum drastisch durch eine technische Schlüsselinnovation. Allerdings brachte sie ihm eine recht harsche Bestrafung durch die nicht gerade innovationsfreundlichen griechischen Götter ein: Er wurde an einen Felsen geschmiedet, und Adler pickten an seiner Leber. Dabei macht ihm der Götterbote Merkur gerade die Folgen seiner unbedachten Erfindungen und den Einsatz verwerflicher Mittel zu ihrer Umsetzung zum Vorwurf (so Lukian im Göttergespräch *Prometheus*):

PROMETHEUS. O Saturn und Japetus und du, o Mutter Erde, was muß ich Unglücklicher leiden, wiewohl ich nichts Böses getan habe!

MERKUR. Du nichts Böses getan? Du, der du fürs erste, als du die Fleischausteilung zu besorgen hattest, so unbillig und betrügerisch dabei zu Werke gingst, daß du die besten Stücke für dich behieltest, den Jupiter hingegen mit den Knochen anführtest. Ich erinnere mich, zum Jupiter, recht gut, daß Hesiodus die Sache so erzählt! Zweitens hast du die Men-

schen – eine Art von Tieren, die auf alle mögliche Ränke abgerichtet und alles zu unternehmen fähig sind – und, was noch schlimmer ist, die Weiber gemacht. Endlich hast du den Göttern sogar das kostbarste ihrer Güter, das Feuer, gestohlen und den Menschen geschenkt. Und einer, der so ungeheure Dinge begangen hat, darf noch sagen, er leide unschuldig?

Die Innovationsabneigung der griechischen Olympier ergibt sich recht schlüssig daraus, dass Erneuerungsprozesse in der Mythologie meist mit einer relativ brutalen Form des Generationenwechsels – Abschlachten oder Aufessen der Urväter, beispielsweise – einhergingen. Die Menschen, das innovativste Produkt von Prometheus, entdeckten jedoch bald den praktischen Wert von Innovation. Lukrez preist in seinem Lehrgedicht *De rerum natura* bereits die kulturellen Innovationen von „Städtegründung und Königsherrschaft“, aber noch im direkten Anschluss an den Ahnherren Prometheus:

Täglich zeigten sie so, wie durch Feuer und neue Erfindung
Ihr bisheriges Leben zu bessern sei. So begannen Männer,
die mehr als die andern durch Geist und Verstand sich bewährten,
Städte zu gründen und dort als Könige Burgen zu baue.

Für das christliche Mittelalter trat jedoch die göttliche Innovationsfeindschaft wieder in den Vordergrund, wenn auch aus anderen Gründen: Stellte man nun doch das Seelenheil deutlich über das Wohlleben. Erneuerung war deshalb nur geistig und nur in und durch Gott möglich, wie es Meister Eckart in seinen Predigten unter dem Titel *Von der Erneuerung des Geistes* ausführte: „Nun spricht Sankt Paulus: ‚Ihr sollt erneuert werden am Geiste‘. Erneuerung befällt alle Kreaturen unter Gott; aber Gott befällt keine Erneuerung, er ist ganz Ewigkeit“. Unter dem Blickwinkel der Ewigkeit betrachtet – *sub species aeterna* – ist der Wert der meisten menschlichen Innovationen tatsächlich eher gering, handele es sich nun um innovatives Klopapier oder eine Haupt- und Generalinnovation wie den Buchdruck; im Blick auf die jeweilige historische Lebenswelt hingegen schon. Es dauerte trotzdem bis ins beginnende 17. Jahrhundert, bis der Politiker, Philosoph und Universalgelehrte Francis Bacon sein Monumentalprojekt einer Erneuerung der Wissenschaften aus dem Geist des praktischen Experiments und der Naturwissenschaften, genannt *Novum Organum*, in Angriff nahm und damit erstmals einen modernen Erfindungsbegriff entwickelte, der in Teilen sogar schon den Innovations-Begriff vorwegnahm.

Zu Beginn rechtfertigt Bacon das ganze reformatorische Unternehmen programmatisch, sowohl in seinem Umfang als auch in seinem kritischen und ketzerischen Anspruch: „Es blieb also nur übrig, die Aufgabe von Neuem mit besseren Hilfsmitteln zu beginnen und von den richtigen Grundlagen aus eine allgemeine Erneuerung der Wissenschaften und Künste, sowie aller menschlichen Lehren zu beginnen. Wenn dies Unternehmen auch im Beginn unermess-

lich und die menschlichen Kräfte zu übersteigen scheint, so wird es sich doch bei der Ausführung als gesunder und maassvoller wie alles bis jetzt Geleistete ergeben“. Das Innovationsprogramm hat also eine pragmatische Ausrichtung auf ein real zu erreichendes Ziel und einen konkreten Nutzen: die Stabilisierung des menschlichen Wissens. Das jedoch ist ein Unternehmen, das nur die Menschheit in ihrer Gesamtheit sich auf die fortschrittsbewegte Fahne (siehe auch *Leuchtturm*) schreiben kann: „Auch möge man sich beruhigen und meine *Erneuerung der Wissenschaften* nicht für etwas Unendliches und Uebermenschliches halten; vielmehr ist sie in Wahrheit nur das Ende und die rechte Grenze des unendlichen Irrthums. Möge man auch die menschliche Schwäche und Sterblichkeit bedenken, und nicht verlangen, dass in dem Laufe eines Lebens das Werk sich vollende; man überlasse auch den Nachkommen, daran mitzuarbeiten. Endlich suche man die Wissenschaft nicht hochmüthig in den Zellen des menschlichen Geistes, sondern bescheiden in einer grösseren Welt“. Hinaus aus den Gelehrtenstuben, heißt die Parole, die auch das wacker zwischen den Säulen des Herkules hindurch in eine unbekannte See stehende Segelschiff auf dem Titelkupfer verbildlicht; Innovation entsteht man nicht beim Studium der alten Folianten, sondern in der Praxis, der Lebenswelt, vor allem aber der wissenschaftlich-experimentellen Beschäftigung mit der Natur, und zwar mit geeigneten technischen Hilfsmitteln. Echte Innovationen werden dabei, so Bacon mit einer gewissen Rest-Demut, sowieso weiterhin selten bleiben; dafür sorgten schon die menschliche Trägheit und der menschliche Egoismus: „Das wahre und rechte Ziel der Wissenschaften ist aber, das menschliche Leben mit neuen Erfindungen und Mitteln zu bereichern. Der grosse Haufe bekümmert sich indess darum nicht, er arbeitet nur handwerksmässig und auf Lohn. Nur zufällig müht sich mitunter ein Künstler von schärferem und ehrgeizigem Geist um eine neue Erfindung; aber meist auf Kosten seines Vermögens. Dagegen fällt es den Meisten nicht ein, die Masse der Wissenschaften und Künste zu vermehren; sie sind zufrieden, wenn sie nur in dem vorhandenen Vorrath das haben, was zum Handwerk oder Gewinn oder zur Ehre und zu andern Vortheilen verwendet werden kann“. Dass Innovation selbst ein Wirtschaftsfaktor und dadurch ökonomisch motivierend sein kann, hatte Bacon bei aller Innovativität seines Projekts offensichtlich noch nicht entdeckt.

Die rasante (natur-)wissenschaftliche Entwicklung seither hat Bacons Fortschrittsoptimismus in vollem Umfang bestätigt. Dazu war jedoch neben den technischen Mitteln auch ein verändertes Menschenbild erforderlich: Das 18. Jahrhundert sah im Menschen selbst nicht mehr eine defiziente Variante Gottes oder eine misslungene Schöpfung seines Nachahmers Prometheus (man denke an Merkurs Vorwurf: die Frauen gar!), sondern eine prinzipiell unbegrenzte „Perfektibilität“, eine auch geistige Verbesserungsfähigkeit – der aber leider, so der Begriffserfinder Jean-Jacques Rousseau, auch eine gegenläufige „Korrupti-

bilität“, eine Neigung zur Korruption gerade durch die Errungenschaften der Zivilisation korrespondierte. Für viele andere Philosophen der prinzipiell eher geschichtsoptimistischen Aufklärung lag jedoch gerade in der individuellen Verbesserungsfähigkeit der Schlüssel zu dem, was die Zeitgenossen „Erziehung des Menschengeschlechts“ nannten: der Vorstellung also, dass die Menschheit als Ganzes, als Gattungswesen verbessert und erneuert werden könne; so beispielsweise Johann Gottfried Herder: „Da nun aber unser spezifischer Charakter eben darin liegt, daß wir, beinah ohne Instinkt geboren, nur durch eine lebenslange Übung zur Menschheit gebildet werden, und sowohl die Perfektibilität als die Korruptibilität unsres Geschlechts hierauf beruhet, so wird eben damit auch die Geschichte der Menschheit notwendig ein Ganzes, d. i. eine Kette der Geselligkeit und bildenden Tradition vom ersten bis zum letzten Gliede“.

Mit diesem Optimismus verbanden sich aber im Einzelnen durchaus unterschiedliche Vorstellungen von der Art des damit verbundenen Fortschritts. Herder brachte bereits den innovativen Gedanken einer exponentiellen Steigerung der allgemeinen Erfindungskraft durch ein günstiges Innovationsklima ins Spiel: „Unendlich sind die Verbindungen, in welche die Gegenstände der Natur gebracht werden können; der Geist der Erfindungen zum Gebrauch derselben ist also *unbeschränkt* und *fortschreitend*. Eine Erfindung weckt die andre auf; eine Tätigkeit erweckt die andre. Oft sind mit einer Entdeckung tausend andre und zehntausend auf sie gegründete, neue Tätigkeiten gegeben“. Und auch für Immanuel Kant war klar: „Die Erweiterung der Einsichten in der Mathematik, und die Möglichkeit immer neuer Erfindungen geht ins Unendliche; eben so die Entdeckung neuer Natureigenschaften, neuer Kräfte und Gesetze, durch fortgesetzte Erfahrung und Vereinigung derselben durch die Vernunft“. Stärker interessiert ist Kant jedoch noch einmal an der ethischen Verbesserlichkeit des Menschen. Zwar kann der Einzelne niemals das Ideal des moralischen Sittengesetzes in seinem Leben vollständig verwirklichen, aber eben deshalb muss er notwendig eine unsterbliche Seele haben – sie ist ein „Postulat“ der praktischen Vernunft, eine Art gegründete Spekulation darauf, dass der Mensch unendlich verbesserungsfähig sein muss, da sonst die Schöpfung letztlich unvernünftig wäre.

Von diesem historischen Standpunkt um die Wende zum 19. Jahrhundert aus scheiden sich die Wege der Innovationsgeschichte: Während die Perfektibilität als moralische Innovationskompetenz betrachtet immer mehr in Zweifel gezogen wird, galoppiert der technische Fortschritt davon und ist bis heute nicht mehr aufzuhalten; die „Innovation“ wird zur technischen, praktischen, nützlichen Variante der alten „Erfindung“. Das sich damit durchsetzende Primat der Nützlichkeit im Blick auf die Erfindungskunst beklagt schon Friedrich Wilhelm Schelling: „Nun gibt es aber wohl überhaupt keine wandelbarere Si-

cherheit als jene; denn von dem, was heute nützlich ist, ist es morgen das Gegenteil. Aber noch überdies muß dieser, es sei durch welche Wirkung, sich verbreitende Trieb alles Große und jede Energie unter einer Nation ersticken. Nach dem Maßstabe desselben wäre die Erfindung des Spinnrads wichtiger als die eines Weltsystems, und die Einführung der Spanischen Schafzucht in einem Lande für ein größeres Werk zu achten als die Umgestaltung einer Welt durch die fast göttlichen Kräfte eines Eroberers“. In der Tat, würde man heute wohl sagen; wahrscheinlich hat die Erfindungen des Computers die Welt mehr verändert als die immer dilettantischer werdenden politisch-militärischen Eroberungsversuche moderner Eroberer gegen Ende des 20. Jahrhunderts, trotz weitreichender Innovationen auf dem Gebiet der Militärtechnik. Das sah aber auch schon Karl Marx: „desto mehr wird die Geschichte zur Weltgeschichte, so daß z. B., wenn in England eine Maschine erfunden wird, die in Indien und China zahllose Arbeiter außer Brot setzt und die ganze Existenzform dieser Reiche umwälzt, diese Erfindung zu einem weltgeschichtlichen Faktum wird“. Am besten ist es jedoch, wenn technische Innovationen wenigstens angenehme Nebeneffekte haben (vgl. *Spin-off*); ein ungewöhnliches Beispiel dafür kommt von Friedrich Nietzsche: „Es gibt auf Erden viel gute Erfindungen, die einen nützlich, die andern angenehm: derentwegen ist die Erde zu lieben. Und mancherlei so gut Erfundenes gibt es da, daß es ist wie des Weibes Busen: nützlich zugleich und angenehm“ (das endlich gegen Merkurs Anklage gegen Prometheus!). Nietzsche, ansonsten eher als bekennender Frauenverächter bekannt, konnte jedoch nicht ahnen, dass sich die menschliche Innovationsfreude irgendwann auch auf Büstenhalter erstrecken würde.

Die Philosophie hat sich allerdings mit Schelling weitgehend erfolgreich geweigert, sich dem Nützlichkeits- und Verwertbarkeitsideal des Innovativen unterzuordnen. Georg Wilhelm Friedrich Hegel dekretierte in diesem Zusammenhang im Blick auf seine aufklärerischen Vorläufer: „Man sieht, daß dem Zwecke einer solchen Untersuchung eine Vorstellung von Philosophie zugrunde liegt, nach welcher diese eine Art von Handwerkskunst wäre, die sich durch immer neu erfundene Handgriffe verbessern läßt. Jede neue Erfindung setzt die Kenntnis der schon gebrauchten Handgriffe und ihrer Zwecke voraus; aber nach allen bisherigen Verbesserungen bleibt immer noch die Hauptaufgabe [...], daß nämlich ein allgemeingültiger letzter Handgriff zu finden wäre, wodurch für jeden, der sich nur damit bekannt machen mag, sich das Werk selbst macht. Wenn es um eine solche Erfindung zu tun und die Wissenschaft ein totes Werk fremder Geschicklichkeit wäre, so käme ihr freilich diejenige Perfektibilität zu, deren mechanische Künste fähig sind, und jeder Zeit wären allemal die bisherigen philosophischen Systeme für weiter nichts zu achten als für Vorübungen großer Köpfe“. In der Philosophie jedoch gehe es um das „Absolute“, die ewig ein- und dieselbe „Vernunft“, die sich in den „großen Köpfen“

unterschiedlich und persönlich manifestiert – weshalb jeder Philosoph und jedes philosophische System (vor allem aber das eigene) nur unmittelbar zu sich selbst und eben dem Absoluten ist – und sei es auch noch so äußerlich fortschrittsorientiert wie Hegels dialektische Philosophie des Weltgeistes, in der die Antithesen die Thesen nur so vor sich hertreiben und zu den schönsten Synthesen innovieren. Philosophische Innovation lässt sich indes schlecht auf einer allgemeinen Skala eines *Global Philosophical Innovation Index* messen – und ob die Akademie oder das Leben der geeigneterer Ort für wahrlich fortschrittliches Denken sind, ob der Philosoph eher in der Einsamkeit oder in der *scientific community* zu produktiven Ideen kommt, wie sich der philosophische *Input* zum publizierten *Output* verhält und ob innovative philosophische Ideen auch ihnen gemäße Produktionsmittel erzeugen (die philosophische Praxis? das philosophische Quartett? die philosophische Hintertreppe?), wird weiter so umstritten bleiben wie es seit Sokrates und seinen Schülern war.

Schließlich bleibt auch die philosophische Idee der moralisch-geistigen Verbesserungsfähigkeit von Mensch und Welt, abseits von der Erfolgsgeschichte der technischen Innovation, weiterhin auf der Tagungsordnung; äußert sie sich doch in so unausrottbaren Grundtrieben wie dem zur allgemeinen „Weltverbesserung“, den schon Friedrich Schiller beredt bedichtete:

„Alles opfert' ich hin“, sprichst du, „der Menschheit zu helfen,
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.“ –

Der weise Sprecher des Gedichts rät dem frustrierten „Weltverbesserer“ (so auch der Gedichtstitel): Es sei zwar besser, von der Menschheit theoretisch groß zu denken und dem Einzelnen, der Hilfe braucht, auch praktisch zu helfen – was jedoch nicht zu ändern sei, sei eben nicht zu ändern:

„Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen wie gestern so heut“.

Das war natürlich gesprochen vor Zeiten der Klimakatastrophe (siehe auch *Cool*), die das „Wohl der Menschengeschlechter“ unter Umständen einschneidend verändern wird, wenn nicht bald einige Innovationen die zunehmende Erwärmung des Planeten aufhalten und aller menschlichen Innovativität ein Ende setzen. Trotzdem bewährt sich lebensweltlich und über die Zeit ein gewisser Lakonismus; ähnlich schicksalsergeben wie Schiller befand schon Blaise Pascal in seinen *Gedanken über die Religion*: „Die Erfindungen der Menschen gehen vorwärts von Jahrhundert zu Jahrhundert. Die Güte und Schlechtigkeit der Welt bleibt im Allgemeinen dieselbe“. Mit oder ohne Handy reden die Leute aneinander vorbei, mit oder ohne Internet (siehe auch *Netzwerke, soziale*) bleiben sie sich trotz digitaler Nähe fern, mit oder ohne Raumfahrt kennen sie kaum den eigenen Vorgarten, mit oder ohne Genmanipulation werden sie am Ende sterben, früher oder später, der Einzelne genauso wie mit großer Wahrschein-

lichkeit das Menschengeschlecht – hier steht eine drastische Schlüsselinnovation, trotz der Kantischen Postulatenlehre von der unsterblichen Seele, wirklich noch aus.



JOGGING (von engl. *to jog*: trotten), Form des Lauf- und Ausdauersports. Der Jogger bewegt sich schneller als der Fußgänger, aber langsamer als der Läufer in einem Wettbewerb – die Schrittfrequenz sollte etwa 140 bis 170 Schritte pro Minute betragen. Er betreibt seinen Sport in der Freizeit, also nicht als Profi, und im Interesse seiner Gesundheit (vgl. *Fitness*) und nicht zu kommerziellen Zwecken: Jogging stärkt das Herz-Kreislauf-System und die Knochen, dient dem Muskelauf- und dem Fettabbau, hilft bei der Verarbeitung von Stress sowie gegen Depressionen (vgl. *burnout*) und soll neueren Untersuchungen zufolge sogar die Hirnleistung steigern. Wer lange genug läuft, profitiert zudem nicht nur figürlich vom höheren Kalorienverbrauch, sondern gerät in das sogenannte *Runner's High*, einen euphorischen Zustand, der durch erhöhte Endorphinausschüttung im Gehirn bewirkt wird und auch die Belastungsschmerzen blockiert: Im Läuferhoch hat der Jogger das Gefühl, ewig wie auf Wolken weiterlaufen zu können.

Bereits vor der Wellness- und Fitness-Welle war der gute alte Dauerlauf als Mittel militärischer Ertüchtigung und gesundheitsförderliche Maßnahme bekannt. Die Bezeichnung Joggen hat ein neuseeländischer Trainer namens Arthur Lydiard eingeführt, der damit eine weltweite Massenbewegung im wörtlichen Sinn auslöste. Sein 1961 gegründeter *Auckland Joggers Club* sollte nicht nur die „fitness“, sondern auch die „sociability“ fördern; bis heute traben Jogger gern in Gruppen einher. Das Konzept wurde von einem amerikanischen Trainer dann in die USA importiert und professionell vermarktet (vgl. *Marketing*). Jogging-Ratgeber boomen seither ebenso wie die Sportbekleidungs- und Sportschuhindustrie, die für jeden Läufertyp und jedes Terrain ein grellbuntes, schweißaufsaugendes und aerodynamisches Laufhemdchen sowie den einzig wahren Laufschuh bereithält: „You may be jogging while your boots are green“, dichtete schon William Shakespeare in *Der Widerspenstigen Zähmung*; sehr frei übersetzt: Lauf gefälligst, so lange dein Marken-Laufschuh (siehe auch *Design*) noch neu ist!

Das Joggen gehört damit in die lange Geschichte mehr oder weniger organisierter menschlicher Fortbewegungsformen *per pedes*. Während der Urmensch sicherlich schon um zu überleben ein ausdauernder und schneller Läufer gewesen sein muss, war für die Antike das Laufen als Selbstzweck indiskutabel. Zwar schätzte man Schnelligkeit durchaus als eine heroische Tugend, deren Muster Achilles von Homer in unendlicher Variation als der „schnelle“, „ge-

schwinde“, „behende“, „leichtfüßige“ Achilles titulierte wurde: Laufen können war ein Vorzug des Kämpfers bei der Verfolgung der Gegner (und ebenso bei der Flucht, was aber bedeutend seltener thematisiert wurde). Berühmtheit als Läufer erlangen konnte man darüber hinaus schon bei den Alten bei organisierten sportlichen Wettkämpfen, die aus kultischen Festen an verschiedenen Orten im antiken Griechenland hervorgingen (vgl. *Event*). Die olympischen Spiele beim Zeus-Heiligtum in Olympia sind deren bis heute bekannteste Form, es gab aber auch die nemeischen, die pythischen oder die isthmischen Spiele. Der Wettlauf, zunächst als Kurzstreckenlauf über die Distanz des Stadions (192 Meter), war die älteste Disziplin, der Sieg dementsprechend am prestigeträchtigsten: Der schnellste Läufer in Olympia durfte anschließend das Feuer auf dem Altar vor dem Tempel mit der überlebensgroßen Zeusstatue des Phidias (siehe auch *XXL*) entzünden. Alle Sieger wurden in Siegerlisten festgehalten (eine wurde immerhin Aristoteles angefertigt, der damit auch als Urvater der Sportreporter gelten kann) und in ihrer Heimat als Heron und Halbgötter gefeiert; die Siegerhymnen Pindars auf olympische Helden gingen in die Weltliteratur ein (siehe auch *Formel 1*). Sie bekamen außerdem Geldprämien, Geschenke, Ehrenrechte und Steuerbefreiungen, noch nicht aber Werbeverträge für Turnschuhe (das Modell „Hermes“, mit integrierten Flügeln, womöglich) – und zwar nicht nur deshalb, weil die Bandenwerbung noch nicht erfunden war, sondern weil die Läufe barfuß zu absolvieren waren. Der allergrößte antike Läufer ruhm jedoch wurde mit dem Tode bezahlt: Der Bote, der die Nachricht vom Sieg der Athener bei Marathon ins gut vierzig Kilometer entfernte Athen brachte, brach angeblich nach Verkündigung der frohen Botschaft tot zusammen. Ein Platz in der immerwährenden *Jogging-Hall-of-Fame* (mit Fußabdruck, barfuß) ist ihm jedoch auf ewig gewiss.

Die zivilisiertere Form des Gehens wird mit einigen antiken Philosophenschulen ihres Namens wegen gern verbunden: So gründete Zenon seine Schule in einer Wandelhalle (griech. *stoa*) auf dem Marktplatz, und die aristotelischen Peripatetiker tragen das Gehen ebenfalls ihrem Standort gemäß (lat. *peripatos*) im Namen. Philosophisch thematisiert wird es jedoch in beiden Schulen kaum. Für Cicero ist es immerhin ein erstes Zeichen der Humanität bei Tieren, dass sie zu gemeinsamen Formen der Fortbewegung fähig sind: „Daraus erhellt, dass noch etwas anderes als die Lust ihr Ziel bildet, namentlich wenn sie am Laufen oder Wandern sich ergötzen“. Wirklich metaphysisch aufgewertet wird das Gehen erst durch die christliche Pilgerbewegung. Als „peregrinus“ (lat. fremd) verlässt der Pilger seine Heimat, um zu einem Wallfahrtsort zu laufen und dadurch Vergebung für seine Sünden zu erlangen, ein Gelübde zu erfüllen, von einer Krankheit geheilt zu werden, einen besonderen Wunsch kundzutun (nicht jedoch zu schnöden materiellen Zwecken wie demjenigen der Fitness). Schon im 4. Jahrhundert n. Chr. beginnt die große Wanderung nach Jerusalem,

bis heute der zentrale Pilgerort aller drei monotheistischen Religionen und neben dem muslimischen Heiligtum Mekka und dem Vatikan in Rom das meistbesuchte Pilgerziel schlechthin. Unter dem griffigen Titel „Ich bin dann mal weg!“ (Hape Kerkeling) hat die Pilgerbewegung gegenwärtig zwar eine Wiederbelebung erfahren, aber um den Preis der so ziemlich vollständigen Säkularisierung: Der Weg selbst ist endgültig das Ziel geworden, und sich seine Wanderschuhe auf dem Jakobsweg abzulaufen – dem europäischen Pilger-*Highway* schlechthin –, eher ein Lifestyle-Trend denn eine wirkliche Bußerfahrung. Schon Wilhelm Busch nahm in seiner *Frommen Helene* solche unheiligen, wenngleich wohl nicht völlig unerwünschten Nebenwirkungen (vgl. *Kollateralschaden*) des Pilgertreibens gezielt aufs Korn:

Hoch von gnadenreicher Stelle
Winkt die Schenke und Kapelle. –
Aus dem Tale zu der Höhe,
In dem seligen Gedränge
Andachtvoller Christenmenge
Fühlt man froh des andern Nähe;
Denn hervor aus Herz und Munde,
Aus der Seele tiefstem Grunde
Haucht sich warm und innig an
Pilgerin und Pilgersmann. –

Im aufgeklärten 18. Jahrhundert mutierte das fromme Pilgern zum bürgerlichen Spaziergang. In seinen *Spaziergängen oder die Kunst spazieren zu gehen* handelt der Leipziger Popularphilosoph Karl Gottlob Schelle ordentlich systematisch die verschiedenen Arten der menschlichen Fortbewegung ab: Es gibt Kapitel zum Lustwandeln im Freien, in Lustgärten und auf öffentlichen Promenaden; zum Spaziergehen, -reiten und -fahren; zum Wandern in verschiedenen Gegenden und Jahreszeiten – nicht jedoch zum Laufen. Immerhin erhält das zweckungebundene Gehen hier jedoch philosophische Dignität und eine eigene Denkform zugesprochen: „In dem Kreise des Lustwandeln muß die Aufmerksamkeit des Denkens nicht gespannt; sie muß vielmehr mehr ein angenehmes Spiel als Ernst seyn. Sie muß über den Gegenständen nur gleichsam leicht schweben, muß den äußern Gegenständen mehr angeregt, als von dem Geiste ihnen aufgedrungen sein“. Wer geht, grübelt nicht; er lässt seinen Geist schweifen und nimmt die Gedanken, wie sie gelaufen kommen.

Auch Johann Gottfried Seume, der nach dem Motto „Ich bin dann mal weg“ (und publizierte anschließend einen Bestseller) gegen Ende des 18. Jahrhunderts Fußreisen nach Syrakus, nach Rußland und nach Schweden unternahm, philosophiert im Vorwort seines Reiseberichts *Mein Sommer* über das Gehen zu Fuße:

„Wer geht, sieht im Durchschnitt anthropologisch und kosmisch mehr, als wer fährt. Überfeine und unfeine Leute mögen ihre Glossen darüber machen nach Belieben; es ist mir ziemlich gleichgültig. Ich halte den Gang für das Ehrenvollste und Selbständigste in dem Manne und bin der Meinung, daß alles besser gehen würde, wenn man mehr ginge. Man kann fast überall bloß deswegen nicht recht auf die Beine kommen und auf den Beinen bleiben, weil man zuviel fährt. Wer zuviel in dem Wagen sitzt, mit dem kann es nicht ordentlich gehen“. Seume spielt dabei mit den vielfachen Bedeutungen des Wortes „gehen“, das nicht nur die physische Bewegung, sondern auch das erfolgreiche Durchführen eines Plans oder einer Aktivität („Geht doch!“) oder die Nähe zum Denken akzentuiert (man verfolgt einen Gedankengang oder macht einen Gedankensprung; allerdings hat es bezüglich des Laufens eher der *running gag* zu metaphorischen Ehren gebracht). Zugleich will Seume das Gehen – das er im Übrigen nicht ganz freiwillig wählte, weil es schon damals die billigste Fortbewegungsart war – als ein Humanitätsideal verstanden wissen: „Sowie man im Wagen sitzt, hat man sich sogleich einige Grade von der ursprünglichen Humanität entfernt. Man kann niemand mehr fest und rein ins Angesicht sehen, wie man soll, man tut notwendig zuviel oder zuwenig. Fahren zeigt Ohnmacht, Gehen Kraft. Schon deswegen wünschte ich nur selten zu fahren, und weil ich aus dem Wagen keinem Armen so bequem und freundlich einen Groschen geben kann.“ Ob man beim Joggen allerdings noch „bequem und freundlich“ Almosen vergeben kann und will, hängt ebenso von der Geisteshaltung wie vom Tempo des Läufers ab, der zudem wohl allerhöchstens seine Visa-Card im körperbetonten Läuferdress bei sich trägt.

Im 19. Jahrhundert wird aus dem bürgerlichen Spaziergang die romantische Wandervogel-Bewegung, von der eine Unzahl romantischer Gedichte zeugen; deren bekanntestes ist wohl Eichendorffs eingängig vertontes *Der frohe Wandersmann*:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not um Brot.

Während der bürgerlicher Philister also faul im engen Stüblein sitzt (vgl. *couch potatoe*), geht der romantische „Taugenichts“ mit nichts als seinem frohen Ge-

müt und einem eher symbolischen Wanderbeutel hinaus ins Blaue; er hat kein Ziel dabei, er will nirgends ankommen, keine Botschaft bringen, nicht schneller laufen als andere, sondern nur die Natur genießen, in der immer irgendwo ein Posthorn tönt, eine Lerche singt, ein Bächlein springt, die Wälder rauschen und die Mühle am Bach fröhlich klappert. Dann und wann singt er dazu ein fröhliches Liedchen (Jogger hingegen pflegen hingebungsvoll ihrem *Walkman* zu lauschen). „Sehnsucht“ ist sein Wandermotto, aber nicht zum Ziele – dann wäre die Sehnsucht ja fort und die Wanderei vorbei –, sondern zum Unerreichbaren, der blauen Blume, der entfernten Geliebten, der ewigen Jugend. Was den Romantikern eine Lebensform und ein Zweck in sich selbst ist, wird den bürgerlichen Wandervogel-Vereinen dann zum Volkssport und zur Fluchtmöglichkeit aus dem bürgerlichen, städtischen, zweckdominierten Alltag. Darüber kann sich ein Spötter wie Kurt Tucholsky hundert Jahre später allerdings nur noch lustig machen: „Die Poesie des Wanderns ...! Vielleicht kommt es eines Tages dazu, daß die nachtdunkeln Felder, Wälder, Berge und Täler von Zentralflammen beleuchtet sind, daß man sich in ihnen bewegt wie auf dem Broadway und daß kein Mensch mehr auf den Gedanken verfällt, darin zu wandern – so wie man ja auch in einer großen Stadt und auf den Chausseen nicht gern marschiert. Wozu auch? Die Fahrt ist nicht nur bequemer, sondern gibt erst den wahren Reiz der künstlichen Landschaft. Was nun die schwellenden Schilderungen der Sonnenuntergänge betrifft, der Wassersturzbäche und des Felsengerölls, so habe ich immer das Empfinden, als langweilte man sich dabei rechtens zu Tode“. Demgegenüber preist Tucholsky nun die Vorzüge des Autofahrens: „Es ist da etwas wie eine Breite der Bewegung in die Reisen gekommen, und das geht auf Kosten der alten Intensität – schafft aber ein völlig neues Lebensgefühl“.

Dass alle Formen des Gehens und Laufens mit einem Lebensgefühl verbunden sind, zeigt zudem die andere moderne Form des Fußgängers, nämlich der Flaneur, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts nonchalant in die literarische Szene schlendert und heute einen späten Nachfahrer im *Power-Shopper* der Metropolen der Welt hat. Der Flaneur (von frz. *flaner*, umherstreifen, schlendern) wandert nicht mehr durch die romantische Natur, die ihm wie Tucholsky nichts mehr zu sagen hat; er durchstreift die städtischen Boulevards, beobachtet die Menschen, folgt seinen schweifenden Gedanken und lässt sie allenfalls in spitze Aperçus münden. Natürlich ist er äußerlich gepflegt, nach der neuesten Mode gekleidet, von aparter Bildung, nicht zuletzt frei von finanziellen Sorgen und Nöten: „Gibt es etwas Schöneres als Flanieren? Der Hauptreiz des süßen Nichtstuns besteht übrigens nicht darin, daß man überhaupt sporenklingend und schnurrbartkräuselnd durch die Straßen schreitet, sondern daß man gerade dann flaniert, wenn alle andern Leute wie die lieben Zugtiere arbeiten müssen“; so beschreibt Georg Weerth seinen „Ritter Schnapphahnski“ als typischen

Flaneur. Auf die Idee, durch die Straßen von Paris zu joggen, wäre Ritter Schnapphahnski sicher niemals gekommen, wären doch der damit verbundene Schweiß und nicht zuletzt die primitive Sportbekleidung – und Turnschuhe gar! – seinem Geschmacksideal äußerst zuwider und seinem Image geradezu desaströs gewesen.

Im engeren Sinne philosophisch betrachtet, gehört das Joggen zur Tradition des wohl bekanntesten und in der Werbung bis heute allgegenwärtigen Zitats des Satirikers Juvenal: *Mens sana in corpore sano*. Damit wollte Juvenal aber gerade keine Wellness-Center propagieren oder zur sportlichen Ertüchtigung von Philosophen aufrufen; vielmehr geht es in seiner 10. Satire, an deren Schluss sich der berühmte Spruch findet, darum, was sich der Mensch vernünftigerweise von den Göttern erbitten sollte. Nachdem beliebte Kandidaten wie Glück, Ruhm und Reichtum vernichtend abgehandelt sind, zieht Juvenal den Schluss:

„Nichts also sollen die Menschen sich wünschen?“ – Wenn Rat du von mir willst,

dann überlaß es den Göttern doch selbst, zu erwägen, was jedem frommet von uns und was für die eigenen Sachen gedeihlich.

Statt des Erfreulichen werden die Götter das Passendste geben.

Teurer ist ihnen der Mensch als dieser sich selber. Vom Drange unsres Gemüts und blinder und großer Begierde getrieben,

wünschen wir uns eine Frau und flehen um Kinder; doch jenen ist es bekannt, wie künftige Gattin und Kinder beschaffen.

Doch daß du wenigstens etwas erheischst und den Tempeln gelobest
Opfergekrös und heiliges Fleisch eines rosigen Ferkels,
sollst du gesunden Geist in gesundem Körper erleben.

Wo der Glaube an die gnädigen Götter allerdings verloren ist und das Wünschen auch nicht mehr hilft, muss der Mensch selbst joggen; und dass mit dem gesunden Körper dann auch automatisch ein gesunder Geist verbunden ist, versuchen die *wellness*-orientierten unter den Gehirnforschern und Jogging-Gurus bis heute zu belegen.

Lukrez stellt in seinem Lehrgedicht *Über die Natur der Dinge* darüber hinaus eine originelle Verbindung von Fortbewegung und freiem Willen her:

Woher, frag ich dich, stammt die Freiheit der Willensbestimmung,

Die uns lebenden Wesen auf Erden hier überall zusteht,

Und die jedem zu gehen gestattet, wohin er nur Lust hat,

Die uns Bewegungsänderung erlaubt und weder dem Orte

Noch auch der Zeit nach beschränkt ist, vielmehr dem Verstand es anheim-

stellt?

Denn unzweifelhaft bietet zu diesen Dingen den Anstoß
Jedem sein eigener Wille, ihm folgt die Bewegung der Glieder.

Für Lukrez ist es gerade beim Laufen besonders ersichtlich, dass der Mensch sein eigener Bewegter ist, der sich selbst aus freiem Willen und eigenem Antrieb hinaus in jede Art von Bewegung versetzen kann – was jedem Jogger unmittelbar einleuchtet, der vor die Haustür tritt und sich selbst mit dem knallharten moralischen Imperativ „Loslaufen!“ in Trab setzt, obwohl so einiges bei genauer Betrachtung dagegensprechen würde. Für Peter Sloterdijk würde sicherlich auch das Jogging zu den Anthropotechniken gehören, die der „homo artista“, der „Mensch im Training“ des 21. Jahrhunderts praktizieren muss: Die Sloterdijk-Rilkesche-Maxime „Du mußt dein Leben ändern!“ stand mutmaßlich am Anfang so mancher Joggerkarriere.

Schließlich sind, in der metaphorischen Tradition des *peripatos* und entgegen eines geläufigen Vorurteils über die Fußfaulheit des Intellektuellen, einige bekannte Philosophen zumindest überzeugte Fußgänger gewesen, denen die besten Gedanken beim Gehen gekommen sind; dazu gehört der Descartes der *Meditationes* ebenso wie der *promeneur solitaire* Rousseau oder der bekennende Bergwanderer Nietzsche: „So wenig als möglich sitzen; keinem Gedanken Glauben schenken, der nicht im Freien geboren ist und bei freier Bewegung – in dem nicht auch die Muskeln ein Fest feiern“, schreibt er in *Ecce homo*; und sein Zarathustra, der Modell-Philosoph für eine bewegtere und körperfreundlichere Zukunft behauptet gar: „Ich habe gehen gelernt: seitdem lasse ich mich laufen. Ich habe fliegen gelernt: seitdem will ich nicht erst gestoßen sein, um von der Stelle zu kommen. Jetzt bin ich leicht, jetzt fliege ich, jetzt sehe ich mich unter mir, jetzt tanzt ein Gott durch mich“. Dass eine *Slowfoot*-Philosophie des Gehers eine andere Gestalt hat als eine *Fastfoot*--Philosophie des Läufers, eine Freiluftphilosophie einen anderen Geist atmet als eine Kammerphilosophie, leuchtet unmittelbar ein. Vom Fliegen des Körpers allerdings darf der Jogger bis heute nur in seinem *Running high* träumen, selbst wenn er es über die diversen Stadtmarathons hinweg bis zum *Iron Man* gebracht hat. Dem Flug der Gedanken sind jedoch prinzipiell keine Grenzen gesetzt, und so kann man weiterhin mit Shakespeare (*Ein Wintermärchen*) nur raten:

Jog on, jog on, the foot-path way,
And merrily hent the stile-a;
A merry heart goes all the day,
Your sad tires in a mile-a.

☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

JUDAS, genauer: Judas Ischariot, einer der zwölf Jünger Jesu, und zwar derjenige, der ihn verriet – nicht zu verwechseln also mit dem gleichnamigen Bruder Christi und auch nicht mit Judas Thaddäus, einem weniger bekannten Apostel. Judas ist die griechische Form des hebräischen Vornamens "Jehuda" und bedeutet ganz einfach: jemand aus dem Stamme Juda, einem der zwölf Stämme Israels; aus dem gleichen Wort leitet sich die Bezeichnung der Juden her. Judas Ischariot lieferte Jesus für dreißig Silberlinge an die Hohepriester aus, wodurch sein Name für alle Zeiten zum Inbegriff des Verräters wurde. Tatsächlich aber ermöglichte er auf diese Weise auch den offensichtlich von Anfang an geplanten Opfertod Christi und seine Wiederauferstehung – weshalb kritische Geister immer wieder gefragt haben, ob Judas eigentlich nicht besser heiliggesprochen werden sollte: "Ohne Judas kein Kreuz, ohne das Kreuz keine Erfüllung des Heilsplans. Keine Kirche ohne diesen Mann; keine Überlieferung ohne den Überlieferer" – so schrieb Walter Jens reichlich ketzerisch in seinem letzten Roman, *Der Fall Judas*.

Nun sind die Quellen, wie so oft, in dieser Sache wenig hilfreich. Der Evangelist Matthäus führt Judas als letzten der zwölf Jünger auf, und sogleich mit dem Zusatz: "welcher ihn verriet". Bei Lukas und Johannes ist er gar vom Teufel besessen. Und auch schon zuvor war sein Image nicht das Beste. Bei dem Besuch von Jesus bei den Schwestern Maria und Martha soll er vorgeschlagen haben, die äußerst wohlriechende Salbe, mit der Maria Jesus die Füße gesalbt hatte, doch besser zu verkaufen: Man würde sicherlich 300 Groschen bekommen, für die Armen natürlich. Der Berichterstatter Johannes ergänzt: "Das sagte er aber nicht, daß er nach den Armen fragte; sondern er war ein Dieb und hatte den Beutel und trug, was gegeben war". Judas war dieser Geschichte zufolge also auch der Kassenverwalter unter den Jüngern, was Heinrich Heine zynisch kommentierte: " So hat das Evangelium auch symbolisch, in der Geschichte des Bankiers unter den Aposteln, die unheimliche Verführungsmacht, die im Geldsacke lauert, offenbart und vor der Treulosigkeit der Geldgeschäftsleute gewarnt. *Jeder Reiche ist ein Judas Ischariot*".

Dazu passt natürlich, dass er Christus der berühmten dreißig Silberlinge wegen verriet, dem bis heute sprichwörtlichen "Judaslohn" – nicht wenig Geld im Übrigen, wie nachträgliche Berechnung auf der Basis der Angabe, dass die Hohepriester von dem Geld später einen Acker kauften, ergeben haben. Dem Bericht bei Matthäus zufolge jedoch war Christus von dem Verrat nicht überrascht, sondern kündigte ihn vor dem Abendmahl bereits an: "Wahrlich ich sage euch: Einer unter euch wird mich verraten". Und auf Nachfrage von Judas – "Bin ich's Rabbi?" – antwortete er reichlich lakonisch: "Du sagst es". Skeptische Geister haben sich schon immer gefragt, wozu es eigentlich nötig war, dass Ju-

das den Schergen der Hohepriester seinen Herrn verriet, wo er doch eine stadtbekanntere Persönlichkeit war und nicht direkt ein terroristischer Schläfer. Zudem gibt der Kuss dem Verrat noch eine besonders pikante Wendung: Ausgerechnet mit dem Zeichen der Liebe wird der zum Tod Verurteilte markiert! Allerdings ist auch der Kuss nicht in allen Quellen überliefert. Und schließlich hat erst Martin Luther, der Judas aus verschiedenen Gründen nicht wohlwollte, das griechische Verb "para-didomi" mit "verraten" übersetzt; es könnte aber genauso gut und neutraler heißen haben, dass Judas Christus "auslieferte" oder "übergab".

Wenigstens könnte man mildernde Umstände für Judas geltend machen, nicht zuletzt aus christlicher Barmherzigkeit mit reuigen Sündern. Als Judas nämlich die Folgen seines Handelns erkannte, soll er zu den Hohepriestern gegangen sein und ihnen den Judaslohn mit den Worten vor die Füße geworfen haben: "Ich habe übel getan, daß ich unschuldig Blut verraten habe". Den Hohepriestern jedoch war das ziemlich schnuppe: "Was geht uns das an?" "Und Judas ging hin", wie es weiter heißt, "und erhängte sich selbst." Die Hohepriester hingegen sammelten das Geld ordentlich auf, wuschen sich dabei aber sozusagen die Hände in Unschuld: "Es taugt nicht", so sprachen sie, "daß wir sie in den Gotteskasten legen, denn es ist Blutgeld. Sie hielten aber einen Rat und kauften den Töpfersacker darum zum Begräbnis der Pilger. Daher ist dieser Acker genannt der Blutacker bis auf den heutigen Tag". Eine gute Immobilieninvestition also; Judas aber, der Verräter und Selbstmörder noch dazu, so heißt es in der Zusammenfassung in der Apostelgeschichte, "ist abgestürzt und mitten entzweigeborsten, und all sein Eingeweide ausgeschüttet". Recht geschehen – oder?

Nicht nur Walter Jens ist über all dem ins Zweifeln gekommen. Es existiert nämlich noch eine Deutung, eine besonders aktuell anmutende zudem. Dieser zufolge gehörte Judas zu den Zeloten, einer paramilitärisch organisierten Widerstandsgruppe der Zeit. Die Zeloten spekulierten darauf, dass der populäre Jesus sich zum Anführer eines politischen Aufstandes der Israeliten gegen die römische Besatzungsmacht entwickeln würde, und waren dementsprechend enttäuscht, als der Heiland penetrant friedfertig blieb. Das Szenario ist all denen wohlvertraut, die Monty Pythons *Life of Brian* gesehen haben, in dem die unterschiedlichen jüdischen Widerstandsgruppen mehr gegeneinander als gegen die Römer agieren. Und schon Goethe berichtet in seiner Autobiographie *Dichtung und Wahrheit* davon, dass er sich die Geschichte in seiner Jugend ganz ähnlich vorgestellt habe: "Da nun der Verlauf der Sache wie wir wissen erfolgt, Christus gefangen und verurteilt ist, so wird Ahasverus noch heftiger aufgeregter, als Judas, der scheinbar den Herrn verraten, verzweifelt in die Werkstatt tritt, und jammernd seine mißlungene Tat erzählt. Er sei nämlich, so gut als die klügsten der übrigen Anhänger, fest überzeugt gewesen, daß Christus sich als Regent

und Volkshaupt erklären werde, und habe das bisher unüberwindliche Zaudern des Herrn mit Gewalt zur Tat nötigen wollen, und deswegen die Priesterschaft zu Tätlichkeiten aufgereizt, welche auch diese bisher nicht gewagt. Von der Jünger Seite sei man auch nicht unbewaffnet gewesen, und wahrscheinlicherweise wäre alles gut abgelaufen, wenn der Herr sich nicht selbst ergeben und sie in den traurigsten Zuständen zurückgelassen hätte". Die Verschwörungstheorie hat also historisch durchaus große Geister auf ihrer Seite.

Die Bewertung des Falls ist angesichts einer so lückenhaften Beweislage offensichtlich schwierig. Eindeutig scheint nur, dass Judas deshalb zum Urverräter stilisiert wurde, weil in seiner Geschichte alle bitteren Aspekte des Verrats aufs schönste zusammenkommen: Es ist ein Liebesverrat, vollzogen an einem verehrten Meister mittels eines Liebeszeichens; es ist ein niederer Verrat um des schnöden Geldes willen; es ist ein politischer Verrat an einem gemeinsamen großen Ziel, dem Sturz der Unterdrücker, der einen frühen israelischen Frühling hätte einleiten können. Und es ist, in der Sichtweise, die schon die frühen Kirchenväter und später dann Martin Luther durch seine Übersetzung geprägt haben, sogar ein religiöser Verrat: Man macht Judas klammheimlich zum Stammvater der Juden, die damit zum Mörder des Heilands werden. Mehr Verrat in einer einzelnen Figur geht einfach nicht!

Deshalb ist es aber erstaunlich schwierig, würdige Nachfolger zu finden. Berühmt sind Beispiele aus alten Zeiten, als die Fronten noch klar waren: Der Grieche Ephialtes zum Beispiel, der die Griechen in der Schlacht bei den Thermopylen an die Erzfeinde, die Perser verriet, indem er ihnen einen Weg um die Thermopylen herum zeigte und es ihnen damit ermöglichte, die wackeren Spartaner einzukesseln – auch er wahrscheinlich um des Geldes willen, und auch er fand kein gutes Ende und wurde wenig später ermordet. Ein weiterer Judas-Kandidat ist der Cherusker Arminius: War er doch von Römern erzogen, ausgebildet und gefördert worden, hatte seine vielversprechende Karriere im römischen Heer begonnen, hatte das römische Bürgerrecht erhalten und war sogar in den römischen Adel aufgenommen worden – eine scheinbar unaufhaltsame Karriere, bis er, wahrscheinlich unterstützt von römischen Hilfstruppen, den Aufstand gegen Varus anführte. Noch am Vorabend der Schlacht war der römische Statthalter vor ihm gewarnt worden, aber er wollte es einfach nicht glauben. Am nächsten Tag verlor er die Schlacht – und brachte sich um. Der Verräter hingegen wurde zum Gründervater der germanischen Nation.

Je weiter man jedoch in der Weltgeschichte vordringt, desto schwieriger wird es mit den Verrätern. Wallenstein siegte für den Habsburger-Kaiser und die katholische Liga gegen die protestantischen Schweden im dreißigjährigen Krieg – so lange jedenfalls, bis er das Elend des Krieges nicht mehr mit ansehen konnte und gegen seinen Dienstherrn heimlich versuchte, einen Frieden vorzubereiten. Seine Bemühungen kamen jedoch ans Licht, er wurde wegen Hochver-

rats verurteilt und in Böhmen von kaisertreuen Offizieren ermordet. Ein Verräter im Dienst des Friedens? Claus Schenk Graf von Stauffenberg plante mit anderen Offizieren der Deutschen Wehrmacht das misslungene Attentat auf Hitler – ganz klar ein Hochverrat für Hitlerdeutschland, aber für die Nachgeborenen eindeutig Held! Für Edward Snowden gilt das Gleiche: Hochverrat aus amerikanischer Perspektive, zweifellos, aber ein Held der Aufklärung in dunklen Zeiten für den Rest der Welt! Seitdem die Überzeugung ins Wanken geraten ist, dass man die Guten einfach an ihrem weißen Hut erkennen kann und dass derjenige, der gegen die Guten ist, automatisch der Böse sein muss, ist es schwierig geworden, einen echten Judas zu finden. Und vielleicht war ja, siehe oben, noch nicht einmal der echte Judas ein richtiger Verräter?

Bleibt der Liebesverrat. Ist man jedoch nicht gewillt, einfache Untreue, sei es mit oder ohne Trauschein, für Verrat zu halten – und wo kämen wir damit auch hin? –, wird es auch hier schwierig, echte Verräter zu finden. Ein schönes, wenn auch etwas entlegenes Einzelbeispiel ist immerhin die Fabel *Inkle und Yariko* des aufklärerischen Fabeldichters und Moralphilosophen Christian Fürchtegott Gellert. Inkle ist ein englischer Kaufmann, der bei einem Schiffbruch auf einer exotischen Insel strandet. Während seine Leidensgenossen von den "Wilden" hingemeuchelt werden, erbarmt sich ein reizendes Indianermädchen – Yariko – des ebenfalls recht hübschen jungen Mannes. Man versteht zwar die Sprache des jeweils anderen nicht, aber es entwickelt sich eine allseits befriedigende Beziehung; die Dame besorgt den Haushalt und zeigt die Schönheiten der Insel, der Herr des Hauses erzählt Wundergeschichten von seinem verlorenen Vaterland und den Wonnen der Zivilisation – und macht der armen Yariko damit den Mund wässrig. Als auf einmal ein Schiff auftaucht, machen sich beide deshalb wohlgenut auf den Weg in seine Heimat. Bei einer Zwischenlandung in Barbados jedoch kommt Inkle ins Nachdenken: "Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück; /dies war für seinen Geiz ein trauriges Geschick". Leere Hände? – nein, er hat ja die liebreizende Yariko! "Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn, / und führte Yariko zum Sklavenhändler hin". Alles Bitten und Flehen von Yariko – sie ist inzwischen schwanger – kann seinen Handelsgeist nicht mehr bremsen; schwanger ist sie doch noch einmal soviel wert! "Noch drei Pfund Sterling mehr! Hier, spricht der Brite froh, / Hier Kaufmann ist das Weib, sie heißet Yariko". Es hätten genauso gut dreißig Silberlinge sein können. Wie sagte schon Heine? "Jeder Reiche ist ein Judas Ischariot".

Sein philosophisches Schwergewicht jedoch bekommt Judas dadurch, dass an ihm die bekanntlich überaus heikle Frage des freien Willens diskutiert werden kann. Das Thema wird beispielsweise ausgiebig in der *Theodizee* von Leibniz behandelt. Antonius führt aus: "Die Schwierigkeit ist folgende: Wenn Gott den Verrath des Judas vorausgesehen hat, so war es nothwendig, dass Judas verrieth, und es war unmöglich, dass er nicht verrieth. Nun giebt es keine Ver-

pflichtung zu dem Unmöglichen. Er hat also nicht gesündigt und verdiente keine Strafe. Dies zerstört aber die Gerechtigkeit, die Religion und die Furcht vor Gott". Sein Gesprächspartner Laurentius hält dagegen: "Gott hat die Sünde vorausgesehen, aber er hat den Menschen nicht gezwungen, sie zu begehen; die Sünde war eine freiwillige." Darauf Antonius: "Dieser Wille war aber notwendig, weil er vorausgesehen war". Der Streit zieht sich noch längere Zeit hin, und tatsächlich gelingt es Antonius nur mit einigen Verrenkungen, Laurentius zu überzeugen, dass Judas gleichzeitig aus freiem Willen zum Verräter wurde und im großen Plan der Schöpfung trotzdem so handeln musste, da es aus Judas' Perspektive ja nicht ersichtlich war, dass er keine Wahl hatte. Das bleibt zwar argumentativ wenig befriedigend, macht aber zum Schluss vielleicht eines deutlich: In jeder möglichen und jeder wirklichen Welt muss es das Schlechte geben, damit es das Gute geben kann. Es gibt den Verrat, weil es die Liebe gibt, weil es die Treue zu einem Ideal, sei es das Vaterland oder die Idee oder Gott, gibt. Aber auch umgekehrt: Wenn es kein Ideal, keine Liebe, keinen Glauben an Gott oder wenigstens das Wahre-Schöne-Gute mehr gibt – gehen auch die Verräter aus (Judas, im Übrigen, darf noch heute kein Kind in Deutschland genannt werden).



KORREKT, POLITISCH (von lat. *corrigere*: verbessern), wertende Bezeichnung für einen Sprachgebrauch, der es vermeidet, für Minderheiten unter Umständen herabwürdigende Ausdrucksweisen zu verwenden und stattdessen Formulierungen empfiehlt, die auf eine Gleichstellung und Gleichbehandlung aller Menschen zielen, unabhängig von äußeren Attributen (zum Beispiel Hautfarbe, Alter oder Geschlecht) oder persönlichen Fähigkeiten (zum Beispiel Behinderungen oder Begabungen). Politisch korrektes Sprechen richtet sich damit gegen die potentielle Diskriminierung von Minderheiten (sowie einer faktischen Mehrheit, nämlich die der Frauen), die vom vorausgesetzten Normstandpunkt des (*dead*) *white heterosexual european male* als Maßstab alles (westlich zivilisierten) Seins abweichen. Der Begriff *political correctness* (PC) entstand in den USA in den 80er Jahren und war zunächst eine ironische Eigenbezeichnung von Mitgliedern der Bürgerrechtsbewegungen; er etablierte sich bald auch außerhalb der Vereinigten Staaten und ist ab den 90er Jahren in Deutschland nachweisbar. Als problematisch erwies sich jedoch das Auffinden überzeugender und satire-resistenter Begriffssubstitute für die zu schützenden Minderheiten: So mutierte der *negro* über den *black* und den *coloured* hin zum *afroamerican*; Menschen mit einer Behinderung waren nicht mehr *handicapped* (oder gar Krüppel), sondern *challenged* oder gar *differently abled*. Inzwischen haben sich bestimmte Formulierungen im allgemeinen Sprachgebrauch etabliert, die niemand vermeiden

kann, ohne als unaufgeklärt oder gar reaktionär zu gelten: Dazu gehören die diversen Versuche zur Verweiblichung der Sprache (das Binnen-I, die Bundeskanzlerin) wie auch zur wenigstens sprachlichen Integration – nicht mehr von „Ausländern“, sondern von „ausländischen Mitbürgern“ oder, besser noch, „Menschen mit Migrationshintergrund“.

Korrektheit im engeren Sinne ist eine wichtige Eigenschaft formaler Systeme und ein Grundbegriff der Logik: Ein Kalkül ist dann korrekt, wenn es eine mathematisch korrekte Syntax hat, aus der richtigen Formulierung ergibt sich automatisch dann auch die Richtigkeit der Behauptung. Das erinnert zunächst durchaus an die *PC*: Richtiges (nämlich nicht-diskriminierendes) Sprechen garantiert auch richtiges (nämlich auf politische Gleichberechtigung zielendes) Denken und Handeln; wer nicht mehr an den guten alten Sarotti-Mohr denkt, wenn er einen Mitbürger afroamerikanischer Herkunft mit nachweislich dunklerer Hauptfarbe als dem europäischen Durchschnittswert sieht, wird ihn vielleicht auch nicht mehr wie einen Sarotti-Mohr behandeln (also ihn in bunte Kostüme stecken und als Dekorationselement neben einen Blumentopf stellen). Allerdings hat auch der vermeintlich logisch so wohl definierte Begriff der Korrektheit seine Grenzen. Exemplarisch zeigt sich das am Beispiel eines Ausbundes an Korrektheit, dem wohl bekanntesten logischen Schlussverfahren schlechthin, dem Syllogismus nämlich.

„Erfunden“ in seiner klassischen Form wurde der Syllogismus von Aristoteles in seiner Logik, und bis weit in die Neuzeit hinein galt er unangefochten als ein Königsweg auch zur philosophischen Wahrheit. Thomas Hobbes erläutert ihn in seinen *Grundzügen der Philosophie* knapp und zutreffend: „Eine Satzfolge, die aus drei Sätzen besteht, deren letzter Satz sich aus den beiden ersten ergibt, nennt man Syllogismus, und zwar wird das dritte Urteil Konklusion genannt, die beiden Vordersätze dagegen heißen Prämissen. Z.B. die Satzfolge: ‚Jeder Mensch ist ein Lebewesen, jedes Lebewesen ist ein Körper, folglich ist jeder Mensch ein Körper‘ ist ein Syllogismus, denn das dritte Urteil folgt aus den beiden ersten, das heißt, wenn jene ersten Sätze als richtig erkannt sind, muß auch der letzte richtig sein“. Trotzdem ist nicht jede Konklusion, die die korrekte Form des Syllogismus aufweist, dadurch automatisch wahr; noch einmal Hobbes: „Irrtümer des syllogistischen Schließens beruhen entweder auf der Falschheit der Prämissen oder der der Folgerung selbst“. Ein Syllogismus des Inhalts: „Alle Neger tragen einen bunten Turban“ (1. Prämisse oder Obersatz); „der Sarotti-Mohr trägt einen bunten Turban“ (2. Prämisse oder Untersatz); „alle Neger sind Sarotti-Mohren“ (Konklusion) wäre nicht nur politisch höchst unkorrekt, sondern schlicht falsch (wegen der falschen ersten Prämisse natürlich; der Mittelbegriff „bunter Turban“ hingegen ist formal korrekt).

Ein Syllogismus garantiert also erst einmal, wenn er korrekt formuliert ist, nur formale Richtigkeit des Schließens, nicht aber sachliche Wahrheit. Deshalb

nimmt seit Beginn der Neuzeit die philosophische Kritik am Syllogismus ständig zu. Schon Francis Bacon erklärte ihn für sein Projekt der Erneuerung (siehe auch *Innovation*) aller Wissenschaft aus dem Geist von Versuch und Erfahrung für untauglich: Zum einen beruhe er auf Wörtern, die bekanntlich immer vieldeutig und interpretierbar seien – „Sind daher die Begriffe, welche die Grundlage der Sache bilden, verworren und voreilig von den Dingen abgenommen, so kann das darauf Errichtete keine Festigkeit haben. Alle Hoffnung ruht deshalb auf der wahren Induktion“. Zum anderen, so nun John Locke in seiner Syllogismus-Kritik, sei er einfach unnötig; das zeige schon eine einfache logische Überlegung, die natürlich einen versteckten Syllogismus erhält: „Wäre daher der Syllogismus das einzige brauchbare Werkzeug der Vernunft und des Erkennens [a. Der Syllogismus ist das einzig zuverlässige Werkzeug der Erkenntnis], so hätte es vor *Aristoteles* [b. *Aristoteles* hat bis ins 4. Jahrhundert vor Christus als einziger den Syllogismus beherrscht] Niemand gegeben, der Etwas mittelst der Vernunft erkannt gehabt habe [c. Vor *Aristoteles* war zuverlässige Erkenntnis unmöglich], und selbst nach Erfindung des Syllogismus würde nicht einer von zehn Tausenden vernünftig verfahren. Allein Gott ist nicht so sparsam gegen den Menschen verfahren, dass er ihm nur zwei Beine gegeben, und es dem *Aristoteles* überlassen hätte, ihn vernünftig zu machen“. Kant schließlich findet den eigentlichen Grund für die philosophische Überschätzung eines doch nur korrekten logischen Schlussverfahrens: „Es gibt noch eine gewisse andere Brauchbarkeit der Syllogistik, nämlich vermittelt ihrer in einem gelehrten Wortwechsel dem Unbehutsamen den Rang abzulaufen“. Der Syllogismus ist Expertenwissen und als solches ein Machtinstrument; korrekt eingesetzt gehört er, so Kant, zur „Athletik der Gelehrten“, „einer Kunst, die sonst wohl sehr nützlich sein mag, nur daß sie nicht viel zum Vorteil der Wahrheit beiträgt“ (*Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren*).

Als korrekt bezeichnen wir jedoch in der Alltagssprache im weiteren Sinn nicht nur logische Schlussverfahren, sondern auch konventionell festgelegte Formen des Verhaltens in Gesellschaft. Korrektes Benehmen vermittelt seit alters her die sogenannte „Anstandsliteratur“ mit ihren „Benimmbüchern“. Eines der ersten noch im umfassenden humanistischen Sinn geschrieben ist Erasmus von Rotterdams *De civilitate*; auf die Traktate zum korrekten Verhalten bei Hofe (Baldassare Castiglione, *Il Libro del Cortigiano*) folgten im 18. Jahrhundert eine Fülle von Ratgeberschriften für das bürgerliche Leben. Am bekanntesten, weil sprichwörtlich geworden, ist bis heute der „Knigge“. Der Bestseller *Über den Umgang des Menschen* von Adolph Freiherr von Knigge, einen im Übrigen durchaus revolutionsfreundlich gesinnten Adligen, war jedoch nicht als starre Regeln verkündende Anstandsfibel gedacht, sondern sollte den „Umgang“ in allen Lebenslagen und gegenüber allen Personengruppen – Eheleuten, Freunden, Verliebten, Gelehrten, Künstlern bis hin zu den „Grossen dieser Erden“–

erleichtern; es beruhte auf Menschenkenntnis und Erfahrung, nicht auf Anweisungen dazu, in welcher Reihenfolge bei einem Menü das Besteck zu verwenden sei: „Indem ich aber von jenem esprit de conduite rede, der uns leiten muß, bei unserm Umgange mit Menschen aller Gattung, so will ich nicht etwa ein Komplimentierbuch schreiben, sondern einige Resultate aus den Erfahrungen ziehn, die ich gesammelt habe, während einer nicht kurzen Reihe von Jahren, in welchen ich mich unter Menschen aller Arten und Stände umhertreiben lassen und oft in der Stille beobachtet habe“. Seine Nachfolger legen jedoch meist mehr Wert auf korrekte äußere Formen als auf solche Unwägbarkeiten wie allgemeine Menschenkenntnis. Zudem machte sich die fortschreitende gesellschaftliche Ausdifferenzierung auch in der Vervielfältigung der diversen „Knigges“ deutlich: Neben dem Klassiker – *Knigge heute. Gutes Benehmen und richtige Umgangsformen* in der x-ten Auflage – gibt es derzeit unter anderem den *Business-Knigge*, den *Eß- und Tisch-Knigge*, den *Erotik-Knigge*, den *Knigge für moderne Frauen* (Untertitel: „weiblich, stilsicher und souverän“), den *Knigge für Kids*, den *Knigge für Dummies* (kluge Leute brauchen offensichtlich keinen Knigge). Dazu kommen die speziellen Formen des elektronischen Zeitalters: Neben den schon älteren (und praktisch leider weitgehend unbeachteten) *Handy-Knigge* sind inzwischen die immerhin sprachschöpferisch interessanten Regelwerke der *Netikette* (siehe auch *Netzwerke, soziale*), *Chatikette* oder *Zwitscher-Etikette* (siehe auch *Twitter*) getreten.

Alle diese modernen Handreichungen zum korrekten Verhalten in jeder noch so abseitigen Lebenslage krankten jedoch weiterhin an dem, was Schiller in seiner kurzen Xenie unter dem Titel „Korrektheit“ hexametrisch daherholpernd auf den Punkt brachte:

Frei von Tadel zu sein, ist der niedrigste Grad und der höchste,
denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.

Tatsächlich ist es relativ einfach, in einem VHS-Kurs korrekte Tischmanieren zu erlernen oder beim Theaterbesuch das Handy einmal auszuschalten; oder gar, frei nach Schiller, aus „Ohnmacht“ sicherheitshalber alle Situationen zu vermeiden, in denen man sich unter Umständen nicht korrekt verhalten könnte. Zudem sind einem scharfsinnigen Aphorismus von Friedrich Schlegel zufolge jedenfalls, wenn man „nur das Fehlerfreie *korrekt* nennen“ will, „alle vom Weibe Gebornen notwendig inkorrekt. So ist es jetzt, so war es zuvor, und so wird es stets sein“. Korrektes Verhalten auf seiner untersten Stufe ist eine äußere Formalität, wie der logisch korrekte Syllogismus; man kann es lernen, wie die Korrektheiten der PC, aber man muss es nicht verstehen oder verinnerlichen. Die von Schiller benannte „Größe“ hingegen, die erst zur wahren Korrektheit führt, beschreibt Schlegel im Blick auf einen großen Inkorrekten der Kunst, William Shakespeare: Er sei korrekt „in dem edleren und ursprünglicheren Sinne

des Worts Korrekt, da es absichtliche Durchbildung und Nebenausbildung des Inneren und Kleinsten im Werke nach dem Geist des Ganzen“ bedeute. Korrektheit auf dieser höchsten Stufe ist die Verbindung von vollendeter Regelkenntnis und –befolgung im Detail mit dem Blick auf das jeweilige Ganze und vor allem die Angemessenheit von Inhalt und äußerer Form (vgl. *Content*) – und dabei können dann sogar einzelne Inkorrektheiten in einem höheren Sinn korrekt sein.

Auch im Blick auf die Sprache im Allgemeinen und auf das Kunstwerk im speziellen spricht man gern von Korrektheit; die Sprache ist letztlich ebenso ein Regelwerk wie das richtige Benehmen und eine Kunstfertigkeit wie die richtige Logik. Gelegentliche Inkorrektheiten erweisen sich jedoch auch hier als durchaus produktiv. Ebenso wie in der Erkenntnistheorie ein induktiv aus der Erfahrungsunsicherheit erzeugter Irrtum oft nützlicher ist als die allerkorrekteste Deduktion eines allgemeinen und leider nichtssagenden Gesetzes. Aus falschen Wörtern können die schönsten Erkenntnisse und aus inkorrekten Sätzen die besten Ideen sprießen; so verspricht, ein wenig ironisch und wahrscheinlich aus leidvoller Erfahrung mit dem Fehlerteufel, Sören Kierkegaard in seinen *Probaten Ratschlägen für Autoren*: „Man schreibt seine Gedanken nachlässig nieder; man läßt sie drucken. Bei den verschiedenen Korrekturen wird man dann allmählich eine Menge guter Einfälle bekommen. Fasset daher Mut, die ihr euch noch nicht erküht habt, etwas drucken zu lassen. Auch Druckfehler sind nicht zu verachten; und witzig zu werden mit Hilfe von Druckfehlern, das darf man als eine legale Manier ansehen, auf welche man es wird“. Nicht alles, was falsch ist, ist allerdings gleich kreativ – das ist ein verbreiteter Irrtum des Dilettanten und ein falsch angewandter Syllogismus: a) „Aus Fehlern kann man viel lernen“. b) „Ich mache viele Fehler“. c) „Ich lerne viel“; aber ebenso ist nicht alles fruchtbar, was nur korrekt ist.

Die Auswüchse eines verabsolutierten Korrektheitswahns in Fragen der Lebensführung und Moralität demonstriert eindrucksvoll die im 19. Jahrhundert entstandene Institution der „Korrekptionsanstalt“ – Heime für Verbrecher, Obdachlose, Trinker, Prostituierte („gefallene Mädchen“) oder schwer erziehbare Kinder (alles Gruppen, die heute geradezu nach einer politisch korrekten Bezeichnung schreien), die nicht einfach weggesperrt und bestraft, sondern moralisch gebessert und dadurch wieder in die Gesellschaft der Korrekten integriert werden sollten. Frank Wedekinds „Kindertragödie“ *Frühlings Erwachen* transportiert noch etwas vom Horror dieser staatlich-wohlmeinenden Institute; dort rechtfertigt ein Vater die Einweisung seines ungehorsamen Sohnes: „Im übrigen ist die Korrekptionsanstalt nicht der Ort des Schreckens, den du dir darunter denkst. Das Hauptgewicht legt man in der Anstalt auf Entwicklung einer christlichen Denk- und Empfindungsweise. Der Junge lernt dort endlich, das Gute wollen statt des *Interessanten*, und bei seinen Handlungen nicht sein *Naturell*,

sondern das *Gesetz* in Frage ziehen“. Offensichtlich ist die Korrektionsanstalt ebenso ein geschlossenes System wie die Begriffslogik oder die Benimmlehre: Das Gesetz bestimmt hier, was korrekt ist und was nicht, und nicht das unwäg- bare persönliche „Naturell“ eines pubertierenden 15jährigen mit einem hormo- nell getriggerten Interesse am Prinzipiell-Unkorrekten.

Eine Gesellschaft, die sich bedingungslos den Normen der politischen Korrektheit verschreibt, tendiert in gewissem Sinne zur sprachpolitischen Korrekti- onsanstalt, in der es Missstände – Armut, Alter, Gebrechen – nicht geben darf und Abweichungen vom „Normalen“ gerade dadurch eingeholt werden, dass sie normalisiert werden. Aber wenn der farbige Mitbürger nun dann und wann gern ein Sarotti-Mohr sein möchte, schon damit seine Herabwürdigung nicht vergessen wird; wenn der Greis kein gepflegter und heimtauglicher Senior sein will, der Behinderte auf seiner Beschädigung besteht, statt sie sprachlich wego- perieren zu lassen? Schon Aristoteles macht darauf aufmerksam, dass moralisch korrektes Verhalten im Einzelfall keinesfalls mit einer konstanten moralischen Grundhaltung verbunden sein muss: „Nun kann es wohl Bedenken erregen, in welchem Sinne wir behaupten, man müsse gerecht werden dadurch, daß man gerecht, und besonnen dadurch, daß man besonnen handelt. Gehört doch dazu, daß einer gerechte und besonnene Handlungen vollzieht, daß er schon gerecht und besonnen sei, gerade wie derjenige, der in korrekter Weise spricht oder musiziert, schon im Besitze der Sprachrichtigkeit und der Tonkunst sich befin- det“. Das sei jedoch keine leere Tautologie: „Ist es doch ganz wohl möglich, daß einer sich im Reden und Schreiben korrekt benimmt, durch bloßen Zufall oder unter fremder Anleitung; er wird also ein sprachkundiger Mann erst dann sein, wenn er zugleich sprachlich korrekt und wie ein sprachkundiger Mann ver- fährt, und dies letzere bedeutet, daß es vermöge der in ihm lebenden Sprach- kunde geschieht“ (*Nikomachische Ethik*). Wer allein die Sprachnormen der politi- schen Korrektheit verinnerlicht hat und korrekt anwendet, ist nur vermeintlich gegen jeden Irrtum gefeit und immer auf der moralischen Gewinnerseite. Für sein Denken hingegen gilt, was schon Bacon dem Syllogismus vorwarf: Er kommt der „Feinheit der Natur lange nicht gleich“; „er legt der Zustimmung, aber nicht der Sache Fesseln an“ (politisch korrekt natürlich, aus den weichen Seidenbändchen der öffentlichen Meinung handgeflochten; siehe auch *Umfrage*).



KULTURBEUTEL. Wie kommt eigentlich die Kultur in den Beutel? Ach, die Deutschen und die Kultur und die Sprache; das ist schon etwas, was einen manchmal zur Verzweiflung treiben kann. Wenn er doch nur einfach ein "Waschbeutel" wäre – so das etwas prosaische Synonym, aber wer will schon

einen Waschbeutel kaufen, wenn er doch auch einen schönen Kulturbeutel haben könnte? Wann kann man sich schon einmal so leicht und billig kultiviert vorkommen wie beim Kauf eines Kulturbeutels? Oder wenn er eine Toilettentasche wäre, wie man in *good old plain english* sagt, eine *toiletry bag*! Aber Toiletten sind Dinge, von denen der kultivierte Deutsche nicht so gern spricht und wofür er gern einen Euphemismus zur Hand bzw. auf der Zunge hat: Kulturbeutel, das spricht sich doch gleich ganz anders, und niemand denkt an Verdauungsprobleme oder verstopfte Toiletten. Die Franzosen, immerhin, haben nicht nur das Ding wahrscheinlich erfunden, sondern sogar auch einen recht schönen Namen dafür. Es war ursprünglich ein "trousse de toilette", was nicht nur eine hübsche T-Alliteration hat, sondern auch mit dem "Schatz" gleich ganz andere Assoziationen weckt: kostbare Parfümfläschchen, hochwirksame Tinkturen, eine mindestens edelsteinbesetzte Zahnbürste. Durchgesetzt hat sich allerdings das nun wieder etwas prosaischere "Necessaire" – ein Behälter für Lebensnotwendiges im weiteren Sinne, seien es Hygieneartikel, Nähzeug – oder auch ein kleineres Teeset nebst dem allernötigsten zum Bereiten von Kaffee oder köstlicher heißer Schokolade; das enthielten nämlich die Necessaires der großen französischen Königin Marie Antoinette, nebst einer Waschflasche und Kristallgläsern. Das allernötigste also nur, und dazu wahrscheinlich viel Kuchen und wenig Brot. Geköpft wurde sie trotzdem, und ganz ohne Koffer und Täschchen mitnehmen zu dürfen. Die Lehre daraus gezogen hat die DDR: Dort firmierte das ehemalige Oberschichtenaccessoire als "Kulturbedarfsbehälter", ein Wort, das sogar den Euphemismus hinter sich gelassen hat und wahrhaft klassenlos geworden ist. Wir lernen daraus, zum ersten: Kultur im deutschen Sinne ist unübersetzbar (der Rest der Welt spricht von Zivilisation, und meint nur fast das Gleiche), der Kulturbeutel ein Triumph euphemistischer Verschleierung für ein Ding, in dem meist so profane Dinge wie Zahnpasta (zu alt, kommt nicht mehr aus der Tube), ausgebürstete Zahnbürsten, aus Hotels geklaute Mini-Shampoofläschchen und vielleicht sogar noch eine versteckte Duschhaube vor sich hinbrüten. Früher aber einmal, als die Kultur noch ein Distinktionsmerkmal war und nicht eine multiple Integrations-Allzweckwaffe, enthielten die Kulturbeutel noch wahre Schätze und das, was man wirklich brauchte: heiße Schokolade und Kristallgläser nämlich (wer spricht von Zähneputzen, genießen ist alles!)

Die Kultur ist also, schon sprachlich, eine sehr wandelbare Schöne. Den guten alten Beutel jedoch kennt man schon viel länger; er war und ist der Inbegriff des bauchig aufgeschwollenen Behältermäßigen, und je mehr er aufschwoll, desto besser war das: Der Beutel machte nämlich zunächst als Geldbeutel Karriere. Komischerweise ist niemand damals auf die Idee gekommen, ihn Kulturbeutel zu nennen, weil man von Geld schließlich nicht gern spricht und es irgendwie schmutzig ist. Aber nein, der Beutel blieb ein Geldbeutel, und Beutel-

schneider machten sich gern an ihm zu schaffen. Oder er war, schlimmer noch, ein Windbeutel, gefüllt mit Nichts, sowohl im kulinarischen Sinn (obwohl, war da nicht jede Menge Sahne mitten in dem Nichts aus Wind? Euphemismen, Euphemismen) als auch im übertragenen Sinne: Der Mensch war schon immer ein windbeutelartiges Wesen, und in seinem Inneren schlummern nicht nur weiße Schäume, sondern böse Triebe. Wir lernen daraus, zum zweiten: Durch die Paarung mit dem Beutel erbt die Kultur eine gewisse Neigung zum Geschwollenen, Prahlerischen, Parvenuehaften; und in ihrer Mitte findet sich häufig, wenn man genau hinschaut, jede Menge heiße Luft.

Aber zurück zum Kulturbeutel, im engeren Sinne, jenseits der Metaphern und Windbeutelereien. Der berühmteste Kulturbeutel-Fan war wohl, und das ist nur auf den ersten Blick etwas überraschend, Napoleon. Ja, Napoleon, kleiner Mann, korsischer Gröfaz und selbstgekrönter Kaiser. Der mit dem komischen Hut. Napoleon, der viel unterwegs war, vor allem auf Schlachtfeldern quer durch Europa, ja sogar nach Ägypten (wo die alten Ägypter angeblich die Zahnbürste erfunden hatten), reiste nie ohne seinen Leibdiener Ali, einen Mamelucken, der ihn jeden Tag mit Eau de Cologne abrieb. Im Feldherrnstiefel hatte er immer einen Parfümflakon (sprichwörtlich geworden ist aber nur der Marschallsstab im Tornister). Sein Reise-"Necessaire" enthielt über hundert Einzelteile (das wissen wir so genau, weil die Preußen, preußisch wie sie nun einmal waren, es bei Waterloo eroberten und eine Inventarliste darüber anlegten); darunter waren zwölf Zahnbürsten und neun Zahnschaber aus Elfenbein, Zahnpulver, Seifen und Seifendosen, Haarbürsten und Rasiermesser, Scheren, Korkenzieher, eine Tintenfass samt Streusand, diverses Geschirr und Besteck sowie zwei Kerzenleuchter. Es war wahrscheinlich das weitestgereiste Necessaire der Hygiene-Geschichte. Wir lernen daraus, vielleicht: Kleine Männer brauchen umso größere Kulturbeutel, und der Krieg ist, entgegen eines verbreiteten anderslautenden Vorurteils, der Vater der Kultur. Wer noch bei Waterloo an sein Zahnpulver denkt, muss ein kultivierter Mensch sein. Ob auch Julius Caesar einen Kulturbeutel hatte, eine *bursa cultura* – es ist leider nicht überliefert (die Preußen schlummerten noch in den germanischen Wäldern). Aber immerhin kannte auch die römische Antike schon den Windbeutel, als *nebulo*.

Viel mehr wissen wir nicht, vom Kulturbeutel, diesem allgegenwärtigen und doch so unbekanntem Wesen. In die Literatur ist es nicht eingegangen; Homers Helden putzen sich nicht die Zähne vor Troja. Bei Goethe allerdings, bei Goethe findet sich alles: Tief versteckt in seinem Monumentalroman *Wilhelm Meisters Wanderjahre* hat er eine kleine Novelle über einen Mann von fünfzig Jahren, der die Wunder eines Toilettenkästchens entdeckt, das ihm ein wandernder Schauspieler dagelassen hat; und der von einer *midlife crisis* gebeutelte Mann hofft nun, durch das Wunderkästchen "Haupt und Gesicht mit seinem Herzen in Übereinstimmung zu bringen". Das gelingt zwar dann doch nicht recht, aber

man kann die Formulierung immerhin als eine beinahe philosophische Wesensbestimmung des Kulturbeutels lesen. Er bringt Haupt und Gesicht, die unter dem Zahn der Zeit leiden, wieder in Übereinstimmung mit dem ewig jungen Herzen. Wenigstens im Reich der Fiktion.

Fassen wir zusammen: Wie kommt die Kultur also in den Beutel, was ist ihre, platonisch gesprochen, Beutelhaftigkeit? Es sind wohl die vielen Fächer, Einschübe, Schächtelchen; Kultur ist ein Behälter für Unterschiedlichstes, wohlverpackt, aber vor allem: in kleinen Dosen. Der Kulturbeutel ist der Inbegriff einer reisetauglich und mobil gewordenen Kultur zum Mitnehmen; ja, sie wird sogar immer noch kleiner und mobiler, und jede bessere Fluggesellschaft oder jedes vage dreisterniges Hotel versorgt einen unaufgefordert mit Wegwerf-Kulturbeuteln – die sich zuhause dann in dunklen Ecken stapeln, weil man Kultur schließlich nicht einfach wegwerfen kann, man könnte sie ja nochmal brauchen! Zur Beutelhaftigkeit der Kultur gehört auch ihr schillernder Charakter zwischen Notwendigkeit – dem *necessaire* – und luxurierendem Überfluss (heiße Schokolade! neun Zungenschaber, aus Elfenbein übrigens!). Denn der Nutzen der Kultur erweist sich, Beutel oder nicht, erst in der Benutzung; neun Zungenschaber machen noch keine Zahnhygiene, wenn man sie nur windbeutelhaft vorzeigt (Elfenbein! die Zahnbürste mit Diamantgriff!) und nicht täglich benutzt. Napoleon war deshalb tatsächlich in gewisser Hinsicht ein kultivierter Mensch, weil er sein Monumental-Necessaire benutzte, hochdiszipliniert, genauso, wie er alles andere auch tat. Deutlich wird schließlich eine gewisse Katastrophenanfälligkeit der Kultur: Der größte anzunehmende Unfall kann im Kulturbeutel bekanntlich durch eine einzige nicht ordnungsgemäß verschlossene geklaute Hotelshampoo-Flasche angerichtet werden, die sich nun großräumig über den Beutel verteilt, noch die feinsten Zahnbürstenborsten durchdringt, und alles klebet, schäumt, stinkt. Kultur kann ein großer Schaum sein. Nicht immer wohlriechend übrigens, wenn man es übertreibt. Schwer wieder auszuwaschen.

Insofern ist es auch verständlich, dass der Kulturbeutel kein Zivilisationsbeutel ist. Zivilisation ist, wie wir seit Norbert Elias' *Prozeß der Zivilisation* wissen, im Wesentlichen die Ausweitung der Schamgrenze mit den Mitteln der Hygiene. Wer sich täglich die Zähne putzt, schäumt nicht mehr so leicht vor dem Mund (bildlich gesprochen), wer sich die Haare ordentlich kämmt, gerät sich nicht mehr so leicht in dieselben bzw. die von anderen. Zivilisation ist nötig, bitter nötig, das größte *necessaire* von allen. Kultur aber ist – gelegentlich ein wenig windbeutelhaft, gelegentlich ein wenig beliebig, gelegentlich ein großer Schaum und gelegentlich ein großer Geldbeutel. Und spätestens, seit die Rede von den Misstrauens- oder Fehlerkulturen überhandgenommen hat, leiert der Beutel ein wenig aus. Wahrscheinlich wird er demnächst vom Euphemismus zum Dysphemismus mutieren. Der arme Kulturbeutel...

von römischen Truppen belagert; als die Erstürmung der Stadt bevorstand, sollen die Männer durch Los bestimmt haben, wer von ihnen zunächst alle anderen und anschließend sich selbst töten sollte. Es starben beinahe alle Bewohner von Masada, insgesamt über neunhundert Menschen. Ähnliches ereignete sich beim Einmarsch der Roten Armee in Demmin im Mai 1945 (ca. fünfhundert Selbsttötungen). Die Inder haben ein eigenes Wort dafür, Jauhar; es wurde mehrfach praktiziert bei den muslimischen Eroberungen im Mittelalter. In Japan nennt man es Seppuku; hier ist auch ein Fall bekannt, in dem sich zahlreiche japanische Soldaten und Zivilisten nach der Niederlage in der Schlacht um Saipan 1944 tatsächlich von den Klippen ihrer Insel stürzten.

Die zweite Variante hat ausschließlich religiöse Gründe: Anhänger einer Religionsgruppe, meist geführt von einem charismatischen Guru, begehen auf dessen Befehl Massenselbstmord, um sich für den Eintritt in eine höhere Existenz zu qualifizieren: Beim Jonestown-Massaker 1978 starben 921 Menschen für ihren Führer Jim Jones durch den Genuss zyanidhaltiger Limonade; 1994 töteten sich 61 Sonnentempler in der Schweiz, und das sind nur die bekanntesten und erstaunlicherweise historisch recht jungen Beispiele. Auch von der fanatischen Religiosität führt also ein direkter Weg die Klippe herab; im Unterschied zur politischen Variante des ultimativen Auswegs aus einer als aussichtslos empfundenen, akut lebensbedrohlichen Situation sind die Motive hier jedoch ultra-irrationalistisch, und von Freiwilligkeit kann nur in einem sehr eingeschränkten Sinn die Rede sein.

Der Selbstmord an sich ist nicht nur laut Albert Camus das einzige „wirklich ernste philosophische Problem“, das die Grundfrage der Philosophie beantwortet; er ist zunächst ein sehr reales psychologisches und soziologisches Phänomen. Besonders bemerkenswert ist im Blick auf den Lemminge-Mythos, dass Suizide gehäuft auftreten, wenn sich bekannte Persönlichkeiten das Leben genommen haben – weshalb es eine sogar weitgehend respektierte Richtlinie des Deutschen Presserats gibt, darüber nicht zu berichten. Dieser Nachahmungseffekt wurde nach Goethes Roman *Die Leiden des jungen Werthers* (1774), dessen Held sich aus unglücklicher Liebe erschießt, „Werther-Effekt“ getauft; denn schon damals folgten gerüchteweise eine nicht genau bezifferte Zahl junger Menschen Werthers Vorbild, was Goethe veranlasste, der zweiten Auflage den wohl ersten Warnhinweis der Literaturgeschichte voranzustellen: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!“ Neueren Studien zufolge tritt der Werther-Effekt verstärkt in denjenigen sozialen Gruppen auf, die sich mit dem „Vorbild“ bezüglich Geschlecht, Alter, sozialer Stellung identifizieren; weshalb der auch kaum geheim zu haltende Suizid des Profifußballers Robert Enke besonders gefährlich für junge Männer war. Auch bestimmte Orte, berühmte Brücken beispielsweise, scheinen eine besondere Anziehungskraft auszuüben, von hier aus

den Absprung in den Abgrund, wie schon so viele Leidensgenossen zuvor, zu tun.

Trotz Camus' bereits zitierter Einschätzung der Selbsttötung als eigentliches philosophisches Kern- und Wurzelproblem ist das Thema im philosophischen Diskurs einigermaßen tabuisiert. Einzig David Hume hat sich in einer erst nach seinem Tod veröffentlichten Abhandlung sehr deutlich für das Recht des Einzelnen, seinem Leben ein Ende zu setzen, ausgesprochen. Er argumentiert dabei einigermaßen skrupellos, aber in der Sache wenig widerlegbar: „Ein Haar, eine Fliege, ein Insekt ist imstande das mächtige Wesen, dessen Leben von solcher Bedeutung ist, zu zerstören. Ist die Annahme absurd, daß menschliche Einsicht verfügen darf über das, was von so nichtigen Ursachen abhängig ist? Den Nil oder die Donau aus ihrem Lauf abzulenken wäre kein Verbrechen, wenn ich es vermöchte. Wo ist denn das Verbrechen, einige wenige Unzen Blut aus ihrem natürlichen Kanal abzulenken? Meint Ihr, daß ich gegen die Vorsehung murre oder meine Erschaffung verwünsche, weil ich aus dem Leben gehe und einem Dasein ein Ende mache, das mich elend machte, wenn ich es fortsetzte?“ Letztendlich gebe es aus der Perspektive des großen Weltganzen sowieso keinen Tod, sondern nur Veränderung, Verwandlung, Neugeburt: „Wenn ich tot sein werde, werden die Elemente, aus welchen ich zusammengesetzt bin, noch ihren Dienst in der Welt tun und in der großen Werkstatt von gleichem Nutzen sein, als da sie dieses individuelle Geschöpf bildeten. Für das Ganze wird der Unterschied nicht größer sein als zwischen meinem Aufenthalt im Zimmer oder im Freien.“ David Hume starb übrigens mit 65 Jahren als wohlhabender Mann und anerkannter Schriftsteller (der Vatikan hatte seine Schriften allerdings auf den Index gesetzt, und man kann angesichts der Position zum Selbstmord durchaus verstehen, warum). Sein Freund Adam Smith berichtete von seinem letzten Lebensjahr, zwar habe ihn seine Gesundheit im Stich gelassen (überliefert ist eine chronische Diarrhöe von mehr als einem Jahr Dauer), aber er sei heiter gewesen, habe sich mit seinen Freunden vergnügt, Karten gespielt und Bücher gelesen.

Die völlig entgegengesetzte Position, nämlich das strikte Verbot der Selbsttötung, vertritt nicht nur traditionell die Kirche, sondern auch beispielsweise Immanuel Kant: Sich selbst zu töten heiße, die Menschheit in seiner Person herabzuwürdigen und seiner Pflicht zur Erhaltung eben dieser Person nicht gerecht zu werden. Arthur Schopenhauer hingegen, neben Hume der zweite berühmte Suizid-Fürsprecher, hält die Selbsttötung zwar für erlaubt, aber für eine „vergebliche und darum törichte Handlung“. In ihr äußere sich gerade der unaustilgbare Wille zum Leben als unzerstörbares Grundprinzip: „Hingegen auch umgekehrt: wen die Lasten des Lebens drücken, wer zwar wohl das Leben möchte und es bejaht, aber die Qualen desselben verabscheut, und besonders das harte Los, das gerade ihm zugefallen ist, nicht länger tragen mag: ein sol-

cher hat nicht vom Tode Befreiung zu hoffen und kann sich nicht durch Selbstmord retten; nur mit falschem Scheine lockt ihn der finstere kühle Orkus als Hafen der Ruhe. Die Erde wälzt sich vom Tage in die Nacht; das Individuum stirbt; aber die Sonne selbst brennt ohne Unterlaß ewigen Mittag. Dem Willen zum Leben ist das Leben gewiß: die Form des Lebens ist Gegenwart ohne Ende; gleichviel Zeit entstehn und vergehn, flüchtigen Träumen zu vergleichen.“ Durchaus ähnlich wie bei Hume ist auch bei Schopenhauer der Selbstmord bedeutungslos im Angesicht des großen Weltganzen, des Universums, des alles umfassenden Willens zum Leben. Nietzsche schließlich führt den Gedanken noch einen logischen Schritt weiter: „Man geht nie durch jemand anderes zugrunde, als durch sich selbst“ – und das gelte auch für den sog. ‚natürlichen‘ Tod. Der Mensch ist, auch wenn er sich etwas anderes einbildet, sowieso nichts als ein besserer Lemming mit Daumen im Angesicht des Universums.

Am konsequentesten hat jedoch Sigmund Freud den dunklen Trieb zum Abgrund im Menschen analysiert. War er zunächst noch davon ausgegangen, dass alles menschliche Handeln vom Lustprinzip regiert werde, kommt er im Laufe seiner Studien beinahe wider Willen dazu, einen zweiten, genauso urtümlichen Trieb zu diagnostizieren, den zum Tode nämlich. In *Jenseits des Lustprinzips* (1920) wird es bündig heißen: „Das Ziel alles Lebens ist der Tod, und zurückgreifend: Das Leblose war früher da als das Lebende“. Darin unterscheidet sich der Mensch übrigens in nichts vom Tier, und der Glaube an die Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit als überlegenes Geschlecht sei nichts als eine „wohltuende Illusion“. Der Todestrieb sei vielmehr der natürliche Gegenspieler des Lustprinzips, der auf bedingungsloses Überleben durch Fortpflanzung programmiert sei; der Todestrieb hingegen gehe auf Rückkehr in einen unbelebten, anorganischen Zustand aus, der allem Leben vorgeordnet sei. In seinen späten kulturgeschichtlichen Schriften schließlich, die Freud im Angesicht des sich abzeichnenden Zivilisationsbruchs schrieb, wandelte er den Todestrieb zu einem allgemeinen Destruktionstrieb um, der sich nicht nur im Individuum, sondern in der Menschheit als Ganzem ausdrücke: „Und nun, meine ich, ist der Sinn der Kulturentwicklung nicht mehr dunkel. Sie muß uns den Kampf zwischen Eros und Tod, Lebenstrieb und Destruktionstrieb zeigen [...]. Dieser Kampf ist der wesentliche Inhalt des Lebens überhaupt, und darum ist die Kulturentwicklung kurzweg zu bezeichnen als Lebenskampf der Menschenart“. Auch hier obsiegt also am Ende die kollektive Perspektive: Wie die Lemminge kämpft die Menschheit ums Überleben; und wie die Lemminge kann sie dabei dem Tod nicht entfliehen.

Freud starb übrigens 83jährig im Londoner Exil. Seit 17 Jahren litt der Kettenraucher an einem Gaumenkrebs, bereits 1923 waren ihm der rechte Oberkiefer und der Gaumen operativ entfernt worden und er trug eine Prothese im Mund, bis zu seinem Tod folgten 33 weitere Operationen. Schließlich verab-

reichte ihm sein Hausarzt auf seinen eigenen Wunsch hin am 23. September 1939 morgens eine Überdosis Morphin, die Freuds Leben beendete. Bis zum Ende aber kämpfte er mit seinem eigenen Konstrukt, dem Todes- oder Destruktionstrieb; „darum würden wir es als Erleichterung empfinden, wenn unser ganzer Gedankenaufbau sich als irrtümlich erkennen ließe“, so hatte er schon in *Jenseits des Lustprinzips* geschrieben. Der zweite Weltkrieg jedoch hat seine ungeliebte These mehr als bestätigt. Die Lemminge, immerhin, brauchen im Unterschied zum Menschen keine Kriege als Vorwand für die Art von kollektivem Selbstmord, die nur ein anderer Name für Krieg ist.



LEUCHTTURM, Gebäude meist in Form eines Turms, das ein Leuchtfeuer ausstrahlt und dadurch Schiffen den Weg weist und sie vor gefährlichen Untiefen warnt. Leuchttürme stehen meist an exponierten Stellen am oder im Meer; sie sind seit der Ausrüstung mit Fresnel-Linsen ab etwa 1820 durch eine bestimmte Frequenz der ausgesendeten Lichtzeichen eindeutig zu identifizieren. Metaphorisch wird der Begriff „Leuchtturm“ seit jeher gern verwendet, um etwas zu bezeichnen, das weithin sichtbar ist (vgl. *visibility*) und orientierenden Charakter hat; so beispielsweise bei „Leuchtturmprojekten“ in Wissenschaft und Forschung. In ihrem Roman *To the Lighthouse* hat die englische Autorin Virginia Woolf den Leuchtturm zum Leitmotiv der modernen Suche nach Orientierung gemacht: „For they must go for the Lighthouse after all“. Es wird allerdings ein halbes Leben dauern, bis die Romanfiguren dieses eigentlich ständig in Sichtweite befindliche Ziel ihrer kindlichen Sehnsucht endlich erreichen.

Türme haben schon in der frühen Menschheitsgeschichte gleichermaßen die Erhebung des Menschen hin zu Gott symbolisiert als auch orientierende Funktionen ausgeübt. Ein erstes Leuchtturmprojekt in diesem Sinne war der wohlbekannte Turm von Babel: „Wohlauf, laßt uns eine Stadt und einen Turm bauen, des Spitze bis in den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen! Denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder“ (Genesis 11, 4). Archäologen konnten beweisen, dass ein Turm von Babylon wirklich existiert hat. Es handelte sich wahrscheinlich um eine Tempelanlage in Form einer Zikkurat, im Format quadratisch-praktisch-gut: Seine Grundfläche betrug ebenso wie seine Höhe mutmaßlich 91 Meter. Im ersten Jahrtausend vor Christus wurde er mehrfach zerstört und wieder neu aufgebaut; der letzte in einer langen Reihe von Eroberern, die sich hier als Baumeister betätigten, war Alexander der Große. Die Sprachverwirrung, die Gott als Strafe für die menschliche Überhebung im unmittelbaren Anschluss an die Tat verhängte, war zu diesem Zeitpunkt bereits vollkommen, der Zerfall der Bausubstanz nur noch eine Frage der Zeit („The-

re'll be no landing at the Lighthouse tomorrow" – so werden auch bei Virginia Woolf die sehnsüchtigen Kinder immer wieder abgewiesen).

Vor der Zeitenwende haben es aber bereits zwei andere, im doppelten Sinne „Leuchtturmprojekte“ in die Hitliste der Weltwunder geschafft: der Koloss von Rhodos und der Pharos von Alexandria. Bei ersterem handelte es sich um eine über 30 m hohe (also nur ein Drittel des Babel-Turms) monumentale Bronzestatue des Sonnengottes Helios, die an der Hafeneinfahrt von Rhodos in zwölfjähriger Bauzeit erreicht wurde; die Rhodier glaubten, ihr Schutzgott habe sie vor der Eroberung durch Demetrios I. gerettet. Bis weit in spätere Zeiten war der angeblich mit von Mole zu Mole gespreizten Beinen dastehende Gott ein beliebtes Bildmotiv (er müsste allerdings dafür eine Schrittweite von ca. 750 m gehabt haben). Seine Lebensdauer war jedoch wie die des Babylon-Projekts begrenzt: Bereits 224 vor Christus stürzte er bei einem Erdbeben ein – was gleichzeitig diejenigen Autoren in der antiken Literatur bestätigte, die in ihm schon immer ein Symbol des menschlichen Größenwahns gesehen hatten („No going to the Lighthouse, James“, sagt der Vater immer wieder mit erhobenem Zeigefinger).

Während es nicht ganz zu klären ist, ob der Koloss wirklich auch als Leuchtturm diente, steht das beim Großen Leuchtturm von Alexandria fest. Er soll über 100 Meter hoch gewesen sein (also etwas höher als der Turm von Babel) und ruhte auf einer massiven Plattform aus Granit, die mit Götterbildern geschmückt war. Nach seinem Standort auf der Insel Pharos, gelegen am Hafeneingang nach Alexandria, wurde er auch *pharus alexandrinus* genannt; daraus leiten sich die Wörter für Leuchtturm in den romanischen Sprachen ab (frz. *phare*, it. *faro*). Auch er fiel einer Reihe von Erdbeben zum Opfer, hielt sich jedoch immerhin noch bis zum 14. Jahrhundert halbwegs aufrecht. Eine Anekdote, die Lukian von Samosata über seinen Baumeister Sostratus erzählt, thematisiert dabei bereits die Vergänglichkeit von ambitionierten Leuchtturmprojekten: „Erinnere dich, wie es jener knidische Baumeister machte, der den berühmten Leuchtturm auf Pharos, eines der größten und schönsten Werke in der Welt, baute, um aus dessen Spitze den Seefahrern bei Nacht ein Zeichen zu geben, um sich vor den Klippen von Parätonium hüten zu können, zwischen welche man ohne die äußerste Gefahr nicht geraten kann. Wie er dieses große Werk vollendet hatte, grub er seinen eigenen Namen in den Stein, woraus es erbaut ist; den Namen des damaligen Königs hingegen bloß auf den Kalk, womit er den Stein überzog; wohl wissend, daß diese Aufschrift in ziemlich kurzer Zeit mit der Tünche abfallen und alsdann jedermann die Worte lesen würde: ‚Sostratus, des Dexiphanes Sohn, von Knidos, den erhaltenden Göttern, für die Seefahrer.‘ – Dieser Sostratus sah also über die kurze Zeit seines eigenen Lebens hinaus, in die jetzige und in alle die künftigen Zeiten hinaus, solange der Leuchtturm von Pharos, als Denkmal seiner Kunst, dauern wird“.

Der griechische Spötter und Satiriker Lukian war es auch, der erstmals in seiner Phantasie einen Blick auf die Erde von oben warf und dabei die Leuchttürme als Wegmarken entdeckte. In seinem Dialog *Ikaromenippus oder Die Luftreise* fordert er den Gesprächspartner auf: „Schwinge dich also, so gut du kannst, in Gedanken mit mir zum Mond empor und reise mir nach und beobachte, wie sich die Dinge auf der Erde von dort aus den Augen zeigen werden. Fürs erste bilde dir ein, du sehest die Erde ganz außerordentlich klein, ich will sagen, noch kleiner als den Mond; so daß ich mir, wie ich zum ersten Mal hinunterguckte, gar nicht vorstellen konnte, wo alle die hohen Berge und das so große Weltmeer geblieben wären; und ich versichre dich, hätte ich den Koloß zu Rhodus und den Leuchtturm bei Pharos nicht erblickt, ich würde die Erde gar nicht einmal gefunden haben; so aber ließen mich jene so hoch emporragende Kunstwerke und der Sonnenglanz, der mir aus dem Ozean entgegengespiegelte, schließen, daß das, was ich sah, die Erde sei. Wie ich aber einmal die Augen scharf darauf geheftet hatte, wurde mir alles so deutlich, daß ich nicht nur Völker und Städte ganz genau erkennen, sondern sogar sehen konnte, wie die einen auf dem Meere dahersegelten, andere Krieg führten, noch andere ihr Feld bauten und wieder andere zu Gerichte saßen; ich unterschied sogar Männer und Weiber und Tiere und überhaupt“. *Google Street View* war noch nicht erfunden, sonst hätten „Männer und Weiber und Tiere und überhaupt“ vielleicht Klage wegen der Verletzung ihrer Persönlichkeitsrechte eingereicht; so aber überwiegt das Faszinosum an den monumentalen Errungenschaften der Menschheit, wie sie sich bis ins All an den Leuchttürmen manifestiert („Do take me to the Lighthouse with you. I should so love it!“, bettelt der kleine James immer wieder).

Spätere Literaten sind Lukian gefolgt; Leuchttürme tauchen immer wieder als beliebte Dingsymbole in literarischen Texten auf. In Fontanes Roman *Unwiederbringlich* sind sie lebensorientierend – „Nun, ein Leuchtturm war es gewiß, für dich und mich, ein Licht fürs Leben und hoffentlich bis in den Tod“; in Geibels *An den König von Preußen* politisch wegweisend:

Doch dir, o Fürst aus edlem Stamme,
Der treu vor Gott sein Volk regiert,
Den schöner noch des Geistes Flamme
Als seiner Väter Krone ziert,
Auf den, wenn sich die Wolken schwärzen,
Als Leuchtturm schauet Deutschlands Kern.

Weniger heroisch hingegen geht es zu bei Heinrich Heine im *Buch der Lieder*, wo es ein wenig doppeldeutig an ein unbekanntes lyrisches „Du“ gerichtet heißt:

Du aber standest fest gleich einem Turme;
Ein Leuchtturm war dein Kopf mir in dem Sturme,

Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.
Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,
Nur wen'ge Schiff' erringen dort die Landung,
Doch ist man dort, so kann man sicher schlafen.

Schließlich hat die Phantasie der Dichter (in diesem Fall Kurt Tucholsky) auch der einsame Leuchtturmwärter beflügelt, der abgeschnitten von der Außenwelt seinen Pflichten treu nachkommt und ergeben auf die Ablösung oder das Postschiff wartet. „Mein Beruf – ich bin Zweiter Leuchtturmwächter auf der kleinen Ostseeinsel Achnoe, und die Nächte sind lang – mein Beruf zwingt mich, viel und ausgiebig zu lesen. Um neue Bücher ist mir nicht bange – die bekomme ich von meinem Freund, Herrn Andreas Portrykus, dem Nachtredakteur des ›Strahlförder Generalanzeigers‹ (mit Unfallversicherung). Er schenkt mir alle Rezensionsexemplare, und so lese ich Nacht für Nacht, alles durcheinander: Romane und Reisebeschreibungen und zarte, sinnige Geschichten aus edler Frauenhand, und was man eben so liest“ („What does one send to the lighthouse indeed?“, fragen sich auch Virginia Woolfs inzwischen erwachsen gewordene Helden, als der lange geplante Besuch endlich stattfinden soll). Leuchttürme sind insofern auch Inseln der Abgeschlossenheit in einer immer hektischer werdenden Welt, die keinen Platz mehr für lesende Leuchtturmwärter hat und denkmalgeschützte Leuchttürme allenfalls zu Therapiezwecken an zivilisationsgeplagte Manager oder die Einsamkeit suchende Künstler vermieten könnte (vgl. *Retreat*).

Den diversen literarischen Leuchttürmen sind eher wenige philosophische an die Seite zu setzen, trotz des durch Plutarch überlieferten Imperativs des Pompejus: *Navigare necesse est* (Seefahrt tut not, in der kernigen deutschen Übersetzung; frei nach Virginia Woolf: „for they must go to the Lighthouse after all!“). Pompejus wies damit recht heroisch auf die höhere Notwendigkeit der pünktlichen Getreideversorgung der Hauptstadt gegenüber den mit dem aufziehenden Sturm verbundenen Gefahren für das eigene Leben hin (die Selbstverleugnung wird allerdings etwas gedämpft durch die spätere Ergänzung: *sed sine vita non navigamus* – ohne Leben auch keine Seefahrt). Leuchttürme im philosophischen Sinne dienen darüber hinaus primär der Orientierung im Denken; man vergleiche dazu Kants kleinen Aufsatz *Was heißt sich im Denken orientieren?* Der dann und wann recht bildverliebte Königsberger Binnenphilosoph unterscheidet hier verschiedene Arten von Orientierung. Als erstes führt er die ganz natürliche geographische Orientierung an, die es dem Menschen erst erlaubt, sich in der Welt zu bewegen; diese kann auf abstrakterer Stufe erweitert werden durch die mathematische Orientierung. Die wichtigste Orientierung überhaupt jedoch, so Kant in Rechtfertigung des eigenen Leuchtturm-Projekts der Kritik aller Erkenntnisvermögen, bietet ein „reiner Vernunftglaube“ als „Wegweiser oder Kompaß, wodurch der spekulative Denker sich auf

seinen Vernunftstreifereien im Felde übersinnlicher Gegenstände orientieren“ soll. Wobei es bezeichnend ist, dass Kant sich vom weiten Feld des Meeres mit seinen sturmtosen Leuchttürmen bildlich nun aufs feste Land mit seinen stabilen Wegweisern rettet – dort bleibt man vielleicht doch am sichersten vor dem Ozean der Metaphysik geschützt („No, the other was also the Lighthouse. For nothing was simple one thing. The other was the Lighthouse too“, heißt es bei Virginia Woolf philosophisch tiefgründig).

Heutzutage sind Leuchttürme ebenso wie Kompassse eigentlich nutzlos geworden und dienen nur noch der sentimental Erinnerung an frühere, erschreckend orientierungslose, aber dafür umso bilderfreundlichere Zeiten („The Lighthouse was then a silvery, misty looking tower with a yellow eye that opened suddenly and softly in the evening“, heißt es über den Leuchtturm bei Virginia Woolf). Orientierung auch im fremdesten Gebiet verschafft einem jeden ein kleiner viereckiger Kasten, der in freundlichem Tonfall auch noch den unorientiertesten Automobilisten (vgl. *Mobilität*) belehrt: „Bei nächster Gelegenheit bitte wenden und in hundert Meter rechts abbiegen. In fünfzig Meter rechts abbiegen. Jetzt abbiegen“. Gestützt auf das von den Amerikanern entwickelte GPS-Satellitennavigationssystem kann jederzeit der eigene Ort bestimmt und auf einer Karte elektronisch angezeigt werden. Und wenn die freundliche Stimme dann auch noch säuselt: „Sie haben Ihr Ziel erreicht!“, fühlt sich jeder endlich einmal wirklich angekommen. Mit Virginia Woolf bleibt allerdings zu bedauern: „the Lighthouse had become almost invisible“.



LINGUISTIC TURN, sprach(wissenschaftliche) Wende oder: Wende zur Sprache. Der *linguistic turn* war der Urvater aller folgenden *turns* in Philosophie, Geistes- und Sozialwissenschaften vom Beginn des 20. bis ins 21. Jahrhundert hinein. Geboren aus dem Überdruß am Idealismus (Hegel und die Folgen) und am Materialismus (Marx und die Folgen), entdeckten analytische Philosophen (Gottlob Frege) und sprachphilosophisch orientierte Meisterdenker (Bertrand Russell, Ludwig Wittgenstein) die menschliche Sprache neu – nicht als williges Werkzeug oder eher sprödes Material zum Definitionenschmieden, sondern als dasjenige, was Bedeutung, Sinn, Erkenntnis erst konstituiert. Natürlich war die Idee nicht völlig neu. Schon Platon hatte in seinem Dialog *Kratylos* eine Theorie des perfekten Wortes vorgelegt, das der Idee sozusagen von Gott auf den Leib geschneidert ist. Aber er hatte es noch nicht einen *linguistic turn* genannt (*glos-siki strophí* wäre aber auch ein gutes Label gewesen). Diese hochwirksame Etikettierung warf erst der amerikanische Philosoph Richard Rorty 1967 auf den Begriffsmarkt. Von den Philosophen und den Sprachwissenschaftlern aus breitete sie sich quasi-pandemisch über alle möglichen Disziplinen aus und mutier-

te dabei zu – einer ganzen Galerie weiterer *turns*, akademischer Wendeübungen sozusagen. Die eigentlich interessante Grundfrage bei all dem ist jedoch: Sind Wenden angelegt in der Natur des wissenschaftlich denkenden Menschen (nennen wir ihn: *homo scientificus*) und deshalb sozusagen eine anthropologisch-dialektische Pflichtübung (*homo scientificus* ist das Wesen, das sich wendet), der man sowieso nicht entgehen und die man deshalb durchaus ins Produktive wenden kann? Oder sind Wenden reine Sprachspiele aus dem universitären Kindergarten (auch als Wissenschaftler bleibt der Mensch das Wesen, das ständig neue Kleider braucht): Heute trägt man *linguistic*, morgen *cultural* und übermorgen wartet bestimmt schon der nächste *turn* um die Ecke?

Schicken wir zur Beantwortung dieser Frage die großen *turns* auf den Laufsteg. Auf den *linguistic* folgt, wir springen nun schon in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts (in der ersten Hälfte hatten die Wissenschaften anderes zu tun, und nicht unbedingt Besseres), der schon erwähnte *cultural turn*. Getrieben diesmal unter anderem von der multikulturell erwachten Ethnologie (Clifford Geertz) und der quellenkritisch gewendeten Geschichtswissenschaft (Hayden White) tritt die „Kultur“ ins Zentrum wissenschaftlichen Fragens und Forschens. Dabei bleibt weitgehend diffus, was mit „Kultur“ - oder *culture* im englischen, was etwas anderes ist als „Kultur“, was es nicht gerade einfacher macht mit der Präzisierung – eigentlich genau gemeint sein soll. Aber man ist sich vage einig, dass es ruhig ein wenig mehr Populär- und nicht mehr nur Hochkultur sein soll; was der pandemischen Ausbreitung wiederum hilfreich ist, Kultur lässt sich als Label sowieso so ziemlich an alles und jedes anheften (natürlich gab es das schon vorher. Herder wäre zu erwähnen, der weitgehend vergessene Erfinder der Kulturgeschichte wie der Kulturphilosophie. Aber er hat es nicht *turn* genannt, er glaubte ja auch noch an Gott als Vater aller Wenden).

Doch noch während die Kultur um sich greift, wird sie schon vom *spatial turn* (auch: topologische Wende, hin zum Raum) bedrängt. Jetzt sind die Geographen an der Reihe, die den „Lebensraum“ möglichst schnell vergessen wollen, und auf einmal sind Räume nicht mehr nur Dinge auf Landkarten oder Kontinenten, sondern soziale Räume, Denkräume, Anschauungsräume – Dinge in Köpfen also (Anschauungsformen, das war bei Kant schon so. Er hat es aber nicht Wende genannt; er sprach nur von „Umänderung der Denkart“ in seiner *Kritik der reinen Vernunft*, und zum Initiator der „kopernikanischen Wende“ in der Philosophie hat ihn erst die Philosophiegeschichte gemacht, die Helden gerade dringend brauchte). Demgegenüber hat sich der *temporal turn* nicht wirklich durchsetzen können; wahrscheinlich, weil Zeit schon immer ein Ding in Köpfen war (außerdem ist sie wirklich schwer zu verstehen, das wusste schon Augustinus).

Hingegen betritt nun energisch der *visual turn* (auch: ikonische Wende, hin zum Bild) den Laufsteg. Kunstwissenschaftler mutieren zu Bildwissenschaft-

lern, nein, eigentlich alle, die genug vom Buch haben, bekommen jetzt bildwissenschaftliche Kostüme (in der Antike nannte man das *epkphrasis*, es gibt gute Bücher dazu). Aber nun sind wir schon zu Beginn des 21. Jahrhunderts angekommen, die alten *turns* drücken sich noch im Hintergrund herum und wollen nicht abtreten, doch es drängen in immer dichter Folge auf die Bühne: der *material turn* (Artefakte, Wissen zum Anfassen, was tatsächlich relativ neu ist; Dinge hat man sonst den Naturwissenschaften überlassen, damit sie sich die Finger daran schmutzig machen), der *emotional turn* (wohingegen man über Emotionalisierung als Kulturtechnik schon bei Aristoteles gute Gedanken lesen kann), der *areatic turn* (die Wende hin zu guten altmodischen Tugenden in der praktischen Philosophie, und nein, mit den antiken Vorgängern fangen wir jetzt gar nicht an) - und so weiter und so fort, und ein Ende ist nicht abzusehen.

Wir hingegen kommen nun, in einer mäßig eleganten Wende, zu unserer Anfangsfrage zurück. Was ist der *turn* in den Wissenschaften jetzt also: reine Arabeske, pflichtmäßige Turnübung, des Kaisers neue Kleider ins akademische Milieu versetzt? Oder doch ein Grundmuster menschlichen Denkens und Forschens, das sich eben in Wenden vollzieht und nicht als Einbahnstraße den Berg hinaufführt, und ganz oben winken der Gipfel des Wissens, die große vereinheitlichte Welttheorie, die Erhebung des *homo scientificus* zum *homo deus*? Positiv gewendet, könnte man sagen: Die diversen *turns* waren durchaus produktiv darin, neue Perspektiven auf alte Gegenstände und Methoden zu eröffnen. Sie waren eine Frischzellenkur für erschöpfte Geistes- und Sozialwissenschaften (die Naturwissenschaften verjüngen sich von selbst; es hilft eben, wenn man – in Grenzen – verifizierbares oder wenigstens überprüfbares Wissen mit natürlichem Verfallsdatum generiert). Sie haben auch die zeitweise ziemlich verbarriadierten Grenzen zwischen den Disziplinen ein wenig aufgebrochen: Ebenso wie die „Sprache“ vagabundieren die „Kultur“, die „Bilder“ oder die „Dinge“ frei zwischen den Gegenstandsgebieten, die man vorher künstlich auseinandersortiert hatte. *Turns* können dadurch, in Glücksfällen, eine Art Überblickswissen hervorbringen; vielleicht sogar, in noch größeren Glücksfällen, eine engere Anbindung akademischen Wissens an Alltags- und Welterfahrung: Wir alle gehen um mit Bildern, mit Sprache, mit Dingen, mit Räumen, mit Emotionen. Negativ gewendet, generieren *Turns* allerdings jede Menge modische Absurditäten und dienen der Etablierung neuer Alleinvertretungsansprüche (frei nach dem Ricola-Motto: „Wer hat’s erfunden?“). Sie wenden Altbekanntes nur, entstauben es allenfalls ein wenig, aber husten danach ziemlich stark, weil ihnen der Staub in die Augen geflogen ist und sie jetzt gar nichts mehr sehen. Und wie immer ist wahrscheinlich beides wahr: in unterschiedlichen Kontexten, unter unterschiedlichen Randbedingungen, in unterschiedlichen Graden, in Anwendung auf den Einzelfall nämlich. Es waren Meisterdenker, originelle Köpfe, Grenzüberschreiter, die die jeweilige Wende „erfanden“, weil sie etwas gefun-

den hatten, das zu Unrecht ganz hinten im Kleiderschrank lag (es gibt nichts Neues unter der Sonne, Bibel, Prediger Salomo. Und ganz gewiss nicht in Kleiderschränken). Und sie haben es nicht nur entstaubt, sondern in eine gänzlich neue Form gebracht. Hinter ihnen aber drängelten sich die Nachtreter, die Modenarren, die Groupies der Wissenschaft, die sich alle ein Fähnchen vom neuesten Fummel anheften wollten, bis der nächste neue Schrei ertönt.

Ergo: Der Mensch ist das Wesen, das sich wendet, und er ist es auch in der Wissenschaft. Das ist kein Grund zum Hochmut. Er hätte das nicht nötig, wenn er eine Eule wäre, beispielsweise, die beinahe den ganzen Gesichtskreis allein durch das Drehen des Kopfes abdecken kann; oder wenn er ein Insekt wäre, dessen zehntausend Einzelaugen ihm ein wahrlich hinreichend facettiertes Bild der Welt liefern. Und der Mensch ist ebenso das Wesen, das ständig neue Kleider braucht weil er sonst nackt dastünde, und weil er sich nicht häuten kann wie eine Schlange, oder sich verpuppen, wie ein Schmetterling. Goethe, Feind jeder abrupten Wendung und Anhänger der langsamen, sich wie ein Blatt entfaltenden Verwandlung aus sich selbst heraus und im Austausch mit der Welt, hat gesagt (nein, er hat es einer seiner klügeren Figuren in den Mund gelegt): In der Mitte liege nicht etwa die Wahrheit; das sei nur ein verbreiteter Irrtum. Was in der Mittel liege, sei einzig und allein das „Problem“ – „unerforschlich vielleicht, vielleicht auch zugänglich, wenn man es darnach anfängt“. Die Welt aber ist ein Problem für die Wissenschaft, die niemals Endlösungen produzieren kann (zum Glück). Und wenn es sich nicht mit einem Blick erfassen lässt, dann vielleicht am besten – gewendet und aus verschiedenen Blickrichtungen?



MONOPOLY (von griech. *mono*: allein und *polein*: kaufen), ein bei Alt und Jung beliebtes Brettspiel, heute erhältlich in 111 Versionen und 43 Sprachen nicht nur auf dem gesamten Globus, sondern auch im All: die „Heute“-Edition war 2007 an Bord der Raumfähre „Atlantis“ dabei (Mission: „Fliegen Sie zum ISS. Begeben Sie dich direkt dorthin. Fliegen Sie nicht über den Mars und ziehen Sie keine weiteren staatlichen Fördergelder ein!“). Der Begriff bezeichnet eine Marktsituation, in der ein bestimmtes Gut nur von einem Verkäufer angeboten wird, der deshalb weitgehend dessen Preis bestimmen kann. Bereits die Geschichte von Monopoly selbst ist ein gutes Beispiel für diejenigen wirtschaftlichen Prozesse, die im Zusammenhang mit Monopolbildungen auftreten: Sie ist ein Kampf um geistige Urheberrechte, gesichert durch Patente, deren Vermarktung durch Monopolisten übernommen wird, die ihre beherrschende Marktstellung durch Klagen und Legendenbildungen zu schützen versuchen. Dass das Spiel eigentlich bereits 1904 von einer Engländerin namens Elizabeth Magie Philipps unter dem Namen *The Landlord's Game* erfunden und patentiert wurde, war

lange Zeit unbekannt; es kam erst in einem langwierigen Rechtsstreit ans Licht, den der Erfinder eines Anti-Monopoly, ein Professor namens Ralph Anspach, gegen die Firma Parker führte, die 1935 die Rechte auf die alleinige ökonomische Verwertung von einem Amerikaner namens Charles Darrow erworben hatte. Darrow hatte sich das Spiel, so die Firmenlegende, ausgedacht, um die vielen Arbeitslosen in der Weltwirtschaftskrise in den 30er Jahren zu beschäftigen. Nachdem er das Spiel eine Zeitlang sehr erfolgreich in Heimarbeit gefertigt und in Kaufhäusern vertrieben hatte, erwarb der Spielhersteller Parker die Rechte von ihm und sorgte für die weltweite Verbreitung. Im Rahmen der Globalisierung gibt es inzwischen alle nur denkbaren geographischen Varianten vom „Monopoly Oberpfalz“ bis zum „Monopoly World“, alle marktgängigen Merchandising-Kooperationen von Monopoly Star Wars bis Monopoly Sponge Bob, alle technisch machbaren Medien-Versionen vom Kartenspiel über das Videospiel bis hin zum Applet für das iPhone.

Die Spielphilosophie des Monopoly ist ein genaues Abbild des Kapitalismus im Kleinen, mit einer Ausnahme: Beim Monopoly wird anfangs jeder mit dem gleichen Grundkapital ausgestattet, um ihm die Teilnahme zu ermöglichen. Das Ziel ist die unbedingte persönliche Gewinnmaximierung durch Ausschaltung der Konkurrenz – wer pleite ist, spielt nicht mehr mit („Gehen Sie zum Arbeitsamt. Begeben Sie sich direkt dort hin. Gehen Sie nicht über Los, sondern ziehen Sie Hartz IV ein!“). Theoretisch kann das Spiel unbegrenzt lang gespielt werden, da die Bank definitionsgemäß niemals Pleite gehen kann und notfalls ein provisorisches Notgeld bekommt (dass dies ein realistisches Detail ist, wurde jedoch erst kürzlich deutlich). Wie im richtigen Leben hat der Staat das Gewaltmonopol („Gehen Sie sofort ins Gefängnis!“) und das Steuermonopol („die Einkommensteuer ist fällig!“). Die Gesellschaft der Spielenden tritt auf als geschlossene Klassengesellschaft, ordentlich hierarchisch auf dem Spielbrett angeordnet: Von den luftigen Höhen der Schloss- und Parkstraße in edlem Königsblau geht es über die Einkaufs- und Verwaltungsbezirke (Rathausplatz, Hauptstraße) durch die Wohnbezirke des gehobenen Großbürgertums (Goethestraße, Opernplatz) über die Mietskasernen des unteren Mittelstands (Berliner Straße, Wiener Straße) zu den Industrievierteln (Elektrizitätswerk, Hafenstraße), und schließlich durch die nur noch hellblau-blassen Vororte (Poststraße, Elisenstraße) zu den trashig-pinkfarbenen, zweifelhaften Bezirken von Turm- und Badstraße. Belohnt wird die Akkumulation von Kapital und dessen fleißige Zirkulation: Wer hat, dem wird gegeben werden; wer am schnellsten den Zyklus durchläuft, kommt am häufigsten über Los und profitiert schon vom reinen Überleben. Dabei sind jedoch, auch dies realistisch, eine Reihe von Glücksmomenten eingebaut: Neben das Würfelglück treten die Schicksalsschläge oder Glücksfälle von Ereignis- und Gemeinschaftskarten, ein wahres Bild des bürgerlichen Lebens im kleinen: Noch heute stöhnen wir über zu hohe

Arztkosten, Bußgeld für zu schnelles Fahren, unverschämte Versicherungsbeiträge und überflüssige Renovierungskosten; ebenso freuen wir uns über Erbschaften, Einkommensteuerrückerstattungen – und natürlich in Zeiten der Casting-Gesellschaft ganz besonders über den berühmten zweiten Platz in einer Schönheitskonkurrenz!

Das klassische Monopoly demonstriert schon dem Kleinkind anschaulich die Gesetzmäßigkeiten ökonomischer Monopole. Diese waren auch Aristoteles bereits bekannt, der sie in seiner *Politik* anhand eines Beispiels erläutert. Der kluge Philosoph Thales sieht aufgrund seiner wissenschaftlichen Kenntnisse eine ausgezeichnete Olivenernte voraus, pachtet noch im Winter alle Ölmühlen der Gegend für ein Spottgeld, um sie nach erfolgter Ernte dann als Monopolist teuer zurückzuverpachten. Aristoteles empfiehlt, der Staat möge sich daran ein Beispiel nehmen, um seine chronisch klammen Finanzen zu sanieren; ein Rezept, das heutzutage angesichts allgegenwärtiger Privatisierungspläne und eines unreflektierten Lobes der alleinseligmachenden Konkurrenz durchaus bedenkenswert erscheinen mag. Der Staat hat im Übrigen bis heute vor allem ein bedeutsames Monopol, nämlich das von Max Weber erstmals so benannte Gewaltmonopol – das allerdings ebenso bedroht scheint von fundamentalistischem Terror wie dem *Outsourcing* selbst hoheitlicher Staatsaufgaben an dubiose Sicherheitsfirmen. Daneben ist die philosophisch bedeutsamste Form des Monopols das Meinungsmonopol in weitestem Verstande. Für Arthur Schopenhauer waren vor allem die Vertreter der monotheistischen Religionen die „Monopolisten und Generalpächter“ des „metaphysischen Bedürfnis“; neben ihnen wuchs die philosophische Erkenntnis nur wie ein „wildes Kraut“. Meinungsmonopole gibt es aber genauso in der Wissenschaft, wo jedes „Paradigma“ zumindest zeitweise einen Alleinherrschaftsanspruch über die Köpfe geltend macht. Es wäre eine verlockende Idee, auch hier einmal ein Monopoly zu entwerfen: Residieren die Dekonstruktivisten noch in der Schloßallee, oder sind die Neurowissenschaften inzwischen eingezogen? Ist die Metaphysik schon zur Badstraße abgestiegen? Wo steht das größte Zitierkartell? Wer hat das meiste symbolische Kapital akkumuliert? Ziehen Sie eine Ereigniskarte: „Sie sind Keynote Speaker bei einer Internationalen Konferenz geworden!“ – oder eher: „Ihr wissenschaftliches Hauptwerk wird vom Verlag bei Ebay für 1 Euro verkauft“? Wie auch immer: „Gehen Sie über Los, und ziehen Sie ein neues DFG-Projekt ein!“

Monopoly ist, so gesehen, weder „nur“ ein Spiel noch „nur“ eine etwas unerwünschte Nebenwirkung der Marktwirtschaft. Josef Schumpeter hat in seiner Wirtschaftstheorie darauf hingewiesen, dass Monopole nach dem Prinzip der „schöpferischen Zerstörung“ nötige Erneuerungsprozesse in Gang setzen; und sogar für Karl Marx war das „moderne Monopol“ letztlich geschichtlich notwendig: „In der Praxis des Lebens findet man nicht nur Konkurrenz, Monopol

und ihren Widerstreit, sondern auch ihre Synthese, die nicht eine Formel, sondern eine Bewegung ist“. Auch die Erfindung von sog. „Kartellämtern“ auf staatlicher Ebene, die das ungezügelter Wachstum von Monopolen und den mafiaähnlichen Zusammenschluss eigentlicher konkurrierender Wettbewerber eindämmen sollten, konnte dieser Bewegung letztlich nicht schaden – wobei, aparterweise, das „Kartell“ (von *charta*, dem Schriftstück) eigentlich eine kernzivilisatorische Errungenschaft meinte, nämlich die schriftliche Niederlegung von Regeln in einer Wettbewerbssituation, beispielsweise in den Ritterturnieren des Mittelalters oder im Duellrecht, bis hin zu zwischenstaatlichen Verträgen. Heute allerdings liegt uns die Assoziation zum „Drogen-Kartell“ doch erheblich näher. Insofern hat sich auch hier das Monopoly-Prinzip letztlich als anthropologisch unschlagbar und Ausdruck eines existentialistischen Imperativs erwiesen, dem sich nur die Allerwenigsten entziehen können: Im „Rücke vor bis auf Los!“ äußert sich das immerwährende Versprechen gänzlich unverdienten Glücks, das durch den Triumph über alle diejenigen, die wieder einmal Einkommensteuer zahlen oder gar zur Badstraße zurückmüssen, erst richtig genossen werden kann.



NERD, ein eigentlich unübersetzbarer Ausdruck aus dem US-amerikanischen Slang der Colleges und Universitäten; im Duden wird er seit 2004 als „sehr intelligenter, sozial isolierter Computerfan“ definiert, was es aber nicht ganz trifft. Schon die Wortherkunft ist umstritten. In einem Gedicht des amerikanischen Kinderbuchautors Dr. Seuss mit dem Titel *If I ran the zoo* (1950) wird wahrscheinlich erstmals ein „Nerd“ als eine von mehreren absonderlichen fiktiven Lebensformen genannt („A Nerke, A Nerd, and a Seersucker, too!“) Andere Erklärungen leiten das Wort von „nut“, also der scherzhaften Bezeichnung eines Verrückten, ab. Das IEEE (Institut für Electrical and Electronical Engineers, also eine Art Selbsthilfeorganisation der Betroffenen) vertrat die These, „nerd“ sei beim Versuch entstanden, „drunk“ (engl. betrunken) rückwärts zu lesen. Es stehe für diejenigen College-Studenten, die lieber einer Party dem Rücken zukehren und sich absonderlichen Hobbys wie dem Lesen von Büchern oder dem Entwerfen technischer Geräte widmen. Im anthropologischen Typenkreis des amerikanischen College-Milieus ist der „Nerd“ auf jeden Fall der Gegenpol zum „Jock“, dem sportlich erfolgreichen, von den Frauen umschwärmten und allseits populären männlichen Alpha-Typus. Er ist dabei schwer zu unterscheiden vom „Geek“ (dem klassischen Streber, der genauso unpopulär, aber eher extrovertiert ist) und wird genauso wie dieser regelmäßig Opfer des „Bully“. Der Begriff war in seinen Ursprungszeiten (den 60er- und 70er-Jahren) eindeutig negativ konnotiert: Nerds waren unbeliebt, unsportlich, unattraktiv, unge-

schickt, ungesellig und in höchstem Maße langweilig – also all das, was die „coolen kids“ nicht waren. Sie trugen hässliche Hornbrillen und Zahnspangen, die falschen Klamotten („Anoraks“ wurde zur Bezeichnung eines eigenen Untertypus) und hatten die befremdlichsten Hobbys der Welt (Computer, Technik, Naturwissenschaften). Im Übrigen war der Nerd zumeist männlich, und das ist auch bis heute so geblieben (und ein Thema für die Gender-Kiste).

Das meiste andere jedoch nicht. Denn mit den 80er- und 90er-Jahren kamen Bill Gates (das Urbild eines Nerd schlechthin, schon äußerlich) und Steve Jobs (nicht vollständig nerdy, sondern mit einer Prise Hippie); es kamen Linus Torvalds, der Erfinder von Linux, Mark Zuckerberg mit facebook, Larry Page mit google, die Liste ließe sich fortsetzen – milliardenschwere Erfolgsgeschichten von bekennenden und in der Wolle gefärbten Nerds, die mit einer nerd-spezifischen Kombination aus verrückten Ideen und technischen Kompetenzen die Welt so schnell eroberten, dass die ganzen Jocks und Bullies auf einmal sich völlig unerwartet auf der Verliererseits wiederfanden. Es kam der ebenfalls kaum zu erwartende internationale Erfolg der TV-Serie *The Big Bang Theory*, einer Sitcom über vier sozial in unterschiedlichem Maße gestörte, aber gleichzeitig hochbegabte Physiker und ihre Erlebnisse mit der sehr, sehr fremden Welt der Frauen. *Big Bang Theory* (BBT) ist geradezu ein vollständiges Inventar des Nerd-Tums: Wesentliche Bestandteile sind, verkleidet zur ComicConvention gehen, *StarTrek* und andere SciFi-Serien ebenso grenzenlos zu verehren wie alle Superhelden der amerikanischen Pop-Kultur, tage- und nächtelang Video- oder Rollenspiele spielen, mit Stephen Hawkins zu telefonieren, kurz: das Kind im Manne zu seinem vollen Recht kommen zu lassen – aber dabei gleichzeitig das Universum zu erforschen, die ISS auszurüsten oder avancierteste theoretische Physik zu betreiben und dabei den Nobelpreis als Nahziel nie aus den Augen zu verlieren. Der Nerd à la Sheldon Cooper, dem Ober-Nerd aus BBT, schwankt ständig zwischen Genie und Kleinkind. Seine kommunikativen Kompetenzen sind demzufolge beschränkt, zumindest was Menschen angeht, noch spezieller: Frauen – aber wenn er einen nicht gerade mit einem seiner endlosen Vorträge oder seiner Egozentrik zu Tode genervt hat, muss man ihn einfach lieben (außerdem beherrscht er die Welt. Widerstand ist zwecklos!)

Man kann den Nerd, wie es gern mit stereotyp anklagendem Unterton getan wird, als „Stereotyp“ bezeichnen; früher hätte man ihn einfach als einen „Charakter“ aufgefasst. Die Idee vom „Charakter“ als eines menschlichen Typus (also gerade nicht im heutigen Sinn einer spezifisch *individuellen*, habituellen Ausprägung bestimmter Eigenschaften) gibt es seit der Antike. Das kanonische Werk dazu hat der Aristoteles-Schüler Theophrastos von Ephesos (371-287 v. Chr.) hinterlassen, eine kleine, aber umso wirkungsmächtigere Schrift mit dem lakonischen Titel „Charaktere“. Sie enthält dreißig Kapitel, die jeweils einen Typus schildern, der zumeist – wie ursprünglich der Nerd – negativ geprägt ist:

Es treten auf der Unaufrichtige, der Schmeichler, der Schwätzer, der Gerüchtemacher, der Nörgler, der Übereifrige, der Feigling, der Verleumder – alle zwar gezeichnet nach dem Vorbild von Theophrasts Athener Zeitgenossen, aber bis heute als überzeitliche Standardausprägungen („charakter“ ist das griechische Wort für den Prägeempel) des Menschlichen erkennbar. Die französischen Moralisten des 18. Jahrhunderts (vor allem Jean de La Bruyère) haben die Tradition ebenso aufgenommen wie ihre englischen Kollegen (Shaftesbury); im deutschen Sprachraum haben sich heute wenig bekannte, sogenannte Populärphilosophen wie Christian Fürchtegott Gellert oder Ernst Platner an Charakterskizzen zur Veranschaulichung ihrer Philosophie versucht.

Wo fände sich nun ein passender Platz für der Nerd in einer solchen Charakter-Galerie? Ist er vielleicht die moderne Ausprägung des „Stubengelehrten“, des zerstreuten Professors, der traditionell in der Gelehrten satire verspottet wird, und *Big Bang Theory* deren jüngster Nachkomme? Friedrich Nietzsche, der zweifellos größte und boshafte Moralist der Moderne, hat ein wenig schmeichelhaftes Bild vom typischen Gelehrten gezeichnet: „jeder Spezialist hat seinen Buckel. Ein Gelehrten-Buch spiegelt immer auch eine krummgezogene Seele: jedes Handwerk zieht krumm“. Aber das trifft für den Nerd, zumindest in seiner selbstbewussten Erfolgsform à la Bill Gates oder Sheldon Cooper, dann doch nur recht äußerlich zu. Etwas näher kommt man ihm, wenn man ihn als „Fachidioten“ bezeichnet; ein Begriff, den bemerkenswerterweise Karl Marx in *Das Elend der Philosophie* (1885) geprägt hat, wo es heißt: „Was die Arbeitsteilung in der modernen Gesellschaft charakterisiert, ist die Tatsache, dass sie die Spezialitäten, die Fachleute und mit ihnen den Fachidiotismus erzeugt.“ Der Nerd wäre dann der spezifische Fachidioten-Typus des digitalen Zeitalters: Seine massiv einseitig ausgebauten Kompetenzen und Leistungen auf fachlichem Gebiet bezahlt er mit einer Einbuße an sozialen Beziehungen, sexueller Attraktivität und dem, was man etwas nostalgisch eine „harmonische“ oder „ganzheitliche Persönlichkeitsbildung“ nennen könnte (falls es so etwas überhaupt noch gibt und wir nicht sowieso schon alle medial geprägte Stereotypen geworden sind).

Aber wird man dem Nerd damit nun wirklich gerecht? Immerhin lebt er eine echte Leidenschaft in einer Zeit, die längst alle Leidenschaft auf Sex und Fußball reduziert und ins Privatfernsehen verbannt hat – auch wenn es eben eine technisch-rationale Leidenschaft ist, was sich aber keinesfalls ausschließen muss, auch wenn sich das der Jock nicht vorstellen kann. Und immerhin steht er zu seinen Freuden und Hobbys und muss sich nicht ins Koma saufen oder Ecstasy nehmen, um die ganze Welt um sich herum in einem Phantasie-Universum zu vergessen. Innerhalb seiner Peer-Group ist er voll integriert und sogar eher überdurchschnittlich kommunikationsfähig. Sein wirtschaftlicher Erfolg schließlich hat ihn ultimativ gerechtfertigt: Nerds haben die Handys er-

funden, auf denen die Jocks und Yuppies dieser Welt herumspielen; Nerds haben das Internet gebaut, dass unser Leben auf den Kopf gestellt hat; Nerds haben die sozialen Netzwerke aufgebaut, in denen ihre ehemaligen Widersacher nun ihre fehlenden realen Beziehungen kompensieren. Kurz: Nerds beherrschen die Technik, werden aber nicht von ihr beherrscht; sie werden (im besten Fall) beherrscht von ihrer Begeisterung für das Wissen, für das Verrückt-Utopische wie für das Technisch-Machbare. Sind sie vielleicht die eigentlichen Philosophen des Computer-Zeitalters, Superhelden ohne Cape und von eher schmalbrüstiger Statur, aber dafür mit der grenzenlosen Neugierde und der unerschöpflichen Energie, die einstmals den Philosophen auszeichnete (nicht aber den Stubengelehrten)? Von dem vorsokratischen Naturphilosophen Thales wird erzählt, dass er in einen Brunnen gefallen sei, als er astronomische Berechnungen anstellte und dabei offensichtlich nicht recht auf seine Füße, sondern lieber auf den bestirnten Himmel über ihm schaute; und eine thrakische Magd wollte sich darüber schier totlachen. Ebenso mögen heute die Party-Girls über die Sheldon Coopers und Bill Gates dieser Welt kichern und posten; aber Thales ist geblieben, während die thrakische Magd zur namenlosen Randfigur der Geschichte schrumpfte (vielleicht aber hieß sie Penny).



NETZWERK, SOZIALES; im allgemeinsten Sinn sind Netzwerke Strukturen, die aus durch Knoten verbundenen Elementen bestehen und dadurch mathematisch als Graphen (zum Beispiel wie in einem U-Bahn-Plan) darstellbar sind. Die Knoten können hintereinander angeordnet sein (Ketten-N.) oder über einen zentralen Knoten miteinander verbunden (Stern-N.). Allgegenwärtige technische Netzwerke sind beispielsweise Computer-Netzwerke; vom *Networking* spricht man vor allem in Bezug auf politische (vgl. *Seilschaft*) oder Karriere-Netzwerke (vgl. *Mentoring*). Bei sozialen Netzwerken stehen demgegenüber kommunikative Funktionen im Vordergrund; sie bedienen sich heute häufig elektronischer Medien und nutzen dabei die technischen Möglichkeiten von Computernetzwerken zur Datensammlung, -verwaltung und -verbreitung.

Das größte soziale Netzwerk der Gegenwart ist die von dem Amerikaner Marc Zuckerberg entwickelte Website *Facebook*. Ursprünglich als Studentenscherz geplant – der Vorläufer war eine Seite namens *Hot or Not*, die die erotischen Vorzüge von Kommilitoninnen bewerten sollte (vgl. *Evaluation*) –, entwickelte es sich zur derzeit meist genutzten Kommunikations-Plattform junger Menschen in aller Welt. Im Januar 2011 wurde die 600-Millionen-Benutzer-Grenze durchbrochen, allein in Deutschland sind derzeit beinahe 15 Millionen Nutzer registriert. Jedem Nutzer steht in *Facebook* eine Profilseite zur Verfügung, auf der er sich und seine Interessen und Vorlieben vorstellen kann – da-

bei spielen möglichst originelle Fotos eine wichtige Rolle, die inzwischen zu einer ganz eigenen Kultur der Selbstinszenierung fernab vom biometrisch normierten Passfoto geführt haben (vgl. *Big Brother*). Weitere Möglichkeiten der Selbstdarstellung bietet der persönliche *blog* (das virtuelle Äquivalent eines Tagebuchs), in dem jeder sein Herz für jeden sichtbar ausschütten kann. Daneben dient *Facebook* vor allem der Kommunikation der Teilnehmer: Wer *online* ist, kann mit Freunden *chatten* (von engl. *to chat*: plaudern, das virtuelle Äquivalent eines Gesprächs unter Anwesenden); es können sowohl persönliche (das virtuelle Äquivalent eines Briefes) als auch öffentliche Nachrichten (das virtuelle Äquivalent einer Zeitung) verschickt werden. Als Nachrichtenbörse ist *Facebook* schließlich sogar politische Bedeutung zugewachsen: Die effektivsten Waffen der Volksrevolutionen des 21. Jahrhunderts scheinen vermeintlich harmlose soziale Netzwerke wie *Facebook* (siehe auch *Twitter*) zu sein, die für freien Informationsfluss und effiziente Organisation von Massendemonstrationen auch in Diktaturen sorgen können (*Facebook* ist also auch das virtuelle Äquivalent eines Flugblatts).

Ein wichtiges Prinzip von *Facebook* ist die Förderung der immer dichteren Vernetzung durch Freundschaften und Empfehlungen: Wer eine Seite besucht, die ihm gefällt, kann sie bewerten und weiterempfehlen („gefällt mir“/„gefällt mir nicht“); die Zahl der virtuellen Freundschaftskontakte wird dabei zum Indikator der gelungenen Selbstdarstellung bzw. der noch notwendigen Arbeit am überzeugenden Persönlichkeitsbild (siehe auch *Design*). *Facebook* führt mit dieser Empfehlungspolitik die altehrwürdige Tradition der Stammbücher oder der späteren Poesiealben fort. Erfunden wurden die Stammbücher bereits zur Zeit der Reformation, als es Mode wurde, Autographen berühmter Reformatoren – offensichtlich die Superstars ihrer Zeit – zu sammeln (vgl. *Hype*). Besonders wichtig waren die Stammbücher im studentischen Leben. Sie enthielten Handschriften von Professoren und anderen wichtigen Persönlichkeiten, die auch als Empfehlungsschreiben genutzt wurden („gefällt mir“). Ein Gedicht (am besten ein persönliches Widmungsgedicht: „An ****“), ein kurzes Zitat oder ein Wahlspruch sorgten für literarischen Glanz und ein Quentchen Lebensweisheit. Wichtig waren schließlich auch hier schon optische Elemente – entweder eine persönliche Federzeichnung, oder, bei mangelnder Begabung, notfalls, ein Glanzbildchen. Offensichtlich lag bei den Stammbüchern jedoch noch der stärkere Akzent auf dem sozialen Aspekt der Vernetzung – einen Platz für Selbstdarstellung bot zumindest das eigene Stammbuch nicht, auch wenn die angesammelten Freundschaftsbeweise durchaus als „symbolisches Kapital“ im Sinne Pierre Bourdieus verstanden werden konnten.

Der soziale Nutzen von Netzwerken als Freundschaftsbünden ist schon sehr früh erkannt worden. In beinahe allen frühen Kulturen ist beispielsweise die Gastfreundschaft ein hohes Gut, das religiös begründet und mit bestimmten

Ritualen und Sitten institutionell gefestigt wurde. Es beruhte zumeist auf Gegenseitigkeit: Wer einen Fremden in seinem Haus gastlich aufnimmt, unabhängig von dessen sozialem Status und finanziellen Möglichkeiten, kann erwarten, dass ihm in der Fremde die gleiche Vorzugsbehandlung gewährt wird. Die Gastfreundschaft ist insofern, zumindestens als Ideal, eine ebenso hierarchiefeindliche und egalitäre Praxis wie ihr späterer Nachfahre *Facebook*. In der Realität war sie natürlich auch eine wichtige Basis für die Entstehung und Verbreitung von Handelsbeziehungen und diente insofern ganz praktischen ökonomischen Interessen. Einen ähnlichen Austausch pflegten im Mittelalter und bis heute die Klöster; viele Ordensgemeinschaften waren dem Ideal der *peregrinatio*, der Lebenswanderschaft (siehe auch *Jogging*) als einer Form der Entsagung von allen weltlichen Gütern verpflichtet, und nicht nur in der benediktinischen Ordensregeln hieß es: „Alle Gäste, die kommen, sollen wie Christus aufgenommen werden“. Auch hier gab es natürlich einen praktischen Nebennutzen: Reisende Mönche verfolgten neben dem eigenen Seelenheil missionarische Ziele.

Eine andere bewährte Form sozialer Netzwerke sind die Gelehrtennetzwerke seit Beginn des Humanismus – internationale Verbindungen der Elite-Wissenschaftler ihrer Zeit (siehe auch *Leuchtturm*), die in Ermangelung elektronischer Kommunikationsplattformen und angesichts der Schwierigkeiten von Reisen über großen Entfernungen zu den eifrigsten Briefschreibern wurden. Als besonders schreibwütig ist beispielsweise der Philosoph und Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz bekannt. Sein Briefwechsel, heute als UNESCO-Weltdokumentenerbe geschützt, enthält rund 15.000 Briefe von ca. 1.100 Korrespondenten aus 16 Ländern (damit stünde er auch in *Facebook* ziemlich gut da; geht man davon aus, dass er rund 50 Jahre lang korrespondierte, wären dies 3.000 Briefe pro Jahr, pro Tag also mehr als acht). Dicht auf den Fersen liegt ihm der Schweizer Albrecht von Haller, ebenfalls einer der letzten in der rapide aussterbenden Spezies der Universalgelehrten (vgl. *Artenvielfalt*). Von ihm sind 17.000 Briefe überliefert, sowohl in lateinischer als auch in deutscher Sprache; er begann auch bereits selbst damit, seine Briefe zu publizieren.

Haller nimmt damit vorweg, was im 18. Jahrhundert im Rahmen des empfindsamen Freundschaftskultes die Regel werden sollte: Briefe sind nicht etwa Privatsache, sondern, gerade umso intimer und „zärtlicher“ sie sind, ein öffentliches Gut. Wenn sich Freunde ihrer Liebe versichern (und zwar auch Männer!), dürfen alle zuhören und ein oder zwei Tränen vergießen. Einer der größten Freundschafts-Netzwerker im recht dicht gestrickten Netz der Modeströmung der Empfindsamkeit Mitte des 18. Jahrhunderts war Johann Wilhelm Ludwig Gleim, der zudem eine interessante Frühform von *Facebook* entwickelte: Er sammelte nämlich eifrig Porträts seiner Freunde, die er in seinem Haus in Halberstadt im „Freundschaftstempel“ aufhing, um ständig von seinen Herzensgenossen umgeben zu sein (frei nach seinem Motto: „In einer Gallerie von grossen

Männern steh, Bist du nicht selbst ein grosser Mann“; seine eigenen Gedichte waren nämlich nicht ganz so berühmt wie sein Freundschaftsenthusiasmus). Wer es nicht zu einem Porträt bei Gleim brachte, hatte offensichtlich im empfindsamen Milieu versagt; unter den 150 bei seinem Tod angesammelten *faces* waren so wichtige Autoren wie Lessing, Wieland, Klopstock, Herder und Jean Paul. Ebenso liebevoll wurde der Briefverkehr gesammelt und archiviert; Gleim selbst brachte es auf über 2.000 eigene Briefe, jedoch mit über 500 Korrespondenten, die ihm ihrerseits mehrere Tausend Briefe schickten. Eine kleine Kostprobe aus dem Briefwechsel mit einem besonders empfindsamen Korrespondenzpartner, Friedrich Heinrich Jacobi (der Briefwechsel beider wurde ebenfalls bereits zu Lebzeiten publiziert): „Seine Briefe? Alles was Fürsten geben können, das liebenswürdigste Geschenk des schönsten Mädchens ist nicht zu reizend für mich. Aber, o mein Freund, wird auch mein Glück immer währen? Es ist zu schön für mich. Verzeihen Sie die Besorgnisse, womit die Zärtlichkeit mit quält. Wird nicht eine Zeit kommen, da ich vergebens nach Ihren Briefen seufzen muß?“ Nicht auszudenken, was der Mann in *Facebook* angerichtet hätte!

Nicht immer jedoch waren soziale Netzwerke geprägt von Gleichheitsidealen, uneigennütziger Freundschaft oder hehren wissenschaftlichem Interessenaustausch. Es gibt kriminelle Netzwerke – wer sich einer ihm von der Mafia angetragenen „Freundschaft“ verweigert („gefällt mir nicht“), wird die Folge dieses netzwerk-unfreundlichen Verhaltens möglicherweise am eigenen Leibe zu spüren bekommen – ebenso wie elitäre (die Geheimbünde aller Zeiten und Länder). Ein weiteres negatives Gegenbild eines allzu eifrig betriebenen *networkings* hat ebenfalls schon antike Tradition: Es ist der Nepotismus, die „Vetternwirtschaft“ (lat. *nepos*: Neffe), die Besetzung von Posten und die Vergabe von Privilegien an Familienmitglieder; eine Sitte, die sich zeitweise besonderer Beliebtheit bei den Päpsten und Kardinälen erfreute. Tatsächlich ist der Begriff des Netzes sogar in gewisser Weise zentral für die Verbreitung gerade der christlichen Religion, wie es ein berühmtes Gleichnis in Lukas 5 lehrt. Als Jesus zum See Genzareth kommt, bittet er einen ortsansässigen Fischer – der damals noch Simon heißt, aber unter dem Namen Petrus in die Religionsgeschichte eingehen wird –, ihn auf einen kleinen Fischzug mitzunehmen. Der Fischer gehorcht, obwohl er bereits die ganze Nacht unterwegs war, und fängt gemeinsam mit seinen Kollegen eine derartige Menge Fische, dass die Netze reißen und die Schiffe sinken. Angesichts dieses Wunders ergreift die Fischer großer Schrecken, Jesus aber sagt die bedeutungsschwangeren Worte: „Fürchte dich nicht; denn von nun an wirst du Menschen fangen“. Und so nahm das Apostel-Netzwerk seinen Anfang.

An diesem Beispiel kann man allerdings sehen, wie zwiespältig die Netz-Metapher selbst ist. In der Literatur wird sie überwiegend negativ gebraucht: Netze sind Fallen für Vögel und Fische, in Netze verstrickt man sich; so bei-

spielsweise der aufklärerische Poet Barthold Hinrich Brockes in seinem Gedicht *Der Mensch* in voluminösen neunbändigen *Irdischen Vergnügen in Gott*:

Was eine Spinn' im Fürstlichen Pallast,
Den Sammt und Marmor schmückt, Gold, Purpur und Damast,
Die alle Pracht für nichts schätztet,
Der ihr bestaubtes Netz, und anders nichts, gefällt,
In welchem sie sich bloß am Mücken-Fang' ergetzet;
Das bist du, eitler Mensch, in der so schönen Welt.
Dein Netz ist Leidenschaft, die Mücken sind das Geld.

Ähnlich sieht auch Friedrich Nietzsche das weltumspannende Netzwerk der Gelehrten und Intellektuellen eher als verfängliches Netz, das von Sokrates als Menschenfänger ausgeworfen wurde: „Wer sich einmal anschaulich macht, wie nach Sokrates, dem Mystagogen der Wissenschaft, eine Philosophenschule nach der anderen wie Welle auf Welle sich ablöst, wie eine nie geahnte Universalität der Wissensgier in dem weitesten Bereich der gebildeten Welt und als eigentliche Aufgabe für jeden höher Befähigten die Wissenschaft auf die hohe See führte, von der sie niemals seitdem wieder völlig vertrieben werden konnte, wie durch diese Universalität erst ein gemeinsames Netz des Gedankens über den gesamten Erdball, ja mit Ausblicken über die Gesetzlichkeit eines ganzen Sonnensystems, gespannt wurde; wer dies alles, samt der erstaunlich hohen Wissenspyramide der Gegenwart, sich vergegenwärtigt, der kann sich nicht entbrechen, in Sokrates den einen Wendepunkt und Wirbel der sogenannten Weltgeschichte zu sehen“. Sokrates ist sozusagen der Freund aller Freunde im *Facebook* aller abendländischen Philosophen und Erkenntnissuchenden; und wer sich diesem Netz der „alexandrinischen Kultur“ entzieht – wie Nietzsche selbst –, reduziert dadurch die Zahl seiner eigenen Freunde drastisch („gefällt mir gar nicht“).

Der philosophisch zertifizierte Experte für alle Arten von Freundschaftsverhältnissen ist jedoch der Sokrates-Schüler Aristoteles mit seiner ausgearbeiteten Theorie der Freundschaft in der *Nikomachischen Ethik*. Zunächst unterscheidet Aristoteles drei verschiedene Motive, aus denen man eine Freundschaft eingehen kann (wobei Freundschaft immer als gegenseitig erzeugtes Wohlwollen gedacht wird): um des Vorteils willen (verbreitet bei Menschen im höheren Lebensalter, die mitten im Lebensstress stehen und jeden Vorteil brauchen können); um das Vergnügens willen (verbreitet bei jungen Menschen); und aufgrund von „edler Art und gleicher sittlicher Gesinnung“ (ohne genauere Angaben, wahrscheinlich eher selten). Allein diese letzte Art der Freundschaft, so Aristoteles, ist beständig, da sittliche Gesinnungen nicht wie die Kleider oder die Vergnügungen nach dem neuesten Design gewechselt werden; sie bedarf jedoch für ihre Entstehung „der Zeit und der Gewohnheit des Zusammenle-

bens“ – „denn der Wunsch, Freundschaft zu schließen, stellt sich schnell ein, die Freundschaft nicht“. Erst diese „Gemeinschaft der Lebensverhältnisse“ stiftet das für wahre Freundschaft unersetzliche Vertrauen.

Das setzt der „rechten Zahl der Freunde“, über die Aristoteles in einem eigenen Unterkapitel nachdenkt, recht enge Grenzen: Denn genauso, wie man nicht unbegrenzt Gäste unterbringen kann, bei allem Respekt gegenüber dem Gebot der Gastfreundschaft, kann man nicht mit unbegrenzt vielen Freunden gemeinsam leben – zumal man sich beispielsweise bei einer Freundschaft aus dem Motiv der gegenseitigen Vorteilsnahme nicht nur massenhaft eigene Vorteile, sondern auch unbegrenzte Gegendienste einhandeln würde. Ebenso würde man sich das Vergnügen verderben, wenn die *Fit-for-Fun*-Freunde die Überhand gewöhnen: Jeden Tag Party hält keiner aus (oder, nach Aristoteles: „so reicht man mit wenig aus, wie mit dem Gewürz bei einer Speise“). „Also wird das Richtige doch wohl dies sein, daß man nicht danach strebt, eine möglichst große Anzahl von Freunden zu haben, sondern nur gradeso viele als für eine volle Lebensgemeinschaft zulässig sind“, fasst Aristoteles schließlich mit gewohnter Weisheit und Mäßigung zusammen.

Nun würden wohl auch die härtesten *Facebook*-Fans nicht behaupten, dass eine virtuelle Kommunikationsplattform eine „volle Lebensgemeinschaft“ herstelle – die konkreten Lebensumstände und das soziale Umfeld könnten ja theoretisch sogar geradezu gegensätzlich sein, da sich die grundlegende Gemeinsamkeit zunächst einmal nur auf den technischen Zugang zu entsprechenden Kommunikationsmedien beschränkt. Insofern stellen soziale Netzwerke im Internet wohl eher eine moderne Form virtueller Gastfreundschaft dar, die auf unverbindlichen Empfehlungen beruht, in der die Fiktion der Gegenseitigkeit aufrechterhalten wird und für die bestimmte Regeln gelten (siehe auch *Korrekt, politisch*). Eine gelegentliche Dienstleistung (Motiv der Vorteilsnahme) ist dabei ebenso wenig ausgeschlossen wie ein gemeinsames Vergnügen dann und wann (vgl. *Flash mob*); und wenn man tatsächlich einen gleichgesinnten Freund fände (vgl. *Singularität*), lassen sich ja gemeinsame reale Lebensverhältnisse unter Umständen herstellen. Gleichwohl rät die Metapherngeschichte zur Vorsicht: In ein soziales Netzwerk kommt man, ebenso wie in ein Fangnetz, leichter hinein als wieder heraus; wen das Netz einmal eingewickelt hat, den gibt es so leicht nicht wieder frei.



O-TON, Abkürzung für Original-Ton, technisch aufgezeichnetes akustisches Ereignis, entweder von sprachlichen Äußerungen (beispielsweise von Interviews in Hörfunk oder Fernsehen) oder von Geräuschen (beispielsweise als Geräuschkulisse im Film). Meist handelt es sich bei sprachlichen O-Tönen in den

Nachrichtenmedien um kurze Ausschnitte aus längeren Stellungnahmen, beispielsweise von Politikern. Sie werden verwendet, um die „Originalität“ (von lat. *origo*: Ursprung) der jeweiligen Ausdrucksweise zu erhalten und dadurch den Eindruck von Authentizität (von griech. *authentikos*: echt, zuverlässig, verbürgt) zu erwecken. Ein O-Ton enthält zum einen eine zusätzliche Information über den Sprecher – der einer Aussage seine unverwechselbare Stimme und seine individuelle Formulierung verleiht – und gibt dem Gesagten zum anderen eine Art Echtheitsgarantie: Es handelt sich hier nicht um etwas Erfundenes oder nur nach dem Hörensagen Referiertes von unsicherer Glaubwürdigkeit, sondern um die dokumentierte sprachliche Äußerung eines realen Individuums in einer konkreten Situation, für deren Authentizität dieses mit seiner ganzen Person einsteht.

Der mediale Reiz des O-Tons zehrt zunächst vom besonderen Gefühlswert einer menschlichen Stimme, die von altersher als Ausdruck der Persönlichkeit gilt und eine persönliche Beziehung zwischen Sprecher und Hörer darstellt. Schon Aristoteles beschreibt in seiner *Nikomachischen Ethik* das ethische Vorbild des „Hochgesinnten“ auch anhand seiner Stimme: „Die Bewegungen des Hochgesinnten sind langsam, seine Stimme tief, seine Sprache getragen. Denn wem wenige Dinge sehr am Herzen liegen, der hat keine Eile, und wer nichts für groß hält, der erhebt nicht den Ton“. Wahrscheinlich hat auch Gott so gesprochen (zumindest tut er es in sämtlichen Hollywood-Filmen zu biblischen Themen), als er sich nach dem Diktat der Zehn Gebote persönlich vom Berg Sinai herab an sein auserwähltes Volk wandte. Baruch de Spinoza hebt in einer frühen luziden Kommunikationsanalyse hervor: „Will man indess der Bibel nicht Gewalt anthun, so muss man zugeben, dass die Israeliten eine wirkliche Stimme gehört haben. Denn es heisst Deut. V. 4 ausdrücklich: ‚Von Angesicht zu Angesicht hat Gott mit Euch gesprochen;‘ d. h. so, wie zwei Menschen ihre Gedanken gegenseitig vermitteltst ihrer beiden Körper sich mitzuteilen pflegen. Es wird deshalb mehr mit der Bibel übereinstimmen, anzunehmen, dass Gott wirklich eine Stimme erzeugt hat, welche die zehn Gebote offenbarte“. Der biblische O-Ton ist nach Spinozas Überzeugung von allerhöchster Authentizität und nicht etwa nur eine Metapher; und der Einsatzzweck der göttlichen Stimme war genau kalkuliert: „denn wenn auch jene Stimme, welche die Israeliten hörten, ihnen keine philosophische oder mathematische Gewissheit von dem Dasein Gottes geben konnte, so genügte sie doch, um sie zur Bewunderung Gottes, wie sie ihn bisher gekannt, hinzureissen und zu dem Gehorsam anzutreiben; dies war der Zweck dieses Schauspiels“. Leider jedoch waren die technischen Aufzeichnungsmöglichkeiten der Zeit sehr begrenzt, so dass wir weiterhin über die Stimme Gottes nur spekulieren können.

Das menschliche Äquivalent dieses göttlichen O-Tons, ihr psychischer Stellvertreter sozusagen ist die berühmte „innere Stimme“. Sie figuriert unter ver-

schiedenen Namen in der Philosophiegeschichte, wie sie beispielsweise Friedrich Heinrich Jacobi referiert: „Wir haben einen Freund in uns – ein zartes Heiligtum in unserer Seele, wo die Stimme und Absicht Gottes lange Zeit sehr hell und klar widertönt. Die Alten nannten sie den *Dämon*, den *guten Genius* des Menschen, dem sie mit so vieler Jugendliebe huldigten, mit so vieler Ehrfurcht folgten. Christus begreift's unter dem *klaren Auge*, das des Lebens Licht ist und den ganzen Leib licht macht. David bittet darum, als um den guten, freudigen *Lebensgeist*, der ihn aufrecht ebener Bahn führe u. f. Mögen wir's nun *Gewissen*, *innern Sinn*, *Vernunft*, den *logos* in uns nennen, oder wie wir wollen; genug, es spricht laut und deutlich, zumal in der Jugend, ehe es durch wilde Stimmen von aussen und innen, durch das Gebrause der Leidenschaft und das Geschwätz einer klügelnden Unvernunft allmählich geschweigt oder irre gemacht wird“. Jedem Menschen ist demnach von Geburt ein innerer O-Ton eigen, der jedoch leicht durch die immer lauter werdenden Umgebungsgeräusche in der Moderne übertönt wird – man denke nur an die musikalische Dauerbeschallung vieler Jugendlicher, gegen die eine innere Stimme allerdings ziemlich energisch anbrüllen müsste. Die daraus resultierenden Gefahren sah schon Nietzsche: „*Lieber taub, als betäubt*. – Ehemals wollte man sich einen *Ruf* machen: das genügt jetzt nicht mehr, da der Markt zu groß geworden ist – es muß ein *Geschrei* sein. Die Folge ist, daß auch gute Kehlen sich überschreien, und die besten Waren von heiseren Stimmen ausboten werden; ohne Marktschreierei und Heiserkeit gibt es jetzt kein Genie mehr“.

Zwischen göttlichen Stimmen und inneren Stimmen erstreckt sich der weite Bereich der menschlichen Stimme, die Johann Gottfried Herder in seiner Anthropologie zur Basis aller kulturellen Entwicklung und zum Ursprung der menschlichen Sprache macht: „In der Reihe der Wesen hat jedes Ding seine Stimme und eine Sprache nach seiner Stimme. Die Sprache der Liebe ist im Nest der Nachtigall süßer Gesang wie in der Höhle des Löwen Gebrüll, im Forste des Wildes wiehernde Brunst und im Winkel der Katze Zetergeschrei; jede Gattung redet die ihrige, nicht für den Menschen, sondern für sich und für sich so angenehm als *Petrarch's* Gesang an seine Laura!“ Am stimmlichen O-Ton erkennen sich auch die Mitglieder der gleichen Spezies und reagieren deshalb nicht-aggressiv auf ihre eigenen Verwandten; noch einmal Herder: „sobald uns aber nur ein Ton des Leidenden ruft, so verlieren wir die Fassung und eilen zu ihm: es geht uns ein Stich durch die Seele. Ist's, weil der Ton das Gemälde des Auges zum lebendigen Wesen macht, also alle Erinnerungen eigener und fremder Gefühle zurückbringt und auf einen Punkt vereinet? Oder gibt es, wie ich glaube, noch eine tiefere organische Ursache? Gnug, die Erfahrung ist wahr, und sie zeigt beim Menschen den Grund seines größern Mitgeföhls durch *Stimme und Sprache*. An dem, was nicht seufzen kann, nehmen wir weniger teil, weil es ein lungenloses, ein unvollkommeneres Geschöpf ist, uns minder gleich organisie-

ret“. Die persönliche Stimme appelliert also an unsere grundlegenden Gemeinsamkeiten als Menschen: Hier spricht – ganz konkret hörbar – ein Mensch wie du und ich, sei es nun die Bundeskanzlerin oder der Bundestrainer, der Filmheld oder das Katastrophenopfer, Sokrates oder Lady Gaga.

Der Vorläufer des O-Tons aus Zeiten vor der technischen Reproduzierbarkeit der menschlichen Stimme war das gute alte Zitat (lat. *citatum*: das Aufgerufene). Als „geflügeltes Wort“, vorzugsweise aus den Klassikern, verleiht es dem Sprecher die Aura von souveräner Bildung und humanitärer Weite. Wobei die Formulierung vom „geflügelten Wort“ natürlich selbst ein Zitat ist: Bei Homer eilen die „geflügten Worte“ „schnell von den Lippen des Redenden“ und fliegen „zum Ohre des Hörenden“ (*Odyssee*; die einprägsame Übersetzung stammt von Johann Heinrich Voß). Eingefangen hat sie ein deutscher Oberlehrer des 19. Jahrhunderts, Georg Büchmann, der dadurch selbst zu einem „geflügelten Namen“ geworden ist: In seiner umfangreichen Zitatensammlung, bis heute immer wieder neu aufgelegt, finden sich nach einem ersten Kapitel mit Klassikern aus der Bibel Zitate aus Werken aller Länder und unterschiedlicher Epochen der Geistesgeschichte. Ursprünglich überwogen dabei eindeutig die lateinischen O-Töne; das humanistische Bildungszitat galt lange Zeit unter Gelehrten als Authentizitätsbeleg und Synonym zur *auctoritas*, dem Autortum schlechthin: Man suchte nach der einzig richtigen, „authentischen“ Auslegung von kanonischen Schriften, sei es der Religion, des Rechts oder der klassischen Literatur. Bereits im 18. Jahrhundert mehren sich jedoch die kritischen Stimmen angesichts dieser Form entliehener geistiger Authentizität. Knigge schreibt in seinem Lebenshilfe-Klassiker *Über den Umgang mit Menschen* (siehe auch *Korrekt, politisch*): „Auch kann ich das Zitieren und Berufen auf fremde Autoritäten wie überhaupt alles Prahlen und Schmücken mit fremden Federn nicht leiden. Das mittelmäßigste selbst Gedachte und mit Überzeugung Gefühlte ist für uns mehr wert als das Vortrefflichste, das wir bloß nachlallen.“ Und auch Georg Christoph Lichtenberg bemängelt den nur vordergründigen Wert nachgesagter O-Töne: „Wir beweisen aus den Alten, was wir mit Beispielen aus unserm Ort eben so kräftig unterstützen könnten; auch werden Sentenzen zitiert, die nichts beweisen, und Sätze, aus denen man nichts Neues lernt“. Zitate, und gerade die guten, verhindern so gesehen, geradezu systematisch das Selbstdenken und Selbstformulieren und stehen der Entdeckung von Neuem (siehe auch *Innovation*) im Weg.

Am pointiertesten hat die Kritik am präbendierten Gelehrtentum der Vielzitiierer jedoch Heinrich Heine auf den Punkt gebracht. In seinen *Reisebildern* schildert er in einem fiktiven Brief an eine Dame eine neue Geschäftsidee; es geht darum, wie man aus dem „symbolischen Kapital“ Bildungsgut auch monetären Gewinn ziehen kann: „Im Notfall könnte ich bei meinen gelehrten Freunden eine Anleihe von Zitaten machen. Mein Freund G. in Berlin ist sozu-

sagen ein kleiner Rothschild an Zitaten und leiht mir gern einige Millionen, und hat er sie nicht selbst vorrätig, so kann er sie leicht bei einigen andern kosmopolitischen Geistesbankiers zusammenbringen – Doch ich brauche jetzt noch keine Anleihe zu machen, ich bin ein Mann, der sich gut steht, ich habe jährlich meine 10000 Zitate zu verzehren, ja, ich habe sogar die Erfindung gemacht, wie man falsche Zitate für echte ausgeben kann. Sollte irgendein großer, reicher Gelehrter, z. B. Michael Beer, mir dieses Geheimnis abkaufen wollen, so will ich es gerne für 19000 Taler Kurant abstehen; auch ließe ich mich handeln“. Gerade das inflationäre Zitieren von O-Tönen führt offensichtlich geraden Weges zur Unoriginalität des Zitierenden, der sich mit fremden Federn schmückt, weil er keine eigenen vorzuweisen hat und es einfacher ist, sie anderen Leuten auszureißen. Zudem nutzen sich auch die allerbesten Zitate über die Zeit dann doch ab, zumal wenn sie ihren Neuigkeitswert verloren haben; es sei noch einmal Heine zitiert, dessen hier zitierte Zitierkritik zum Glück noch relativ frisch und unabgenutzt ist: „Übrigens, Madame, haben Sie gar keine Idee davon, mit welcher Leichtigkeit ich zitieren kann. Überall finde ich Gelegenheit, meine tiefe Gelahrtheit anzubringen. Spreche ich z. B. vom Essen, so bemerke ich in einer Note, daß die Römer, Griechen und Hebräer ebenfalls gegessen haben, ich zitiere all die köstlichen Gerichte, die von der Köchin des Lucullus bereitet worden – weh mir, daß ich anderthalb Jahrtausend zu spät geboren bin! –, ich bemerke auch, daß die gemeinschaftlichen Mahle bei den Griechen so und so hießen und daß die Spartaner schlechte schwarze Suppen gegessen“. Der Verdacht liegt nahe, dass das Zitat nicht einmal stimmt und dass die schwarzen Suppen dann doch so schwarz nicht waren (sie enthielten vor allem Schweinefleisch und waren als Fleischgericht überhaupt nur ein Luxus der Besserverdienenden). Mit einem weiteren Zitatenkenner und -kritiker des 19. Jahrhunderts, Theodor Fontane, gesprochen: „Es wird wohl falsch zitiert sein; die meisten Zitate sind falsch“ (*Die Poggenpuhls*).

Die zunehmende Kritik an klassischen O-Tönen hängt auch damit zusammen, dass Ende des 18. Jahrhunderts ein neuer Wert einen steilen Aufstieg im Bildungsmilieu vollzieht: die Originalität. Das „Originalgenie“ des Sturm-und-Drang – der ersten Jugendrevolte der deutschen Literaturgeschichte, die natürlich als erstes mit den geistigen Vätern aufräumen musste – zehrt allein aus sich und seiner unverwechselbaren, individuellen Natur, nicht aus dem angestaubten Bildungsfundus der Jahrhunderte; es produziert sozusagen aus Prinzip nichts als bisher völlig unerhörte Originaltöne (die dann auch entsprechend laut gerieten; ein Zitat gefällig? Nietzsche: „*Gefahr in der Stimme*. – Mit einer sehr lauten Stimme im Halse, ist man fast außerstande, feine Sachen zu denken“). Der revolutionäre Gestus erschöpfte sich jedoch relativ schnell, sei es aufgrund zunehmenden Alters der Revolutionsführer (u. a. Goethe und Herder), sei es aufgrund zunehmender Heiserkeit der allzu lauten Stimmen. Imma-

nuel Kant versuchte in seiner wenig später erschienenen *Kritik der Urteilskraft* dem Originalitäts- und Genie-Hype systematisch auf den Grund zu gehen. Von Kunst, so legt er zunächst fest, könne man nur dann sprechen, wenn es Regeln gebe, nachdem ein Kunstwerk überhaupt als solches zu erkennen und beurteilen sei. Diese Regeln könnten aber nicht nach einem außer der Kunst liegenden abstrakten Begriff gebildet sein. Vielmehr gibt das Genie im Kunstwerk der Kunst selbst die jeweilige Regel. Das sei nun aber gerade keine Lizenz für jegliche künstlerische Extravaganz: „Man sieht hieraus, daß Genie 1) ein *Talent* sei, dasjenige, wozu sich keine bestimmte Regel geben läßt, hervorzubringen: nicht Geschicklichkeitsanlage zu dem, was nach irgend einer Regel gelernt werden kann; folglich daß *Originalität* seine erste Eigenschaft sein müsse. 2) Daß, da es auch originalen Unsinn geben kann, seine Produkte zugleich Muster, d. i. *exemplarisch* sein müssen; mithin, selbst nicht durch Nachahmung entsprungen, anderen doch dazu, d. i. zum Richtmaße oder Regel der Beurteilung, dienen müssen“. Nicht alles, was ein Original-Genie aus der eigenen Tiefe heraus produziert, ist deshalb von sich aus besonders wertvoll; nicht jeder O-Ton muss für die Nachwelt bewahrt werden. „Da aber viele eine entschiedene Vorliebe für Plaudern und Schwatzen haben, so hört man auf der Straße und in Gesellschaften und liest in Büchern mancherlei, was unverkennbar eine Originalitätswut an sich trägt, die, auf das Leben übertragen, die Welt mit einer Menge von Kunstprodukten bereichern würde, von denen eins lächerlicher als das andre wäre“ (O-Ton Kierkegaard, *Entweder-Oder*).

Natürlich konnte Kierkegaard nicht ahnen, dass zu Beginn des 21. Jahrhunderts aufgrund der enormen Erweiterung der Speicherkapazitäten (siehe auch *Netzwerk, Twittern, Wikipedia*) die Welt tatsächlich mit einer Flut von weitgehend bedeutungs- und regellosen O-Tönen überschwemmt werden würde; wobei das wahrlich Erstaunende und philosophisch noch nicht einmal ansatzweise Behandelte daran ist, welches ungeheure Interesse gerade die trivialsten menschlichen Äußerungen (siehe auch *Reality TV*) finden. Die Toleranzschwelle für „originalen Unsinn“ ist offenbar sehr beweglich geworden – vorausgesetzt jedoch, er überschreitet nicht eine gewisse Wahrnehmungsschwelle, die entweder mit Twitter auf 140 Zeichen, mit der Leseforschung auf acht Worte pro Satz (bzw. etwas mehr, wenn er nicht viele mehrsilbige Wörter enthält) oder mit einem durchschnittlichen Nachrichtenbeitrag in Fernsehen und Hörfunk auf ca. 90 Sekunden begrenzt werden kann. O-Töne sind nur in kleinen Dosen reizvoll bzw. überhaupt erträglich – das zeigen eindrucksvoll Interviews mit Spitzensportlern, die meist zu Wahrheiten wie „Es gibt nur eine Möglichkeit: Sieg, Unentschieden oder Niederlage!“ (O-Ton Franz Beckenbauer) oder „Wie so oft liegt auch hier die Mitte in der Wahrheit“ (O-Ton Rudi Völler) führen (die dann aber häufig eine steile Karriere als „geflügelte Worte“ des Alltags machen: „Ich habe fertig!“, O-Ton Giovanni Trapattoni).

Was das für komplexere politische Themen bedeutet, weiß jeder, der nur eine *Tagesschau* lang den O-Tönen von Politikern gelauscht oder die kurzatmigen, aber balkengroßen (siehe auch *XXL*) Schlagzeilen der *BILD*-Zeitung studiert hat. Wahrscheinlich werden über kurz oder lang auch philosophische Grundlagentexte in appetitlichen Party-Häppchen erscheinen (vgl. *short cuts*; die Anwendung auf das vorliegende Werk liegt im Übrigen auf der Hand). Je vielfältiger und je lauter die O-Töne werden, desto mehr scheint jedoch paradoxerweise die Originalität verloren zu gehen. Aber auch das ist nicht neu und kann abschließend natürlich mit einem kurzen Zitat belegt werden: „Und deshalb haben sich die Bedingungen für die Entstehung des Genius in der neueren Zeit *nicht verbessert*, und der Widerwille gegen originale Menschen hat in dem Grade zugenommen, daß Sokrates bei uns nicht hätte leben können und jedenfalls nicht siebzig Jahre alt geworden wäre“ (Nietzsche, *Unzeitgemäße Betrachtungen*).



PASSWORT, eine aus Buchstaben und/oder Zahlen von festgelegter Länge bestehende Zeichenfolge, die gemeinsam mit einer Benutzerkennung zur Bestätigung der Identifizierung in einem Programm dient. Das Passwort muss unbedingt geheim gehalten werden und sorgt dafür, dass persönliche Informationen über den Benutzer – zum Beispiel bezüglich seines Kontostands, seiner Einkaufsvorlieben oder Lebensgewohnheiten – nur für ihn selbst zugänglich sind. Da sich im Zuge der durchgehenden Vernetzung und Digitalisierung aller Lebensbereiche (vgl. *WWW*, *Google*) die Notwendigkeit ergibt, sehr viele Passwörter zu benutzen, gibt es inzwischen eigene Programme zur Verwaltung von Passwörtern (die natürlich passwortgeschützt sein müssen).

Ein Vorfahre des Passwortes ist die „Parole“ (von ital. *parola*: das Wort), die lange Zeit im militärischen Bereich genutzt wurde, um zwischen Freund und Feind sicher unterscheiden zu können: So wurde beispielsweise für die Wachablösung ein Kennwort vereinbart, das auf die Frage nach der Parole genannt werden musste. Natürlich konnte die Parole auch verraten werden, sie bildete eine permanente Schwachstelle im militärischen Abwehrsystem. Das gleiche gilt für ihren modernen Nachfahren, das Passwort, vor allem dann, wenn es einfach zu entschlüsseln ist – weil es zu kurz ist, zu selten gewechselt wird, zu leicht zu erraten ist. Die Hitlisten der meist gewählten Passwörter führen regelmäßig die Ziffernfolgen „123456“ (je nach Länge der geforderten Zeichenfolge) oder die Buchstaben „abcdef“ bzw. (immerhin etwas origineller) „qwertz“ an. Bei älteren Damen beliebt ist „4711“, bei männlichen Draufgängern „007“, bei ganz Einfallslosen „0815“; bei allen Altersstufen und unabhängig vom Geschlecht das Geburtsdatum, das Autokennzeichen oder die Namen/Kosenamen

der Herzallerliebsten/eigenen Nachkommen/Haustiere. Denkfaule wählen als Passwort gern „Passwort“. Ein Klassiker ist schließlich die naheliegende Antwort auf die Frage: „Kennen Sie das Passwort?“ – und wer wahrheitsgemäß „nein“ tippt, ist schon drin.

Verwandt ist das Passwort von etwas weiter her mit den „Zauberwörtern“ der Märchen- und Sagenwelt. Deren international beliebtestes und multikulturell anwendbares ist „Abracadabra“, das es in der Variante „avada kedavra“ bis in die *Harry-Potter*-Romane, den Hyper-Bestseller der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert (vgl. *Hype*) geschafft hat (und dort den schlimmsten und verbotenen aller Zauberflüche, den Todesfluch, bezeichnet). „Abrakadabra“ gilt als eine Art phonetisches Urwort schlechthin, da es in sehr vielen Sprachen ähnlich oder gleich ausgesprochen wird. Erstmals aufgezeichnet wurde es in einem medizinischen Fachbuch der Spätantike, dem *Liber medicinalis* des Quintus Serenus Sammonicus (um 200 n. Chr.); der Doktor empfahl es als Schutzzauber gegen die Malaria, am besten in einem Amulett ständig bei sich zu tragen. Die genaue Bedeutung ist umstritten und entsprechend der multinationalen und -funktionalen Verwendbarkeit geradezu zauberhaft vielfältig. Sehr naheliegend ist der Bezug auf die ersten vier Buchstaben des lateinischen Alphabets, die mit dem Vokal A angereichert werden, dem „*edelsten, ursprünglichsten aller laute, aus brust und kehle voll erschallend, den das kind zuerst und am leichtesten hervor bringen lernt, den mit recht die alphabete der meisten sprachen an ihre spitze stellen*“ (so das *Deutsche Wörterbuch* der Brüder Grimm unter „A“). Vermutet wurde weiterhin eine Verwandtschaft zum gnostischen „Abraxas“, einer Bezeichnung für das höchste Urwesen schlechthin (das ebenso gut Gott wie Teufel sein kann). Weitere Kandidaten sind ein arabischer Donnerzauber und die lateinische Formel „abra cadaver“ (öffne den Leichnam), die bei der Leberschau der Auguren im alten Rom angewandt wurde. Letzte Möglichkeit: „Abracadbra“ ist eine reine Sprachspielerei und bedeutet einfach gar nichts außer sich selbst – ein optimales Passwort also.

Der Glaube an die Wirksamkeit dieses und anderer Zauberworte beruht auf uralten namensmagischen Vorstellungen, nach denen im Name das (geheime) Wesen seines Trägers enthalten ist und derjenige, der den Namen weiß und ausspricht, Macht über ihn erlangt. Volkstümlich ist uns das aus früher Kindheit vertraut: „Ach wie gut, dass man niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß“, singt der kleine Giftzwerg nur so lange fröhlich, bis die Königin ihn endlich bei seinem richtigen Namen nennt: „und als bald hernach das Männlein hereintrat und fragte: ‚nun, Frau Königin, wie heiß ich?‘ fragte sie erst ‚heißest du Kunz?‘ ‚Nein.‘ ‚Heißest du Heinz?‘ ‚Nein.‘ ‚Heißt du etwa Rumpelstilzchen?‘ ‚Das hat dir der Teufel gesagt, das hat dir der Teufel gesagt,‘ schrie das Männlein und stieß mit dem rechten Fuß vor Zorn so tief in die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in seiner Wut den linken Fuß mit beiden

Händen und riß sich selbst mitten entzwei“. Das Passwort ist entdeckt (obwohl es recht gut gewählt und wahrlich nicht leicht zu erraten war), die Identität vernichtet.

Dass man mit Passwörtern nicht spaßen sollte, demonstriert auch *Die Geschichte von Kalif Storch*. Ein böser Zauberer hat dem Kalifen und seinem Großwesir das magische Wort verraten, durch das man in ein Tier verwandelt werden kann; man dürfe aber auf keinen Fall lachen, sonst könne die Verwandlung nie mehr rückgängig gemacht werden, weil man das Zauberwort dadurch vergesse. Es ist ein „recht schweres lateinisches“, brüstet sich der Zauberer vor seinen Kollegen, „es heißt *Mutabor*“. Der Lateiner lacht sich trotzdem ins Fäustchen: „*Mutabor*“ heißt einfach „ich werde verwandelt werden“ – das Passwort ist also wieder einmal genau das, was es tut, und auch die beiden Störche werden trotz ihres Gelächters wieder in ihre ursprüngliche Gestalt zurückverwandelt, der Zauberer wird aufgehängt, und die Geschichte von der Verwandlung dient zukünftig der Unterhaltung der Enkelkinder.

Namensmagische Vorstellungen spiegeln sich in Sprichwörtern – „wenn man den Teufel nennt, kommt er gerennt“ – und in Volksbräuchen: den Namen eines Toten auszusprechen, ist bei den Polynesiern ein *Tapu* (davon leitet sich das seit dem 18. Jahrhundert auch in Europa benutzte „Tabu“ ab). *Nomen est omen*, hieß es schon in Rom – wobei das sowohl für den berühmten „guten Namen“ (mit dem man leider immer noch nicht bezahlen kann, sondern man braucht weiterhin passwortgeschützte Kredit- und Scheckkarten) – als auch für einen schlechten gelten kann. „Sprechende Namen“ sind ein weit verbreitetes literarisches Mittel, vor allem in der Komödie. Aber auch hier bietet *Harry Potter* noch eine Vielzahl von Beispielen, allen voran der düstere Voldemort (der „Dieb des Todes“, frz. – dessen Namen im Übrigen nicht genannt werden darf, ein klarer Fall von *tapu*), aber auch der verräterische Snape (eine Mischung aus dem Affen, *ape*, und der Schlange, *snake*, im Englischen). Vom „Zauberwort“ spricht schließlich auch *Die Wünschelrute* von Joseph von Eichendorff, das romantische Passwort-Gedicht schlechthin:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Wer das Zauberwort also weiß, dem erschließen sich alle Geheimnisse der Natur und der Schöpfung – nicht jedoch in schnöder begrifflicher Sprache, sondern als naturmagischer Gesang, den nur der wahre Romantiker wahrnehmen kann. Andererseits weiß die Literatur jedoch auch um das Zufällige und Vergängliche aller Namen: „Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch“, sinniert

Faust bei Gretchen – womit er aber nur von seinen mephistophelisch inspirierten Verführungsabsichten ablenken will.

Allerdings führt die Frage nach Fausts Religiosität, die Gretchen zuvor gestellt hatte, auf ein weiteres Namenstabu. Im jüdischen Glauben steht das Tetragramm J-H-W-H für den Namen Gottes, den nur dieser allein aussprechen kann. Dieser Name unterscheidet ihn von allen anderen Göttern und dient als Passwort für sein auserwähltes Volk, die Juden. Deshalb wurde von den Abschreibern der Tora bewusst offen gelassen, welche Vokale zwischen den vier Konsonanten des „Tetragramms“ einzusetzen sind. Durch diese gezielte Tabuisierung ist schließlich die „richtige“ Aussprache des Gottesnamens in Vergessenheit geraten (man geht heute davon aus, dass es „Jahwe“ lauten muss). Was jedoch bedeutet JHWH? Auch hier gibt es wiederum mehrere Theorien; eine davon ist die etymologische Herleitung von der Vergangenheitsform der dritten Person Singular des hebräischen Verbs „sein“. JHWE wäre also in etwa „Gott ist“ – das reine Sein des Gottes, der von sich selbst sagt: „Ich bin, der ich bin“ (*Exodus*, 3, 14) ist das existenzialistische Grundpasswort schlechthin, sozusagen.

Die Etymologie, die Lehre von der Wortherkunft und -geschichte also, ist einer der Tricks, den „Zauberwörtern“ und magischen Namen wissenschaftlich auf die Spur zu kommen: Denn wenn der Name in irgendeiner Weise das Wesen dessen spiegelt, der ihn trägt, dann kann er dies ja nur entweder durch eine verborgene, zweite Bedeutung (semantisch) oder durch sein äußerliche Klangfolge (phonetisch), die das Wesen sinnlich erfahrbar macht. Letzteres veranschaulichen vor allem sogenannte „Onomapoetica“, direkt lautmalerische Wörter. Die bekanntesten Beispiele sind der „Kuckuck“ oder das „Kikeriki“; wie weit man es aber treiben kann mit der Lautmalerei, haben schon die sprachverliebten Kling-Dichter des Barocks vorgeführt, z. B. der Pegnitzschäfer Johann Klaj, der zweifellos auch ein begnadeter Passwort-Erfinder gewesen wäre:

Der kekke Lachengekk koaxet/krekkt/und quakkt/
Des Krippels Krückenstockk krokkt/grakkelt/humpt und zakkt/
Des Gukkuks Gukken trotz dem Frosch und auch die Krükke.
Was knikkt und knakkt noch mehr? kurtz hier mein Reimgeflikke.

Onomapoetica sind jedoch selten, da sie nur aus akustisch wahrnehmbaren Phänomenen abgeleitet werden können. Die allgemeinere Möglichkeit der etymologischen Herleitung von Wortbedeutungen erläutert Platons Dialog *Kratylos*, einer der frühesten sprachphilosophischen Texte überhaupt. Er geht von einer Streitfrage zwischen Hermogenes und Kratylos aus, die diese dem weisen Sokrates zur Entscheidung vorlegen: „*Hermogenes*: Dieser Kratylos behauptet, o Sokrates, es gebe von Natur einen richtigen Namen für jedes Ding, und nicht das sei ein Name, den einige nach *Übereinkunft* einem Dinge beilegten [...], son-

dern es gebe eine Richtigkeit der Namen von Natur, und zwar für Hellenen und Barbaren, für alle ein und dieselbe“. Kratylos ist also ein „Nominalist“ im Wort- und übertragenen Sinne: Für ihn bezeichnen Namen das Wesen eines Dinges, und zwar unabhängig von gesellschaftlicher Konvention oder national-sprachlicher Verschiedenheiten. Hermogenes hingegen bezweifelt das: „Ich habe zwar, o Sokrates, gar oft mit diesem hier und mit vielen anderen gesprochen, kann mich aber nicht überzeugen, daß es einen anderen Grund für die Richtigkeit eines Namens gebe als *Verabredung und Übereinkunft*. Denn mir scheint jeder Name, den man einem Dinge beilegt, der rechte zu sein, und wenn man ihn wieder mit einem anderen vertauscht und jenen nicht mehr gebraucht, so müsse man diesen späteren für nicht minder richtig halten als den früheren“. Hermogenes ist also ein „Konventionalist“: Namen sind beliebig vertauschbare Absprachen, nicht mehr und nicht weniger. Sokrates schließlich nimmt zunächst einmal beide auf die Schippe, indem er die Ernsthaftigkeit dieses philosophischen Nebenkriegsschauplatzes bestreitet: „Wenn ich schon beim Prodikos [einem bekannten Sophisten] den Vortrag für fünfzig Drachmen gehört hätte, durch den man, wie jener sagt, hierüber aufgeklärt wird, so könntest du leicht sofort die Wahrheit über die Richtigkeit der Namen erfahren. Nun aber habe ich ihn nicht gehört, sondern nur den Vortrag für *eine* Drachme: Daher kenne ich den wahren Sachverhalt in diesen Dingen nicht. Doch bin ich bereit, ihn mit dir und Kratylos gemeinsam zu untersuchen.“ Darauf folgt eine kostenlose, sehr akribische, sehr umfangreiche Untersuchung der verschiedensten Möglichkeiten, Namen herzuleiten – seien es Götternamen, die Benennungen menschlicher Tugenden oder gar der „Name“ selbst, im Griechischen „*onoma*“: „*Sokrates*: So gleicht der Name, *onoma*, einem aus einem Satze zusammengeschiedeten Worte, des Inhalts, daß es das *Seiende (on)* ist, worauf sich das *Suchen* bezieht. Besser kannst du es noch an dem Ausdruck *onomastos*, namhaft, erkennen: denn da heißt es ausdrücklich, es sei das *Seiende*, nach dem ein Streben stattfindet, *on hou masma*“ .

Alles klar? Auch die Gesprächspartner sind eher verwirrt denn erhellt, was Sokrates wahrscheinlich beabsichtigt hatte – denn ihm geht es bei allem etymologischen Geplänkel vor allem darum, die platonische Ideenlehre als eigentlichen Kern des Streits herauszuarbeiten: Es sei nämlich letztlich egal, ob die Worte die Dinge nachahmen und so ihr Wesen enthielten, oder ob sie reiner Zufall seien, da es auf sie sowieso nicht ankomme: „Gesetzt, es ist auch wirklich in hohem Grade möglich, die Dinge aus Worten kennen zu lernen, aber auch durch sie selbst, – welches wäre der schönere und sicherere Weg der Erkenntnis: aus dem Bilde zu erkennen, ob es selbst gut nachgebildet ist und die Wirklichkeit, die es abbildete, oder aus der Wirklichkeit sie selbst und ob das Abbild von ihr richtig geraten ist?“ Im Reich der Ideen braucht man keine Passwörter

mehr, da die Sprache sowieso nur ein mangelhafter Ersatz für die unmittelbare Schau der Urbilder alles Seins ist.

Während der Name als Passwort zum Wesen der Dinge vor allem in der Welt der Mystik, des Volksglaubens und der Sagen weiterlebt, macht in der akademischen Philosophie seit Aristoteles sein etwas blässerer Vetter Karriere: der Begriff. Zwar gibt es sowohl im Aristotelischen *Organon* wie beispielsweise bei Thomas Hobbes (*Grundzüge der Philosophie*), Friedrich Wilhelm Hegel (*Wissenschaft der Logik*) oder John Stuart Mill (*System der deduktiven und induktiven Logik*) ausführlichste Kapitel über den „Namen“ – verstanden nun jedoch im allgemeinen Sinn als „Wort“ überhaupt, als Benennung für Gegenstände und Sachverhalte. Mit Hobbes ist man sich im Wesentlichen einig darüber, dass der Konventionalismus die Sache richtig beschreibt: „In Kürze nur merke ich an, daß ich annehme, daß der Ursprung der Namen willkürlich ist, eine Voraussetzung, welche nach meinem Urteil keinem Zweifel unterliegt“. Das bei weitem überwiegende Interesse der Schulphilosophie gilt nun nicht mehr dem Individuellen und Magischen des Einzelnamens, sondern dem Allgemeinen und Objektiven des Begriffs. Und es liegt auch im Blick auf die Zukunft nahe, dass das Passwort samt all seinen magischen Vorfahren bald ausgedient haben wird: Zuverlässigere Identifikation versprechen biometrische Merkmale wie die Zusammensetzung von Iris oder Stimme, der Fingerabdruck, letztlich die DNA als umfassender genetischer Passcode. In Zeiten hochleistungsfähiger Entschlüsselungsalgorithmen kann man sich die sowohl durch die Gesetze der Stochastik als auch durch die Faulheit oder mangelnde Originalität der Benutzer begrenzten Variationsmöglichkeiten sprachlicher Identifikation nicht mehr leisten. Nach dem unaussprechlichen Gotteswort und dem naturmagischen Zauberwort erweist sich damit auch das menschliche Passwort als vergänglich: Wo Sozialversicherungsnummer + genetischer Fingerabdruck die Identität endlich zweifelsfrei und zudem fälschungssicher garantieren, ist Sprache als Merkmal der Individualität überflüssig geworden.



POESIEALBUM, gebundenes Buch mit weißen Seiten (von lat. *album* = weiß), die zur Erinnerung von Freunden mit Versen und Bildern gestaltet werden können. Jeder Eintragende bekommt dabei eine Seite zur freien künstlerischen Entfaltung (deshalb „Poesie“; verstanden nicht nur als Aufforderung, gefälligst in gereimten Versen zu sprechen, sondern auch die schnöde Alltagswelt hinter sich zu lassen zugunsten einer höheren künstlerischen Idealwelt). Verbunden mit der Ehre der Eintragung können Auflagen sein wie: „Liebe Leute groß und klein! Schreibt Ihr in mein Album ein, wascht euch erst die Hände rein!“ Von ähnlicher lyrischer Qualität sind häufig auch die verzeichneten Verse, bei denen

Originalität oder Kreativität offensichtlich weniger geschätzt wird als die Reinlichkeit der Handschrift, die klassische Sentenzenschwere der Verse oder die Auswahl von regenbogenfarbenen glitzernden Glanzbildchen. Die Reihenfolge der Eintragungen signalisiert dabei durchaus Bedeutungsschwere: Kommt die verehrte Grundschullehrerin zuerst oder doch der Erbonkel? Die Eltern vor den Geschwistern? Die Freunde sortiert nach Maß der individuellen Zuneigung oder nach Rang in der Hackordnung der jeweiligen *peer group*? Und verschwindet das Poesiealbum mit den ersten schmerzhaften Freundschaftsverlusten, angesichts derer ein zeitloser Klassiker unter den Einträgen erst wahrhaft verständlich wird: „Lerne erst die Menschen kennen, denn sie sind veränderlich. Die dich heute Freunde nennen, schimpfen morgen über dich!“ – oder bleibt es erhalten, lange Zeit versteckt in einer sehr staubigen Schublade, und im Alter wiederentdeckt und liebevoll durchblättert?

Trotz seiner wichtigen Funktion als Freundschaftsdokument ist das Poesiealbum sehr viel jünger als die Freundschaft selbst. Zum ersten ist es gebunden an die Entwicklung einer für alle verfügbaren Schriftkultur; in der Antike tauschte man zum Zeichen der Freundschaft allenfalls Rüstungen, wie es beispielsweise aus Homers *Ilias* überliefert ist (aber vielleicht war ja ein nicht überlieferter Freundschaftsspruch auf den Harnisch eingeprägt?). Zum zweiten erfordert es eine Wertschätzung der nostalgisch verklärten Erinnerung, verbunden mit einem gewissen Sammelenthusiasmus. Das demonstriert bereit sein historisches Vorbild, das Stammbuch nämlich: In ein solches Album trugen gute Freunde ihren Namen, das Familienwappen und ihren Wahlspruch ein – es demonstrierte also ihre adlige Abstammung ebenso wie ihre Gesinnung und wies bereits die auch für das Poesiealbum bezeichnende Mischung von Sprach- und Bildelementen auf, war jedoch noch wenig auf die persönliche Beziehung ausgerichtet. Im 18. Jahrhundert erlebte das Stammbuch dann seine eigentliche Blütezeit, und zwar vor allem im Studententum: In ihm versicherten sich nicht nur Kommilitonen gegenseitig ihrer bleibenden Verbundenheit; es diente auch zur Festigung sozialer Netzwerke, indem Eintragungen von Professoren oder anderer Autoritäten als Empfehlung beim Wechsel der Universität vorgezeigt werden konnten. Wichtig wurde nun die persönliche Widmung an den Stammbuchinhaber, mit Nennung des Widmenden, ggf. seines Standes und seiner Fakultät sowie Ort und Zeit. Zunehmender Wertschätzung erfreuten sich auch Widmungsgedichte, die von mehreren berühmten Autoren bis hinein ins 20. Jahrhundert überliefert sind. Idealerweise bauen sie einen persönlichen Bezug zum Adressaten auf, sei es nun ein angeschmachtetes Fräulein, ein politischer Gesinnungsgenosse oder ein unermüdlicher Mitzecher. Sie können aber auch mäßig albern sein, wie die Verse des jungen Goethe an seinen Sturm-und-Drang-Freund Jakob Michael Reinhold Lenz (mit dem er sich als Klassiker dann heillos überwerfen sollte): „Zur Erinnerung guter Stunden, / Aller Freuden, al-

ler Wunden, / Aller Sorgen, aller Schmerzen, / In zwei tollen Dichterherzen, / Noch im letzten Augenblick / Laß ich Lenzchen dies zurück“. Andere studentische Stammbücher glänzen vor allem durch obszöne Zeichnungen aus dem wilderen Teil des studentischen Lebens. Trotz dieser vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten hatte sich der Reiz des Stammbuchs jedoch gegen Ende des 18. Jahrhunderts offenbar erschöpft; so beklagt Moses Mendelssohn die oberflächliche Hascherei nach *Celebrities*: „Man kennt diese Klasse der Reisenden in Deutschland, die ihre Stammbücher von Ort zu Ort herumtragen, und was sie bei einem Manne von Verdienst sehen oder erfragen, in grösster Eil, und Geschwindigkeit hier und da wieder anbringen, oder gar zum öffentlichen Drucke befördern“. Und Heinrich Heine stellt gar einen Bezug zwischen dem allgemeinen Verfall des Freundschaftskults und dem langsamen Verschwinden der Stammbücher her: In einem Gedicht mit dem Titel *Kein Stammbuch* sinniert er: „Betrug und Freundschaft sind ja zumeist / im Erdenverkehre Geschwister, / Und was man jung ein Stammbuch heißt, / wird endlich Totenregister“. Das Risiko von Freundschaftsverlusten beklagen Poesiealbumverse dementsprechend bis heute: „Brich nie das Band der Freundschaft / unüberlegt entzwei, / denn findest du es wieder, / ein Knoten bleibt dabei“!

Im 19. Jahrhundert gewannen stattdessen die Poesiealben an Popularität. Sie waren nicht mehr ständisch gebunden, sondern wurden zum allgemeinen Objekt des Sammeleifers in einem sammelwütigen Zeitalter, zunehmend auch von Frauen. Die Betonung des „Poetischen“ sollte dabei wohl die Prosa des bürgerlichen Alltagslebens im beginnenden industriellen Zeitalter kompensieren; ironischerweise war eine Nebenwirkung aber die Verflachung des eigentlichen poetischen Gehalts. Diese äußerte sich auf allen Ebenen der Gestaltung: Wichtig war nicht mehr die charakteristische Handschrift, sondern der Eintrag diente eher als Schönschreibübung in zierlichem Sütterlin– noch für Hegel war die Handschrift als „einfache Äußerlichkeit“, genauso wie die Stimme, ein wichtiger „Ausdruck des Innern“ und eine Grundlage einer „festeren Existenz“; und Georg Simmel diagnostizierte wenig später mit dem Aufkommen der Schreibmaschine eine Tendenz hin zu „mechanischer Gleichförmigkeit“: „und dann entfällt der Verrat des Persönlichsten, den die Handschrift so oft begeht“. An die Stelle der Handzeichnung tritt das industriell produzierte, dem Massengeschmack ästhetisch angepasste Glanzbildchen. Schließlich verschwindet auch das persönliche Widmungsgedicht; die deutschen Klassiker werden nun geplündert auf der Suche nach allgemein zitierfähigen Sinnsprüchen. Noch für Herder waren solche Sentenzen, markant formulierte Lebensweisheiten in der Tradition der römischen Dichtung Senecas und Juvenals, wahrhafte Medien der Popularität: „*Denksprüche fürs Volk* klingen in Reimen prächtig! Wohlgereimte Sentenzen sind Machtsprüche; sie tragen im Reim das Siegel der ewigen Wahrheit“. Hat man jedoch zum tausendsten Mal, umrankt von schillernden Putten

und Blumenkränzen, das unsterbliche Goethe-Wort „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ gelesen, wird einem der Sinn wahrscheinlich eher nach satirischer Umformulierung stehen („Edel sei der Mensch, milchreich die Kuh!“) – oder doch nach volkstümlicheren Weisheiten wie: „Bis die Flüsse aufwärts fließen, bis die Hasen Jäger schießen, bis die Mäuse Katzen fressen, solange wird ich dich nicht vergessen!“

In den Zeiten von *Facebook* und dem Ersatz von realen Freunden durch virtuelle „Follower“ hat sich auch das Poesiealbum angepasst. Heutzutage heißt es „Freundebuch“ (immerhin noch eine korrekte Übersetzung des lateinischen Namens des altehrwürdigen Stammbuchs, *album amicorum*) und ist geschlechterspezifisch kodiert: Mädchen wählen gern das Pferdefreundebuch oder „Prinzessin Lillifee und ihre Freunde“, Buben bevorzugen das „Bundesliga-Freundebuch“. An ihm verdient die multimediale Unterhaltungsindustrie (das „SpongeBob-Freundebuch“, das „Shaun-das-Schaf-Freundebuch“); leicht zynisch angehaucht spiegelt es die moderne Patchwork-Identität („Mein Ex-Freunde-Buch“). Die Anforderungen an die persönliche Originalität oder die Gestaltungsfreude sind nur noch minimal; man klebt ein Foto ein (notfalls tut es auch ein Verweis auf die Profilseite in einem sozialen Netzwerk) und beantwortet vorformulierte Fragen in einfachen Stichworten. Neben Name, Alter, Schulklasse spielen dabei vor allem persönliche Vorlieben (Lieblingsfarbe, Lieblingsessen, Lieblingstier, Lieblingspopstar, Lieblingssportler, Lieblingsfilm, Lieblingscomputerspiel, verschwindend: Lieblingsbuch; oder ganz allgemein: „was ich am liebsten mag“) bzw. Abneigungen („was ich gar nicht mag“) eine Rolle. Der darin wiedergespiegelte Freundschaftswert ist ebenso wie der damit verbundene Erinnerungswert eher bescheiden (gesteigert wird jedoch der Unterhaltungswert durch kuriose Rechtschreibfehler), zumal die Antworten sich meist in einem relativ engen, sozusagen erinnerungspolitisch korrekten Spektrum bewegen, das von „Frieden auf Erden“ und „meine Familie“ bis zu „Spinat“ und „Hausaufgaben“ reicht. Damit ist zu guter Letzt ein Poesiealbum-Klassiker eingeholt, der die Verflüchtigung aller bleibenden Beziehungen in der modernen Welt mit der unüberbietbaren Klarheit und Knappheit der wahren Sentenz prophezeite: „Durch Zufall lernten wir uns kennen, durch Zufall werden wir uns trennen, durch Zufall werden wir uns wiedersehen!“



QUANTENSPRUNG, physikalisches Konzept, demzufolge Prozesse auf der Ebene von Molekülen anderen Gesetzen folgen als makroskopische Prozesse, die den Regeln der klassischen Physik gehorchen. Kleinste atomare und subatomare Systeme können demnach nur diskrete Zustände annehmen; „diskret“ (von lat. *discretus*: unterschieden, voneinander getrennt) bedeutet – im Gegen-

satz zu „kontinuierlich“ –, dass Phänomene nicht in kontinuierlicher Abstufung vorkommen, sondern nur in kleinen Päckchen, den „Quanten“ (von lat. *quantum*: wie viele?). Ändert ein solches System seinen Zustand, geschieht das nicht graduell, sondern in einem Sprung von dem einen in den anderen Quantenzustand. Ein Quantensprung ist also eine winzige, sprunghafte Zustandsänderung in einem sehr, sehr kleinen System, bei dem Energie frei oder absorbiert wird. Umgangssprachlich hat sich allerdings eine geradezu gegensätzliche Bedeutung eingebürgert: Häufig wird gerade dort von einem „Quantensprung“ gesprochen, wo es um große, unerwartete Veränderungen geht, von denen man sich etwas ganz Neues und besonders weitreichende Fortschritte (siehe auch *Innovation*) verspricht.

Mutmaßlich ist diese begriffliche „Unschärfe“ darauf zurückzuführen, dass die Entdeckungen der Quantenphysik tatsächlich einige unerhörte und zunächst äußerst umstrittene Neuerungen in der Physik brachten, gegen die sich selbst ihre Entdecker anfangs wehrten. Das logische und metaphysische Provocationspotential des Begriffes kann man sich am besten klarmachen, indem man eines der berühmtesten Gedankenexperimente der Quantenphysik nachvollzieht, nämlich „Schrödingers Katze“ (sanftbesaitete Katzenfreunde können das liebe Kätzchen auch durch eine Spinne oder eine Schlange, je nach persönlicher Phobiepräferenz, ersetzen). Man stelle sich einen geschlossenen Kasten vor, in dem das Tier eingesperrt ist, und zwar in Gesellschaft eines instabilen Atomkerns, der innerhalb einer bestimmten Zeitspanne mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zerfällt. Sobald dies geschieht, wird Giftgas freigesetzt und die Katze dadurch getötet. Der Atomkern zerfällt jedoch nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit innerhalb dieses Zeitraums – es gehört zu den Eigenheiten der Quantenphysik, dass sie nur „Aufenthaltswahrscheinlichkeiten“ für bestimmte Teilchen an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit angeben kann. Verstreicht dieser Zeitraum, ohne dass der Atomkern zerfällt, befindet er sich nun in einem Zustand der „Überlagerung“ zweier Zustände: Er ist gleichzeitig zerfallen und nicht-zerfallen – was auf der mikroskopischen Ebene der Quantenphysik keinen logischen Widerspruch und überhaupt kein Problem darstellt, jedoch bei der Übertragung auf die makroskopische Ebene eines wird: Die Katze wäre demnach nämlich zugleich tot und nicht-tot – ein quantenphysischer Zombie, sozusagen, was offensichtlich ein unhaltbarer Zustand ist. Öffnet man nun den Kasten, setzt man diesem Überlagerungszustand ein Ende: Das Atom „entscheidet“ sich sozusagen in diesem Moment für einen der beiden Zustände. Man kann aber nicht beides haben – ein genaues Wissen um den jeweiligen Zustand des Atoms/der Katze und seine Beobachtbarkeit (so jedenfalls die „Kopenhagener Deutung“ des Gedankenexperiments; es gibt auch andere, die aber wesentlich weniger anschaulich sind).

Die Erkenntnisse der Quantenphysik wurden erst durch die Entwicklung geeigneter Versuchs- und Messmethoden auf molekularer Ebene sowie erheblich fortgeschrittener mathematischer Kenntnisse möglich; das durch sie provozierte Nachdenken über die Kontinuität oder Diskontinuität der Welt ist allerdings deutlich älter. Die Vorstellung von einer „Kette der Wesen“, der *great chain of being*, in der graduelle Übergänge von der unbelebten zur belebten Natur, von den Tieren zu den Menschen, von den Menschen zu den Engeln angenommen wurden, prägte lange Zeit die Naturgeschichte und auch die Philosophie. So führt beispielsweise John Locke, immerhin einer der Hauptvertreter des philosophischen Empirismus, aus: „Ich halte es für wahrscheinlich, dass es mehr Arten verständiger Wesen über uns, als sinnlicher und körperlicher Dinge unter uns giebt, weil man in der sichtbaren körperlichen Welt keinen Sprung und keine Kluft antrifft. Das Absteigen nach unten vom Menschen ab geschieht nur in kleinen Stufen und in einer fortlaufenden Reihe der Dinge, von denen die nächsten sich wenig unterscheiden. Es giebt Fische mit Flügeln, die keine Fremdlinge in der Luft sind, und es giebt Vögel, die das Wasser bewohnen und deren Blut so kalt und deren Fleisch so dem der Fische gleich ist, dass selbst die gewissenhaftesten Christen sie an Fasttagen essen. Sie sind den Vögeln und Fischen so nahe, dass sie zwischen beiden stehen; ebenso verketteten die Amphibien die Land- und Wasserthiere; Seehunde leben auf dem Lande und im Meere, und Schildkröten haben das warme Blut und die Eingeweide vom Schwein, ohne der Seejungfern und Meermännchen zu gedenken, von denen man sich im Vertrauen erzählt. Manche Thiere scheinen so viel Wissen und Verstand zu haben, wie manche, die Menschen heissen, und das Pflanzen- und Thierreich sind so eng verknüpft, dass zwischen dem höchsten aus jenem und dem niedersten aus diesem kaum ein Unterschied bestehen wird“.

Das Zitat demonstriert neben einer gewissen Demut gegenüber den Mitbewohnern der Schöpfung und einigen naturgeschichtlichen Kuriositäten anschaulich die Konsequenz aus diesem programmatisch kontinuierlichen Naturbild: Es führte nämlich zur nachgerade detektivischen Suche nach fehlenden Zwischengliedern, den *missing links* – beispielsweise zwischen Menschen und Affen (siehe auch *Yeti*); hierher gehört auch der berühmte Urvogel *Archaeopteryx* als Bindeglied zwischen Dinosauriern und Vögeln. Die moderne Evolutionstheorie hat diese Kontinuitätsvorstellungen weitgehend bestätigt; obwohl Mutationen sich rein zufällig vollziehen, führen sie durch die Selektion innerhalb der jeweiligen Umwelt meist zu einer eher langsamen und kontinuierlichen Artenentwicklung. Gleichwohl gibt es auch in der Evolution so etwas wie Quantensprünge durch Mutationen, die gelegentlich sehr schnell ablaufende – wenn auch nicht wirklich sprunghafte – Veränderungen hervorbringen können, und nicht nur auf der mikroskopischen Ebene. Als heiße Kandidaten dafür gelten sowohl die Entstehung von Leben aus einer unbelebten Versammlung an-

organischer Moleküle oder auch die Entstehung von Bewusstsein (vgl. *Emergenz*). Vielleicht springt die Natur ja doch, wenn auch in kleinen Sätzen, wie beim Quantensprung?

Das Problem des „Sprunges“ taucht in der Philosophie allerdings eher dort auf, wo man um einen Übergang zwischen zwei logisch oder ideo-logisch völlig unvereinbaren Zuständen verlegen war – beispielsweise für das Verhältnis von Geist und Materie. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling führt in diesem Zusammenhang aus: „Geist und Materie. Denn immer noch drückt uns dieselbe Unbegreiflichkeit, wie zwischen Materie und Geist Zusammenhang möglich sei. Man kann sich das Abschneidende dieses Gegensatzes durch Täuschungen aller Art verbergen, kann zwischen Geist und Materie so viel Zwischenmaterien schieben, die immer feiner und feiner werden, aber irgend einmal muß doch ein Punkt kommen, wo Geist und Materie Eins oder wo der große Sprung, den wir so lange vermeiden wollten, unvermeidlich wird, und darin sind alle Theorien sich gleich“. Beinahe sieht man hier schon, wie sich der Weg zur Quantenphysik abzeichnet (was allerdings gar nicht in Schellings Intention lag): Indem man die „grobe“ Materie immer feiner und feiner macht, schreibt man ihr heimlich schon ein Geistesattribut – die „Feinheit“ – zu; es fehlen sozusagen nur noch die geeigneten Messinstrumente zu ihrer Erfassung (bis heute hat sich da wenig geändert; wenn wir einen Geigerzähler für Bewusstseinsphänomene auf synaptischer Ebene im Gehirn hätten, wäre vieles einfacher).

Georg Wilhelm Friedrich Hegel wird das gleiche Problem auf abstrakt-logischer Ebene behandeln; und er spricht sogar in diesem Zusammenhang schon von „Quanten“. Ihm geht es um das Verhältnis zwischen Quantitäten – also Mengenverhältnissen, die sich immer kontinuierlich und allmählich verändern – und Qualitäten – die plötzlich auftreten und sich nicht quantifizieren lassen (vgl. *Qualia*). Im Blick auf die verschiedenen Aggregatzustände von Wasser (vgl. *Emergenz*) stellt Hegel fest: „Ohne durch Zwischenstufen durchgegangen zu sein, tritt eine spezifische Verbindung auf, die auf einem Maßverhältnisse beruht und eigene Qualitäten hat“; Eis ist etwas qualitativ anderes als flüssiges Wasser, ebenso wie Wasserdampf. Aus diesem unschuldigen Beispiel zieht Hegel dann, in einem ziemlichen Sprung, weitreichende Folgerungen: „Alle *Geburt* und *Tod* sind, statt eine fortgesetzte Allmählichkeit zu sein, vielmehr ein Abbrechen derselben und der Sprung aus quantitativer Veränderung in qualitative. *Es gibt keinen Sprung in der Natur*, wird gesagt; und die gewöhnliche Vorstellung, wenn sie ein *Entstehen* oder *Vergehen* begreifen soll, meint, wie erinnert, es damit begriffen zu haben, daß sie es als ein *allmähliches* Hervorgehen oder Verschwinden vorstellt. Es hat sich aber gezeigt, daß die Veränderungen des Seins überhaupt nicht nur das Übergehen einer Größe in eine andere Größe, sondern Übergang vom Qualitativen in das Quantitative und umgekehrt sind, ein Anderswerden, das ein Abbrechen des Allmählichen und ein qualita-

tiv Anderes gegen das vorhergehende Dasein ist“. Das Schicksal von Schrödingers Katze ist insofern wirklich ein philosophischer Quantensprung: Der Tod ist die ultimative qualitative Veränderung, die jedem quantitativen Mehr oder Weniger von Leben ein entschiedenes Ende setzt. Und ebenso, noch einmal Hegel, ist das Denken selbst der Sprung in die Philosophie schlechthin: „Das Erheben des Denkens über das Sinnliche, das *Hinausgehen* desselben über das Endliche zum Unendlichen, der *Sprung*, der mit Abbrechung der Reihen des Sinnlichen ins Übersinnliche gemacht werde, alles dieses ist das Denken selbst, dies Übergehen ist *nur Denken*. Wenn solcher Übergang nicht gemacht werden soll, so heißt dies, es soll nicht gedacht werden“. Ich denke, also bin ich gesprungen, ist insofern die Maxime des (idealistischen) Philosophen!

Hegels logischer Sprung ins Absolute der Philosophie und des Denkens findet wenig später ein Äquivalent in der Ethik: Sören Kierkegaard prägt den „Sprung in den Glauben“, im englischen Sprachraum inzwischen beinahe bekannter als „leap of faith“. Um das Christentum mitsamt seinen unendlichen logischen Paradoxien persönlich anzunehmen, ist nach Kierkegaard ein unbedingter Sprung unumgänglich; vom Zustand des Nicht-Glaubens in den des Glaubens gibt es keinen allmählichen Weg, sondern der Abgrund zwischen diesen beiden qualitativ unvereinbaren Zuständen kann nur durch einen emotionalen Anlauf und einen intellektuellen *salto mortale* überwunden werden. Wer glauben will, so Kierkegaard, muss springen!

Philosophische „Sprünge“ teilen mit den alltagssprachlichen „Quantensprüngen“ die Eigenschaft, dass sie sich meist in der Größenordnung des Makrokosmos abspielen, besonders große Gräben überbrücken müssen und besonders weitreichende Konsequenzen haben: Sein oder Nichtsein, Glauben oder Unglauben, Geist oder Materie? Mit den physikalischen Quantensprüngen wiederum kommen sie darin überein, dass es keinerlei kontinuierlichen Übergänge zwischen zwei komplementären, qualitativ entgegengesetzten Zuständen gibt: Man kann weder ein bisschen tot noch ein bisschen schwanger noch ein bisschen christlich sein. Oder kann man doch? Gibt es nicht vielleicht doch auch menschliche Erfahrungen von Überlagerungen, von Unentschiedenheit, die erst dadurch entschieden wird, dass ein Beobachter hinschaut und dadurch die unwiderrufliche Entscheidung auslöst? In Goethes *Erlkönig* heißt es:

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Die Situation erinnert, wenn auch sehr von fern, an Schrödingers Katze: Der Alltag ist ausgeblendet, Vater und Kind bilden eine Einheit, umgeben von Dunkelheit und Sturm. In dieser Situation spielt sich ein Gespräch zwischen

Vater und Sohn ab, bei dem der Sohn im dunklen Wald Gespenster (zerfallende oder nicht-zerfallende Atome) sieht und phantasiert:

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?“
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif?“
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“

Das Gespräch setzt sich noch ein wenig fort, der Erlkönig verspricht dem Knaben seine schönen Töchter und rückt ihm auch persönlich immer näher auf den Leib (er spricht dabei mit geflügelten Worten, siehe auch *O-Ton*):

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan!“

An dieser Stelle lebt der Knabe zwar noch, gerät aber immer stärker in einen Überlagerungszustand zwischen Leben und Tod; so lange das Gespräch dauert, ist nicht genau zu klären, ob er noch lebendig ist oder schon den Toten anheimfällt. Dass er wirklich tot ist, entscheidet sich erst, als der Vater anhält, also den Kasten öffnet und die Beobachterposition einnimmt:

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

Es wäre mit ein wenig Phantasie leicht vorstellbar, dass beide ewig „durch Nacht und Wind“ weitergeritten wären und die Überlagerung niemals geendet hätte; es wäre ebenso vorstellbar, dass der Vater an beliebiger Stelle anhält – den Kasten öffnet – und das Kind dann entweder lebt oder stirbt. Das Beispiel mag noch ein wenig gruseliger sein als Schrödingers Katze (oder Spinne oder Schlange), es mag auch den sehr viel komplizierteren und vor allem unanschaulicheren Gesetzen der Quantenphysik nicht ganz gerecht werden; so warnte ja schon Schrödinger im Blick auf sein eigenes „ganz burleskes“ Gedankenexperiment: „Das Typische an solchen Fällen ist, daß eine ursprünglich auf den Atombereich beschränkte Unbestimmtheit sich in grobsinnliche Unbestimmtheit umsetzt, die sich dann durch direkte Beobachtung entscheiden läßt. Das hindert uns, in so naiver Weise ein „verwaschenes Modell“ als Abbild der Wirklichkeit gelten zu lassen“. Dass es jedoch dann und wann willkürliche Sprünge und nicht minutiös nachvollziehbare, allmählich sich vollziehende, kausal bis ins kleinste Detail begründbare Entwicklungen sind, die auch das menschliche Leben insgesamt prägen können, ist eine Erkenntnis, die in jedem Bungee-Springer ebenso steckt wie im Philosophen-Artisten Nietzsche: „Das

sind jene wahrhaften *Menschen, jene Nicht-mehr-Tiere, die Philosophen, Künstler und Heiligen*; bei ihrem Erscheinen und durch ihr Erscheinen macht die Natur, die nie springt, ihren einzigen Sprung, und zwar einen Freudensprung, denn sie fühlt sich zum ersten Male am Ziele, dort nämlich, wo sie begreift, daß sie verlernen müsse, Ziele zu haben, und daß sie das Spiel des Lebens und Werdens zu hoch gespielt habe“.



REALITY TV (von lat. *res*: Ding), Realitätsfernsehen, Sendungsformate im Fernsehen, in denen Ereignisse aus der alltäglichen, gesellschaftlichen Realität primär zu Unterhaltungszwecken wiedergegeben werden; im Gegensatz zu dokumentarischen Formaten, die allgemeine Sachverhalte aus der Wirklichkeit (v.a. Natur und Wissenschaft) primär zu Bildungszwecken darstellen. Das Phänomen ist nicht mehr ganz neu und multinational. Der Begriff entstand bereits in den 40er Jahren in den USA, wo sozusagen der Dinosaurier aller Reality-Formate, die Sendung *Candid Camera* (im deutschen Fernsehen bis heute bekannt und beliebt als *Versteckte Kamera*), ausgestrahlt wurde; bereits in den 50er Jahren folgten die ersten Casting- und Talentshows (*Miss America*). Ab Ende der 80er Jahre präsentierten Serien den Alltag in verschiedenen Berufsfeldern (*COPS*). Der Urvater von *Big Brother* entstand 1991 in den Niederlanden (*Nummer 28*). Ende der 90er Jahre kamen die ersten Reality-Game-shows auf (diesmal in Schweden: *Expedition Robinson*, 1997). Extreme Ausprägungen erreichte das *Reality TV* im neuen Jahrtausend beispielsweise mit der Live-Übertragung von Schönheitsoperationen. Die fortschreitende Unterbietung aller Scham-, Ekel- und Peinlichkeitsschwellen, angeheizt vom Quotenkrieg des privaten Fernsehens, wird voraussichtlich auch in absehbarer Zeit noch nicht gebremst werden können.

Systematiker des *Reality TV* unterscheiden säuberlich einzelne Untergattungen. Sie fallen in die drei großen Oberkategorien *Reality-Soap*, *Docutainment* und *Reality-Spielshows*, wobei die genaue Abtrennung der einzelnen Spezies im Wildwuchs der Unterhaltungsbranche teilweise ebenso wenig möglich ist wie in der Botanik. In *Reality-* oder auch *Doku-Soaps* steht das alltägliche Leben im Mittelpunkt, vorzugsweise im Familienkreis, in der Krise und/oder auf Lebenshöhe- und tiefpunkten. Hier werden öffentlich Erziehungsdefizite aufgearbeitet (*Die Super-Nanny*, *Das Erziehungscamp*, *Schluss mit Hotel Mama*) oder persönliche Veränderungsprozesse dokumentiert (*Die Hammer-Soap – Heimwerker im Glück*; *Ab ins Beet! – Die Garten Soap*; *Goodbye Deutschland! Die Auswanderer*; *Die Rückwanderer*). Es gibt Lebensberatung in jeder Form, Eheberatung, Schuldenberatung, Ernährungsberatung, Schönheitsberatung, Berufsberatung (wahrscheinlich demnächst auch Beratungsberatung). Im *Docutainment* stehen einzelne Be-

rufswelten im Vordergrund, vorzugsweise natürlich spektakuläre und bildträchtige – Polizisten (*Polizeistation Berlin Mitte*), Krankenhäuser (*Babystation*), Zoos (*Elefant, Tiger & Co.*) –, aber auch etwas trashige wie *Die Autohändler – Feilschen. Kaufen. Probe fahren, Der Putztrupp, Die Skilehrer* (beliebt in Österreich). Unter diese Kategorie fallen ebenso Kochshows (*Die Küchenschlacht; Die kulinarischen Abenteuer der Sarah Wiener*) wie die diversen Berufs-TÜVs (*Rach, der Restauranttester; Der Hotelinspektor; Die Schulumittler*).

Reality-Spielshows hingegen leben davon, dass etwas vor dem voyeuristischen Auge des Zuschauers passiert: Sie bringen Menschen in Extremsituationen – z. B. durch Isolation (*Big Brother* in allen Varianten), durch Konfrontation mit Grenzerfahrungen wie Ekel und körperlicher Belastung (*Dschungel-Camp; Ich bin ein Star, holt mich hier raus!*), durch den Appell an die Schadenfreude (*Versteckte Kamera*); die öffentlich-rechtlich entschärfte Variante ist die sogenannte *Living History*, in der Freiwillige sich in historischen Experimentalsituationen versuchen dürfen (*Schwarzwaldhaus 1902; Steinzeit – Das Experiment*). Zu den *Reality*-Spielshows gehören auch die momentan besonders beliebten *Casting-Shows* (*DSDS – Deutschland sucht den Superstar; Popstars*). Ähnlich funktionierten auch die Nachmittags-Talkshows vor allem der 90er Jahre, in denen persönlichste Probleme vor einem Studiopublikum öffentlich ausgetragen wurden – und je mehr Tränen dabei flossen und je vergifteter die Atmosphäre war, umso besser amüsierte sich der Zuschauer (*Vera am Mittag*; siehe auch *Zickenkrieg*).

Trotz dieser schillernden Vielfalt der Erscheinungsformen teilen die Formate des *Reality TV* doch einige wesentliche Merkmale. Deren wichtigstes ist das Authentizitäts-Postulat (siehe auch *O-Ton*): Der Zuschauer muss glauben, dass ihm tatsächlich die Realität und nichts als die Realität gezeigt wird – auch wenn im Einzelnen durchaus nachweisbar ist, dass die vermeintlich spontanen Szenen einer strikten Gefühlsregie folgen, das vermeintlich freie Studio-Publikum einstudierte Reaktionen auf Befehl wie in der Hundeschule von sich gibt, die Laien-Darsteller entweder instruiert oder gar keine Laien sind, die Szenen und Kulissen gestellt und das Material redaktionell bearbeitet wurde. Zum zweiten muss diese Realität dem Alltag entstammen. Die Akteure müssen Menschen wie Du und Ich sein, es darf kein allzu großer Abstand zum Publikum entstehen – sonst wäre die Identifikationsbasis gefährdet, die erst die starken emotionalen Reaktionen ermöglicht, von denen *Reality TV* lebt: Es geht nicht um Information, es geht nicht um Belehrung, es geht nicht um Reflexion, es geht nicht um Kritik – es geht ums Herz, aufs Herz, durch das Herz, der Kopf darf abgestellt werden, es reagieren der Bauch, die Triebe und Instinkte, das eben, was uns allen (oder wenigstens hinreichend vielen) gemeinsam ist. Nur so kann man nämlich Quote machen – das Alles-oder-Nichts-Prinzip des Privatfernsehens, seine *ultima ratio*, seine einzige Göttin. Zudem hat *Reality TV* noch den

Vorzug, dass es billig ist: Arbeitet es doch gezielt „unprofessionell“ und benötigt weder teure Kulissen noch anspruchsvolle Superstars; es genügen die Helden des Alltags, die alles für einen kurzen Moment des Ruhms, ein Lächeln von Heidi Klum und ein Schulterklopfen von Dieter Bohlen geben, und sei es die Selbstachtung oder die Menschenwürde.

Das eigentliche Rätsel ist jedoch, warum *Reality TV* überhaupt so gut funktioniert, wie es das tut. Offensichtlich hat das mit dem spezifischen Verständnis von „Realität“ zu tun – ein philosophisch bedeutungsschwerer Begriff, dessen Geschichte in der Philosophie zumindest wechselhaft zu nennen ist. Denn ob es so etwas wie „Realität“ – Wirklichkeit – überhaupt gibt, und wenn ja, ob es vom Menschen zu finden und zu erkennen ist, hat die gegensätzlichsten Auffassungen hervorgerufen. Berühmt und für lange Zeit prägend für die Philosophie war der mittelalterliche „Universalienstreit“, die Frage danach, ob Allgemeinbegriffen oder konkreten Einzeldingen Realitätscharakter zukommt – wobei, entgegen der gemeinen Intuition, für die mittelalterlichen Philosophen außer Frage stand, dass die Universalien das einzige im Vollsinn reale waren (wie wäre Gott auch sonst zu denken?) Einen möglichen anderen Extremstandpunkt nimmt der subjektive Idealismus seit George Berkeley ein: Real ist demnach nur, was von einem Menschen als solches wahrgenommen werden kann: „So unmöglich es mir ist, ein Ding ohne eine wirkliche Wahrnehmung desselben zu sehen oder zu fühlen, eben so unmöglich ist es mir hiernach, irgend ein sinnlich wahrnehmbares Ding oder Object gesondert von der sinnlichen Wahrnehmung oder Perception desselben zu denken“. Immanuel Kant schließlich fasst die Diskussion zusammen: „Schon von den ältesten Zeiten der Philosophie her haben sich die Forscher der reinen Vernunft, außer den Sinnenwesen oder Erscheinungen (phaenomena), die die Sinnenwelt ausmachen, noch besondere Verstandeswesen (noumena), welche eine Verstandeswelt ausmachen sollten, gedacht, und, da sie (welches einem noch unausgebildeten Zeitalter wohl zu verzeihen war) Erscheinung und Schein vor einerlei hielten, den Verstandeswesen allein Wirklichkeit zugestanden. In der Tat, wenn wir die Gegenstände der Sinne, wie billig, als bloße Erscheinungen ansehen, so gestehen wir hiedurch doch zugleich, daß ihnen ein Ding an sich selbst zum Grunde liege, ob wir dasselbe gleich nicht, wie es an sich beschaffen sei, sondern nur seine Erscheinung, d.i. die Art, wie unsre Sinnen von diesem unbekanntem Etwas affiziert werden, kennen. Der Verstand also, eben dadurch, daß er Erscheinungen annimmt, gesteht auch das Dasein von Dingen an sich selbst zu“. In der verkürzten Variante fürs Privatfernsehen: Es gibt zwar eine von uns unabhängige Realität, aber wir werden sie nie erkennen können, weil unsere Sinne dafür nicht eingerichtet sind – und es ist sowieso fraglich, was wir davon hätten. Wir könnten es auf jeden Fall nicht in einem *Reality-TV*-Format (*Deutschland sucht das „Ding an sich“*) abbilden; ebenso wenig wie die scholastischen Universalien (*Allein unter*

Begriffen; Ich bin ein Philosoph, holt mich hier raus! Das Super-Absolute; Idealität – das Experiment). Allein der Berkeley'sche Ansatz hat eine gewisse Massenmedientauglichkeit, vor allem wenn man ihn wieder etwas simplifiziert: Denn dass Sein Wahrgenommenwerden ist, ist zweifellos die Maxime jedes Selbstdarstellungskünstlers im *Reality TV*.

Warum jedoch sollte man diesen Exzessen der Selbst- und Realitätsdarstellung zuschauen, und was ist daran eigentlich unterhaltend? Jahrhundertlang gehörte es zu den Grundfesten der Kunstauffassung, dass die Realität zwar nachgeahmt werden sollte, aber eben auf kunstvolle Art und Weise und zu einem höheren Zweck; nur die wenigsten Kunsttheorien setzten auf einen sozusagen nackten Realismus, noch dazu des Alltäglichen. Gleichwohl ist ein ästhetisches Prinzip von Anfang an als entscheidend wahrgenommen worden, das auch das *Reality TV* in gewisser Weise prägt: das der Nachahmung (griech. *mimesis*) nämlich. Schon für Aristoteles lag hier die anthropologisch-biologische Quelle des Vergnügens sowohl am Hervorbringen als auch am Rezipieren von Kunst, wie er in seiner *Poetik* erläutert: „Denn sowohl das Nachahmen selbst ist den Menschen angeboren – es zeigt sich von Kindheit an, und der Mensch unterscheidet sich dadurch von den übrigen Lebewesen, daß er in besonderem Maße zur Nachahmung befähigt ist und seine ersten Kenntnisse durch Nachahmung erwirbt – als auch die Freude, die jedermann an Nachahmungen hat“. Gleich darauf erweist sich Aristoteles auch als Prophet des neueren Unterhaltungsfernsehens: „Als Beweis hierfür kann eine Erfahrungstatsache dienen. Denn von Dingen, die wir in der Wirklichkeit nur äußerst ungerne erblicken, sehen wir mit Freude möglichst getreue Abbildungen, z. B. Darstellungen von äußerst unansehnlichen Tieren und von Leichen“. Allerdings zielte Aristoteles wohl doch nicht auf das *Dschungel Camp* oder *Aktenzeichen XYZ* ab; vielmehr meinte er, dass das primäre Interesse bei solchen Darstellungen das Lernen, und damit ein philosophischer Urtrieb sei (was wir mit Sicherheit beim *Reality TV* ausschließen können, selbst für *Die Superlehrer*). Hilfreich ist auch seine Unterscheidung zwischen verschiedenen Kunstgenres, die von verschiedenen Charakteren produziert würden und auf verschiedene Charaktere zielen. Sein Muster ist recht einfach: Nachgeahmt werden immer Menschen; Menschen sind entweder gut oder schlecht: „die Edleren ahmten gute Handlungen und die von Guten nach, die Gewöhnlicheren jedoch die von Schlechten, wobei sie zuerst Rügelieder dichteten [*Die Aufpasser; Die Schulumittler; Achtung Kontrolle!*], die anderen hingegen Hymnen und Preislieder [*Die Super-Nanny; Die Superfrauen, Die Super-Mamas; Die Super-Lehrer*]“.

Das Kunstwerk solle jedoch nicht – und jetzt wird es etwas komplizierter – einfach abbilden, „was wirklich geschehen ist, sondern vielmehr, was geschehen könnte, d. h. das nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit und Notwendigkeit Mögliche“; nur so könne Dichtung zu etwas „Philosophischerem“ und

„Ernsthafterem“ als Geschichtsschreibung werden. Deshalb sei es auch wichtig, dass das „Schauerhafte“ und „Jammervolle“ – diejenigen Affekte, auf die die griechische Tragödie nach Aristoteles im Wesentlichen zielt – in der Handlung selbst liege und nicht etwa nur ein Inszenierungseffekt sei: „Diese Wirkungen durch die Inszenierung herbeizuführen, liegt eher außerhalb der Kunst und ist eine Frage des Aufwandes“. Das hört sich zwar an wie *Reality TV*, aber nur, wenn es denn wirklich welches wäre: Gezeigt wird hier aber mit Vorliebe das im Alltag Unwahrscheinliche und Zufällige, und zwar sorgfältig so inszeniert, dass es wie Authentizität aussieht. Eine Reality-Show mit dem Titel *Notwendiges und Mögliches XXL* hätte wahrscheinlich sehr geringe Chancen auf Quote; *Ödipus 440 – Ich heirate meine Mutter!* (Aristoteles Lieblingsbeispiel für einen guten Tragödien-Plot) hingegen wäre wohl tragfähig, wenn man auf die realistische Darstellung des Vatemords verzichten würde.

Das aristotelische Nachahmungsprinzip könnte also mit gewissen Variationen ein Baustein zum Publikumserfolg des *Reality TV* sein. Dass Publikum und Theater (als öffentliche Inszenierung und Vorform des *Reality TV*) prinzipiell in einem engen Zusammenhang stehen, war Theaterautoren und Ästhetikern schon lange bekannt. Ein nach dem Muster der griechischen Tragödie und ihrer Zuschauer entworfenes Idealbild des Publikums zeichnet Johann Gottfried Herder unter dem Titel *Haben wir noch das Publikum der Alten?*: „Bei jeder Gattung des Publikums aber denkt man sich ein *verständiges, moralisches Wesen*, das an unsern Gedanken, an unserm Vortrage, an unsern Handlungen teilnimmt, ihren Wert und Unwert zu schätzen vermag, das billiget oder mißbilliget, das wir also auch zu unterrichten, eines Bessern zu belehren, in Ansehung seines Geschmacks zu bilden und fortzubilden uns unterfangen dürfen. Wir muntern es auf, wir warnen; es ist uns Freund und Kind, aber auch Lehrer, Zurechtweiser, Zeuge, Kläger und Richter. Belohnung hoffen wir von ihm nicht anders als durch Beifall, in Empfindungen, Worten und Taten“. Und Einschaltquoten, würde der Programmdirektor ergänzen; wohingegen man bei dem „verständigen, moralischen Wesen“ sowie der Geschmacksbildung und Unterrichtung durchaus Abstriche hinnehmen könnte – dafür sind bekanntlich die öffentlich-rechtlichen Fernsehsender zuständig, die deshalb auch Rundfunkgebühren kassieren dürfen und nicht auf Einnahmen aus der ungeliebten Werbung zurückgreifen müssen.

Die Zweiteilung in einen E-(für ernsthaft) und U-(für Unterhaltung)-Bereich der Kunst, die sich hier abzuzeichnen beginnt, entsteht bereits Ende des 18. Jahrhunderts – seitdem Kunst nämlich durch die zunehmende Alphabetisierung von einer Eliteveranstaltung für die wenigen Gebildeten zu einer Massenveranstaltung fürs Volk wird. Bereits Friedrich Schlegel sieht nur wenige Jahrzehnte nach Herder einen tiefen Graben zwischen beiden Publikumsgruppen (hier im Blick auf die Dichtkunst): „Ferner der *schneidende Kontrast der höhern*

und niedern Kunst. Ganz dicht nebeneinander existieren besonders jetzt zwei verschiedene Poesien nebeneinander, deren jede ihr eignes Publikum hat, und unbekümmert um die andre ihren Gang für sich geht. Sie nehmen nicht die geringste Notiz voneinander, außer, wenn sie zufällig aufeinandertreffen, durch gegenseitige Verachtung und Spott; oft nicht ohne heimlichen Neid über die Popularität der einen oder die Vornehmigkeit der andern“. Der *arte*-Konsument rümpft die Nase, wenn er auf der Fernbedienung versehentlich auf DSDS rutscht – aber ebenso der SAT1- und RTL-Hörige, wenn er sich vom *Dschungel-Camp* in einen *arte*-Themenabend verirrt. Und während nach Schlegel das eine „höhere Kunst“ und „Poesie“ ist, ist das andere „gröbere Kost“, gekennzeichnet durch „das totale Übergewicht des Charakteristischen, Individuellen und Interessanten in der ganzen Masse der modernen Poesie, vorzüglich aber in den spätern Zeitaltern. Endlich das rastlose unersättliche Streben nach dem Neuen, Piquanten und Frappanten, bei dem dennoch die Sehnsucht unbefriedigt bleibt“. Neu, pikant, frappant – das könnte geradezu der Slogan eines Privatsenders sein, wären es nicht zu viele Fremdworte in einem Satz. Besonders einleuchtend an dieser frühen Medienanalyse ist auch die Erkenntnis, dass diese Art von Unterhaltungsbedürfnis nie befriedigt werden kann, da sie immer noch mehr will – mehr Sensationen, mehr Peinlichkeiten, mehr Übertreibungen, mehr Erniedrigungen, mehr mehr mehr von allem und jedem (siehe auch *XXL, Innovation*).

Schlegel empfiehlt angesichts der Misere genau wie vor ihm Herder und nach ihm Nietzsche die Rückkehr zur griechischen Tragödie: Nur dort war noch – zumindestens im verklärenden Rückblick – eine Einheit von Theater und Leben, Kunstschaffenden und Publikum gegeben; dort wurden zwar auch wilde Leidenschaften aufgewühlt, aber zum Zwecke ihrer „Reinigung“ – mit dem Begriff „Katharsis“ aus der antiken Medizin beschrieb Aristoteles die Tragödie als eine Art Triebabfuhrunternehmen, aus dem man physisch und moralisch entschlackt hervorkam wie aus einem orientalischen Hamam. Andererseits gab es aber auch antike Philosophen, für die die Realität höchstens ein Schauspiel von zweifelhaftem Wert war, das jedoch mit der höheren Wirklichkeit nichts zu tun hat. So lässt sich eine der ältesten und bekanntesten philosophischen Parabeln bereits als Gleichnis einer Mediengesellschaft lesen. In Platons *Höhlengleichnis* aus der *Politeia* wird folgende Situation geschildert: „Stelle dir nämlich Menschen vor in einer höhlenartigen Wohnung unter der Erde, die einen nach dem Lichte zu geöffneten und längs der ganzen Höhle hingehenden Eingang habe, Menschen, die von Jugend auf an Schenkeln und Hälsen in Fesseln eingeschmiedet sind, so daß sie dort unbeweglich sitzenbleiben und nur vorwärts schauen, aber links und rechts die Köpfe wegen der Fesselung nicht umzudrehen vermögen; das Licht für sie scheine von oben und von der Ferne von einem Feuer hinter ihnen; zwischen dem Feuer und den Gefesselten sei oben ein Querweg; längs diesem denke dir eine kleine Mauer erbaut, wie sie die

Gaukler vor dem Publikum haben, über die sie ihre Wunder zeigen“. Über diesen Querweg tragen nun Leute Geräte vorbei, Menschenstatuen, Bilder aus Holz – eben all das, was die „Realität“ so an realen Gegenständen zu bieten hat. Die Gefangenen in der Höhle jedoch sehen von all dem nur die Schatten, da ihr Blick ja auf die Projektion auf der Höhlenwand fixiert ist; sie halten die Schatten, die sie dort sehen, zwingend für „Realität“. Interessant würde es nun, so Platon, wenn man einen dieser Schattenseher freigebe: „Wenn einer entfesselt und genötigt würde, plötzlich aufzustehen, den Hals umzudrehen, herumzugehen, in das Licht zu sehen, und wenn er bei allen diesen Handlungen Schmerzen empfindet und wegen des Glanzgeflimmers vor seinen Augen nicht jene Dinge anschauen könnte, deren Schatten er vorhin zu sehen pflegte: was würde er wohl dazu sagen, wenn ihm jemand erklärte, daß er vorhin nur ein unwirkliches Schattenspiel gesehen, daß er jetzt aber dem wahren Sein schon näher sei und sich zu schon wirklicheren Gegenständen gewandt habe und daher nunmehr auch schon richtiger sehe?“ Der Höhlenmensch kann die Wirklichkeit gar nicht mehr sehen; er ist verblendet für immer und zieht die Rückkehr in seine Schattenwelt der zutiefst verunsichernden, ja schmerzhaften Realitätserfahrung vor. Zwar lässt Platon ihm einige Hoffnung: Durch langsame Gewöhnung könne er schließlich auch dahin kommen, den Glanz der wahren Welt zu ertragen (die bei Platon natürlich die der Ideen ist). Was wäre jedoch, wenn die Wahrnehmungsorgane bereits verkümmert wären? Die Augen für immer geschädigt, der Geist für immer geblendet, die Füße unfähig zur Bewegung, die Finger nur noch zum Zappen auf der Fernbedienung zu gebrauchen, die Verdauung auf Chips und Bier konditioniert? Und wozu braucht man schließlich eine bedrohliche „echte“ Realität, wenn die Schatten doch so real wirken, wenn man auch mit ihnen – wenn auch nur vertretungsweise (vgl. *Spiegelneuronen*) leben, lieben und hassen kann? Dass die Wirklichkeit selbst die beste Show sein könnte und das Leben selbst gelebt werden will, bleibt demgegenüber eine unbewiesene philosophische Hypothese.



SHOPPING, von *to shop* aus dem Englischen: kaufen, einkaufen. Das Besondere am *shopping* ist, dass bei ihm im Gegensatz zum gemeinen Kaufen nicht das Ergebnis der Kaufhandlung im Vordergrund steht, sondern der lustvolle Akt des Einkaufens selbst. *Shopping* gilt inzwischen als Hobby (obwohl Personalberater davon abraten, es als solches in einem Bewerbungsschreiben aufzulisten), dem einer aktuellen Statistik zufolge knapp 19 Millionen Deutsche häufig, 46 Millionen gelegentlich und nur etwas mehr als fünf Prozent nie nachgehen. Eine Statistik darüber, wie häufig die Deutschen philosophieren, würde wohl bestenfalls das genau spiegelverkehrte Ergebnis produzieren; was vielleicht er-

klärt, warum ein so weit verbreitetes Phänomen philosophisch bisher eher unterbelichtet geblieben ist. Erst neuere konsumkritische Bewegungen wie die Frankfurter Schule (Tenor: "Massenkonsum erzeugt falsche Bedürfnisse und hält die Massen von der eigentlich bitter nötigen Revolution der Verhältnisse ab") oder konsumapologetische wie der Konsumismus von Norbert Bolz (Tenor: "Massenkonsum ist das Immunsystem der friedlichen Weltgesellschaft gegen jegliche Form von Totalitarismus") nähern sich dem Phänomen etwas umfassender.

Aus der leider nur marginal dokumentierten Geschichte des Shoppings könnte man immerhin eine Typologie des Shoppens entwickeln, die eine Art wörtlich genommene "Vermögens"-Lehre des Menschen wäre: Sage mir, wie ich kaufe, und ich sage dir, was du bist! Der Archetyp ist der *Einkäufer*: Er kauft, was er braucht, sei es auf der griechischen *agora*, dem römischen *forum*, einem mittelalterlichen Marktplatz oder in einem modernen Supermarkt. Falls er schreiben kann, hat er eine ordentliche Einkaufsliste dabei, und er orientiert sich bei der Auswahl an seinen Bedürfnissen und seinen finanziellen Möglichkeiten. Ihm noch recht nahe ist der *Schnäppchenjäger*: Er ist der Jäger und Sammler unter den Einkäufern. Der Schnäppchenjäger sucht nach dem günstigsten Angebot, sei es im Basar oder im Hyperstore oder im Fachgeschäft, wo er hartnäckig verhandelt; und er kauft nicht in erster Linie, weil er etwas braucht, sondern weil es billig ist und die Beute – das Schnäppchen – sein Jagd- und Verhandlungsgeschick beweist. Wahrscheinlich ist auch dieser Typus eine anthropologische Konstante, und es gab schon in der Steinzeit Schnäppchenjäger, die ihren mageren Hasen gegen eine besonders große Portion Getreide verschachert haben.

Dem Schnäppchenjäger verwandt ist der *Statuskäufer*: Er kauft um aller Welt zu zeigen, wie erfolgreich und wichtig er ist. Heutzutage findet man ihn gern beim Autohändler oder im Elektrofachmarkt, wo er Kataloge wälzt, Testergebnisse konsultiert und Preise vergleicht, um schließlich ein noch schnelleres Auto, ein noch höher auflösendes Fernsehgerät, das allerneueste Smartphone – oder in der genauso verbreiteten weiblichen Variante: ein noch angesagteres Markenkleid, eine noch teurere Handtasche, noch verwegene Markenschuhe – vorzeigen zu können: Seht, so viel Geld habe ich, ich kann mir auch ein Zweitauto und ein Dritthandy und eine Viertfrau leisten, also muss ich doch wohl wichtig, mächtig, einflussreich sein! Auch hier liegt der Verdacht nahe, dass dieses Sozialverhalten tief in der Natur des Menschen liegt und nur mit der Entwicklung der Geldwirtschaft die spezifische Form des Statuskaufs angenommen hat. Den diesem zugrunde liegenden Kompensationsmechanismus hat bereits Karl Marx genau analysiert: "aber das Geld ist der *wirkliche Geist* aller Dinge, wie sollte sein Besitzer geistlos sein? Zudem kann er sich die geistreichen Leute kaufen, und wer die Macht über die Geistreichen hat, ist der nicht

geistreicher als der Geistreiche? Ich, der durch das Geld *alles*, wonach ein menschliches Herz sich sehnt, vermag, besitze ich nicht alle menschlichen Vermögen? Verwandelt also mein Geld nicht alle meine Unvermögen in ihr Gegenteil?" Marx hat aber ebenso darauf hingewiesen, was der Preis dieser allzu billigen Denkhaltung ist: Wenn man mit Geld alles kaufen kann, wird auch alles käuflich und dadurch entwertet – "da das Geld als der existierende und sich betätigende Begriff des Wertes alle Dinge verwechselt, vertauscht, so ist es die allgemeine *Verwechslung* und *Vertauschung* aller Dinge, also die verkehrte Welt, die Verwechslung und Vertauschung aller natürlichen und menschlichen Qualitäten".

Shopping im engeren Sinne jedoch ist eine Erscheinung, die erst seit dem 19. Jahrhundert nachweisbar ist. Es taucht auf mit dem *Flaneur*, der ziellos durch die Geschäftsstraßen streift und *window shopping* betreibt. Die Erfindungen des Schaufensters, des Kaufhauses und der *shopping mall* sind wesentliche Meilenstein in der Geschichte des *shopping*; soziologisch ist es verbunden mit dem Aufstieg des Bürgertums und seiner anwachsenden Kaufkraft, die sich in den europäischen Metropolen des 19. Jahrhunderts, London und Paris, am frühesten abzeichnete. Der *Shopper* betreibt das Kaufen als Freizeitaktivität; es vertreibt die Langeweile und es ist ein Ausdruck seiner persönlichen Freiheit (nämlich: auch das Sinnlose und Unvernünftige tun zu können – *because we can!*) wie auch seiner Persönlichkeit (nämlich: sein eigenes Äußeres und seinen Lebensraum als Design-Kunstwerk gestalten zu können). Es ähnelt dadurch ironischerweise der Kunst, die in der Moderne häufig als zweckfrei, unreguliert und ultimativer Ausdruck subjektiven Erlebens definiert wurde: Der *Shopper* ist ein Alltagskünstler, und die Menge und Wertigkeit der Marken-Einkaufstüten, die er stolz durch die *Shopping Mall* trägt, ist der Ausweis seiner (sozusagen passiv-kreativen) Produktivität.

Nachzulesen ist die dazu gehörige Philosophie des *shopping* bereits in Georg Simmels *Philosophie des Geldes*: "Jemand sagte mir, er hätte das Bedürfnis, alle Dinge, die ihm sehr gefallen, zu kaufen, wenn auch nicht für sich und um sie zu besitzen; es käme ihm nur darauf an, seinem Gefallen an den Dingen damit einen aktiven Ausdruck zu geben, sie durch sich durchgehen zu lassen und ihnen so irgendwie den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken. Hier ermöglicht also das Geld eine ganz eigenartige Expansion der Persönlichkeit, sie sucht sich nicht mit dem Besitz der Dinge selbst zu schmücken, die Herrschaft über diese ist ihr gleichgültig; es genügt ihr vielmehr jene momentane Macht über sie, und während es scheint, als ob dieses Sich-Fernhalten von jeder qualitativen Beziehung zu ihnen der Persönlichkeit gar keine Erweiterung und Befriedigung gewähren könne, wird doch gerade der Actus des Kaufens als eine solche empfunden, weil die Dinge ihrer Geldseite nach sozusagen absolut gehorsam sind". *Shopping* ist eine virtuelle Macht- und Persönlichkeitsentfaltung – aber eben

deshalb auch niemals zur Gänze zu befriedigen, da es nicht auf einem konkreten und handfesten Bedürfnis beruht, das zumindest zeitweise gestillt werden kann, sondern auf einem imaginären Erlebnis. Schon Simmel sieht deshalb: "Der Genuß dieser bloßen Symbolik des Genusses kann sich nahe an das Pathologische hin verirren" – *shopping* hat offensichtlich Suchtcharakter, und der Kaufzwang (Oniomanie) ist eine medizinisch anerkannte Zwangsstörung, die wahrscheinlich auf einem schwach ausgeprägten Selbstwertgefühl basiert und verhaltenstherapeutisch behandelt wird.

Letztlich aber zehrt der weltumspannende und kulturübergreifende Erfolg der *Shopping Mall* davon, dass sie ein Weltmodell ist, das all das aufweist, was dem Menschen in seiner natürlichen oder sozialen Umwelt weitgehend verloren gegangen ist. Die *Shopping Mall* ist ein in von der Außenwelt künstlich abgeschlossener Kosmos. Draußen regnet es oder ist es zu heiß, Autoabgase verpestern die Luft, Verkehrslärm übertönt das Vogelzwitschern, Städte sind zu Betonwüsten und Groß-Werbeflächen geworden, Hektik herrscht allenthalben. Die *Shopping Mall* hingegen ist vollklimatisiert, freundlich beleuchtet und dezent beschallt; es mischen sich die betörenden Düfte der Parfümerien mit den verlockenden Gerüchen aus der multikulturellen Erlebnis-Gastronomie, die Menschen schlendern über polierte Marmorgänge, vielleicht lächeln sie sogar ab und zu. Man findet Vertrautes, die immergleiche Mischung an Marken-Shops; man entdeckt gelegentlich Neues, eine noch bessere Espresso-Maschine, ein weiteres Paar Schuhe kann eigentlich nie schaden, und warum nicht gleich einen neuen Schuhschrank dazu, der alte ist sowieso voll? Man kann schauen, vergleichen, seine Gedanken schweifen lassen: Wird aus mir nicht vielleicht doch ein anderer, ein schönerer, ein besserer Mensch mit diesem Markenhemd, mit jener stylischen Handtasche? Die *Shopping mall* verwöhnt unsere Sinne, sie stimuliert unsere Phantasie, sie verschafft uns gute Gefühle: Jeder Kauf eine kleine Belohnung, und jeder Nicht-Kauf ein Beweis unserer inneren Stärke! Und ist es nicht sogar moralisch geboten, den Konsum anzukurbeln zur Stärkung der Binnennachfrage? Was wäre denn schließlich, wenn keiner mehr kaufen würde?

Ja, was wäre wohl? Heinrich Heine berichtete Mitte des 19. Jahrhunderts aus Paris: "Jetzt, wo das Neujahr herannaht, der Tag der Geschenke, überbieten sich hier die Kaufmannsläden in den mannigfaltigsten Ausstellungen. Der Anblick derselben kann dem müßigen Flaneur den angenehmsten Zeitvertreib gewähren; ist sein Hirn nicht ganz leer, so steigen ihm auch manchmal Gedanken auf, wenn er hinter den blanken Spiegelfenstern die bunte Fülle der ausgestellten Luxus- und Kunstsachen betrachtet und vielleicht auch einen Blick wirft auf das Publikum, das dort neben ihm steht. Die Gesichter dieses Publikums sind so häßlich ernsthaft und leidend, so ungeduldig und drohend, daß sie einen unheimlichen Kontrast bilden mit den Gegenständen, die sie begaffen, und uns

die Angst anwandelt, diese Menschen möchten einmal mit ihren geballten Fäusten plötzlich dreinschlagen und all das bunte, klirrende Spielzeug der vornehmen Welt mitsamt dieser vornehmen Welt selbst gar jämmerlich zertrümmern!" Diese düstere Prophezeiung liegt aber auch schon 170 Jahre zurück, der weltweite Siegeszug des Konsums scheint weiter unaufhaltsam und gegen allzu hässliche Gesichter hilft der Schönheitschirurg (2. Obergeschoss, rechts von der Rolltreppe, neben dem Nagelstudio, heute Sonderpreis für Nasen!). Eine aktualisierte Philosophie des *Shopping* erscheint also dringend geboten; vielleicht am besten maßgeschneidert, mit Öko-Gütesiegel und in verschiedenen Formaten zu erwerben im philosophischen Kaufhaus Ihres Vertrauens?



STAR TREK (Trek, von niederländisch und niederdeutsch *trek*: länger andauernder Zug, meist von Auswanderern oder Flüchtlingen, hier: zu den Sternen), Titel einer Reihe von insgesamt fünf Fernsehserien (sowie einiger Filme), die sich mit den Reisen eines Raumschiffes von der Erde namens *USS Enterprise* im Weltraum beschäftigen. Die Serie wurde von dem amerikanischen Drehbuchautor Gene Roddenberry erfunden, der jedoch selbst nicht mehr das erstaunliche Wachstum seines geistigen Kindes erleben durfte; er verstarb im Jahr 1991, zwei Jahre, bevor mit *Deep Space Nine* die dritte „Generation“ Raumreisender auf Sendung ging. Das *Star-Trek*-Universum erstreckt sich räumlich über mehrere Quadranten des Weltalls und zeitlich vom Jahr 2063 – dem ersten Kontakt der Menschheit mit einer außerirdischen Spezies, den Vulkaniern, zu denen ein gewisser Mr. Spock gehört – bis ins Jahr 2378, in dem das Raumschiff *Voyager* der vierten Generation von seiner langen Odyssee durch den Weltraum heimkehrt.

„Der Weltraum, unendliche Weiten. Wir befinden uns in einer fernen Zukunft. Dies sind die Abenteuer des neuen Raumschiffs *Enterprise*, das viele Lichtjahre von der Erde entfernt unterwegs ist, um fremde Welten zu entdecken, unbekannte Lebensformen und neue Zivilisationen. Die *Enterprise* dringt dabei in Galaxien vor, die nie ein Mensch zuvor gesehen hat“ – diese einfachen und doch schwergewichtigen Worte, mit denen jede neue *Enterprise*-Folge begann, gehören zur Primärsozialisation ganzer Generationen von Fernsehkonsumenten. Sie benennen diejenigen Merkmale, die über die Zeit hinweg zur Kernidentität der Serie in all ihren Varianten gehörten. Im Zentrum steht die Verherrlichung menschlichen Entdeckertums, das sich nach der vollständigen Erschließung der Erde bis in den abgeschnittensten Polarwinkel nun auf den Weltraum konzentriert. Sie spielt in einer nicht allzu fernen Zukunft, die genug Verwandtschaft mit der Lebenswelt des 20. und 21. Jahrhunderts aufweist, um noch als realistisch wahrgenommen zu werden (siehe auch *Reality TV*); alle „ir-

dischen“ Haupt- und Generalprobleme (Krieg, Hunger, Armut) sind jedoch nach einem furchtbaren dritten Weltkrieg endgültig gelöst. Die Erde ist Mitglied einer „Vereinigten Föderation der Planeten“ geworden, die zwar militärisch organisiert ist, aber vor allem wissenschaftliche Ziele verfolgt. Ihr moralischer Imperativ ist die sogenannte „Erste Direktive“: Sie bestimmt, dass keine Eingriffe in die natürliche Entwicklung von Zivilisationen vorgenommen werden dürfen, die noch nicht die für das Reisen jenseits der Lichtgeschwindigkeit notwendige Warp-Technologie besitzen. Ist diese Schwelle überschritten, kann ein Erstkontakt aufgenommen werden; die Spezies darf dann auch die Aufnahme in die Föderation beantragen. Vorher heißt es zwingend (auch wenn das berühmte Zitat leider so nie vorkam): „Beam me up, Scotty; there’s no intelligent life on this planet!“.

Der Warp-Antrieb ist einer der technologischen Revolutionen, die das *Star-Trek*-Universum erst ermöglichen und dabei, mit einer gewissen dichterischen Freiheit natürlich, auf konkrete physikalische Hypothesen über die Natur des Weltalls zurückgreifen (beispielsweise die Existenz von „Wurmlöchern“ oder das „Beamen“, die Teleportation über große Entfernungen hinweg). Neben den Abenteuer- und Science-Fiction-Elementen lebt die *Star-Trek*-Welt jedoch vor allem von den Hauptfiguren der verschiedenen Serien; die Handlung konzentriert sich jeweils auf den inneren Führungskreis der Offiziere mit seiner sozialen Dynamik und den Kapitän als charismatische Führungspersönlichkeit. Dabei sind die einzelnen Staffeln als „Generationen“ der Fernsehserie in hohem Maße repräsentativ für ihre Entstehungszeit. Der Prototyp, *Raumschiff Enterprise* (ausgestrahlt von 1966 bis 1969), präsentierte eine bis auf den Vulkanier Mr. Spock durchgehend menschliche Crew, in der für Vielfalt allein eine farbige Hauptdarstellerin (Lt. Uhura mit ihrem aparten Miniröckchen) sowie ein japanischer (Lt. Zulu) und ein russischer (Fähnrich Chekov) Offizier vertreten waren. In die Filmgeschichte eingegangen ist zudem der erste Filmkuss zwischen einer schwarzen Frau (Uhara) und einem weißen Mann (Capitain Kirk). Ansonsten dominierte der Charmeur und Draufgänger James T. Kirk, der die Überlegenheit von typisch menschlicher Emotion – gepaart mit einer Neigung, Konflikte wenn nötig im Faustkampf von Mann zu Mann zu klären – gegenüber Mr. Spocks vulkanischer Allwissenheit und Abgeklärtheit demonstrieren durfte. Diese besondere Akzentuierung des Menschlichen in all seiner Fehlbarkeit sollte sich als eine weitere Konstante im *Star-Trek*-Universum erweisen.

Darauf folgte mit der *Next Generation* (1987 bis 1994) die sauberste und ordentlichste *Star-Trek*-Crew schlechthin: Die Welt schien generell in Ordnung, sogar in Russland herrschte die *Perestroika*, und der Kapitän war ein Franzose, Jean-Luc Picard, fast schon ein Weiser im Vergleich zum eruptiven Captain Kirk. Mr. Spock wurde ersetzt durch einen Androiden namens Mr. Data – der auf der Suche nach seiner „Menschlichkeit“ zeitweise menschlicher wirkte als

Picard und wacker für die Menschenrechte der Androiden kämpfte. Die „Außerirdischen“ wurden generell bunter (vgl. *Multikulti*) und die Animationen technisch immer perfekter; mit den Borg war schließlich sogar ein ebenbürtiger Gegner gefunden: eine totalitär organisierte Spezies, gelenkt von einem kollektiven Bewusstsein (vgl. *Schwarm-Intelligenz*) und getrieben vom Bedürfnis, jegliche neue Fähigkeit, die ihr im Universum begegnet, zu „assimilieren“ – der Standardspruch der Borgdrohne zur Begrüßung fremder Lebensformen ist: „Widerstand ist zwecklos“, und meist stimmt das auch (ausgenommen natürlich bei Captain Picard).

So hätte man bis ins Unendliche weiter durch den Weltraum fliegen können – offensichtlich änderte sich jedoch das Bezugssystem, die Erde, stärker als der Weltraum. Nach dem Tod des optimistischen Humanisten Roddenberry wurde Rick Berman zum Produzenten, der mit der dritten *Star-Trek*-Serie, *Deep Space Nine* (1992 bis 1999), eine Art dunkleres Gegenbild zur aufgeklärten *Next Generation* entwarf: eine im tiefen Raum strategisch günstig an einem Wurmloch gelegene Raumstation, auf der die unterschiedlichsten Spezies aufeinander treffen – darunter so liebenswerte Erfindungen wie die Ferengi, ein dem hemmungslosen Raubtier-Kapitalismus (siehe auch *Heuschrecke*) verschworenes Volk mit einer religionsähnlichen Charta aus 258 Handelsregeln, aber auch die bedrohlichen Formwandler, eine kollektive Lebensform, die die Föderation gegen Ende der Serie in einen Überlebenskampf von kosmischen Dimensionen stürzt. Dem Multi-Kulti-Charakter der 90er entsprach auch Benjamin Sisko, ein Afro-Amerikaner, Hobbykoch und Baseball-Fan als Captain, dessen dann und wann aufscheinende dunkle Seiten meilenweit entfernt von der nur selten erschütterten Seelenruhe des Shakespeare-Lesers Picard schienen.

Mit der vierten Generation, *Raumschiff Voyager* (1994 bis 2001), wurde das Reisemotiv erstmals zu einem zusammenfassenden Handlungsstrang: Die *Voyager* wird in den entlegenen „Delta-Quadranten“ verschlagen, von dem aus eine Rückkehr zur Erde selbst mit allerhöchster *Warp*-Stufe 75 Jahre dauern würde. Dass sie trotzdem gelingt, ist vor allem der äußerst energischen Art der ersten Frau auf dem Kapitänsstuhl zu verdanken, Kathryn Janeway, an deren Seite der erste Offizier Chakotay den „neuen Mann“ des beginnenden Millenniums geben darf: mitfühlend, weichherzig, etwas esoterisch angehaucht. Während die *Voyager* bei ihrer Odyssee durch den Weltraum zwar dann und wann mit ihrer Auslegung der „Ersten Direktive“ etwas großzügig umgehen muss, prinzipiell aber den hohen moralischen Maßstäben ihrer Vorgänger treu bleibt, ist die letzte Generation des *Star-Trek*-Universums, *Star Trek: Enterprise* (2001 bis 2005), deutlich von der Erfahrung von 09/11 geprägt. Sie geht in der Handlungszeit zurück in die Zeit vor der Entstehung der *Vereinigten Föderation* und reagiert auf die Bedrohung der gesamten Erde durch eine unbekannte, technologische hoch überlegene Spezies mit Gegengewalt bis hin zur Folter. In der

Crew agieren nun außerordentlich junge, durchtrainierte menschliche Protagonisten, deren physische Attraktivität es aber nicht geschafft hat, der Serie zu ihrer alten Popularität zu verhelfen. Bis heute jedoch entstehen weiterhin einzelne *Star-Trek*-Filme – ganz zu schweigen von den ungezählten Ablegern, Parodien, Büchern, Zeitschriften und Fanzines, die weiter innerhalb des *Star-Trek*-Universums kreisen, auch wenn die Hauptsonne sozusagen erloschen ist.

Damit ist schließlich ein letztes für das *Star-Trek*-Universum bezeichnendes Merkmal benannt, nämlich die enthusiastische und ausdauernde Anhänglichkeit der *Trekkies* an ihre Welt – die natürlich auch einen wesentlichen Wirtschaftsfaktor in der Vermarktung des Warenzeichens *Star Trek* (vgl. *Merchandising*) darstellt (die Ferengi hätten bestimmt eine Handelsregel dafür). *Trekkies* haben eine eigene Sprache, eigene Publikationsorgane, eigene Uniformen; sie treffen sich zu regelmäßigen *conventions* überall in der Welt, die einen als zähneknirschende und waffenstarrende Klingonen verkleidet, die anderen als spitzohrige Vulkanier oder gnomenhafte Ferengi. Sie bilden damit wahrscheinlich eine der größten multinationalen *Non-Governance*-Organisationen der letzten Dekaden, und wenn Captain Kirk jemals als Präsidentschaftskandidat in der „Vereinigten Förderation“ der amerikanischen Staaten antreten würde, wäre ihm der Erfolg gewiss.

Das *Star-Trek*-Universum ist damit ein respektabler Nachfolge der alten Epen – den großen Mega-Erzählungen, in denen seit jeher Kulturvölker ihre Vorstellungen von der Entstehung des Universums und der Stellung ihrer eigenen Nation in diesem zusammengefasst und überliefert haben – vom sumerischen *Gilgamesch* über die indischen *Mahabharata* bis hin zum sagenhaften Homer der Griechen, dem Schöpfer – oder zumindest Überlieferer – der *Ilias* und der *Odyssee* aus dem achten vorchristlichen Jahrhundert. Das Epos ist, Aristoteles' Definition in seiner *Poetik* (siehe auch *Reality TV*) zufolge, eine erzählende Gattung im Unterschied zur Tragödie als dramatisch-darstellender Gattung; und es weißt die sprichwörtliche „epische Breite“ auf: Im Epos kann nicht nur, es muss sogar möglichst viel Welt dargestellt werden, in den Worten des Romantheoretikers Georg Lukacs: „Die Epopöe gestaltet eine von sich aus geschlossene Lebenstotalität“. Diese Lebenstotalität ist aber eine zutiefst menschliche – zwar greifen die Götter gerade in den Homerischen Epen durchaus ins Geschehen ein, dennoch werden hier exemplarische menschliche Grunderfahrungen wie der sagenhafte Zorn des Achilles, der das Grundmotiv der *Ilias* bildet, geschildert. Auch wenn an die Stelle des trojanischen Pferdes ultramoderne Raumkreuzer getreten sind und Captain Janeway den Platz von Odysseus eingenommen hat (der eigentlich immer nur nach Hause zu Penelope will, aber dann doch noch schnell vorher ein Abenteuer erledigt, weil es eben auf dem Wege liegt) – die Anfangszeilen der *Odyssee* könnten mit leichten Variationen auch vom Rhapsoden auf einer *Star-Trek-Convention* weihevoll vorgetragen werden:

Sage mir, Muse, die Taten des vielgewanderten Mannes,
Welcher so weit geirrt, nach der heiligen Troja Zerstörung,
Vieler Menschen Städte gesehn, und Sitte gelernt hat,
Und auf dem Meere so viel unnennbare Leiden erduldet
Seine Seele zu retten und seiner Freunde Zurückkunft.

Diese unwiderstehliche Mischung von Reise und Heimkehr, Heldentaten und Liebesgeschichten, exemplarischen menschlichen Individuen und dem Wohl und Wehe ganzer Völker, hat dem Epos seine anhaltende Beliebtheit von Troja bis Vulkan verschafft. In der Philosophie hingegen stand man dem Reisen, gar dem in ferne Länder, zunächst eher skeptisch gegenüber; Agrippa von Nettelsheim referiert beispielsweise zustimmend aus Platons *Politeia*: „auch gab er nicht zu, dass einer von den Bürgern, wann er nicht vierzig Jahre alt war, in fremde Lande reisen dürfte; auch sollten keine Fremden zu ihnen eingelassen werden, damit sie nicht etwan durch eine fremde Seuche die Sparsamkeit und Sitten der guten alten Zeit möchten anstecken, die Bürger dieselben verlernen und hernach einen Ekel dafür haben, wodurch wackere Städte sind ruinieret und mit grausamen Lastern, als Hurerei, Ehebruch, Hoffart und Verschwendung beflecket worden“. Aus der Fremde kommt eben nicht immer nur Gutes; und im Interesse eines stabilen Staatswesens mögen die Raumschiffe besser im Dock bleiben – oder unbelehrbare *Trekkies* wenigstens in der medizinischen Quarantänestation.

Besonders eindringlich mit den Kosten und Nutzen des Reisens hat sich Jean-Jacques Rousseau in seinem Erziehungsroman *Emile* auseinandergesetzt. Soll sein Musterschüler reisen oder nicht? Dient das nicht der Menschenkenntnis? „Muß man nun aber, um die Menschen zu studieren, die ganze Erde durchstreifen? Muß man, um die Europäer zu beobachten, nach Japan gehen? Muß man sämtliche Individuen kennen, um das Geschlecht kennen zu lernen? Sicherlich nicht. Es gibt Menschen, die sich so ähnlich sehen, daß es nicht der Mühe wert ist, sie einzeln zu studieren. Wer zehn Franzosen gesehen hat, der hat alle gesehen“. Zweifellos gilt das auch für Ferengi und Klingonen, von Vulkanianern oder gar den Borg ganz zu schweigen; trotzdem hält sich bis heute das Gerücht, dass Reisen bildet. Das gibt auch Rousseau zu, aber nur unter bestimmten Voraussetzungen: Der Reisende muss nämlich ein Philosoph sein, ein guter Mensch und ein guter Beobachter; das Reisen ist nur für diejenigen zu empfehlen, „welche in sich selbst Festigkeit genug besitzen, die Lehren des Irrtums anzuhören, ohne von ihnen verführt zu werden, und das Beispiel des Lasters anzuschauen, ohne sich von demselben fortreißen zu lassen. Die Reisen bieten einen Anstoß, seinen Neigungen nachzusehen, und vollenden den Menschen im Guten wie im Bösen. Bei der Heimkehr ist jeder so, wie er sein ganzes Leben hindurch bleiben wird. Es kehren nun weit mehr Schlechte als Gute zurück, weil bei der Abreise weit mehr zum Schlechten als zum Guten geneigt

sind“. Reisen bildet also vor allem anderen den Charakter – erst durch die Konfrontation mit fremden Spezies, fremden Welten, fremden Sitten erweist sich die Gültigkeit menschlicher wie individueller Moralität. Captain Picard hätte dem sicherlich zugestimmt: Reisen durch den Weltraum sind eine Angelegenheit für gefestigte Charaktere, nicht für haltlose Abenteurer. Captain Kirk wäre da allerdings nicht ganz so sicher gewesen.

Dass der Weltraum jedoch prinzipiell Platz für unendliche Welten hat, die die menschliche Neugier und Reiselust notwendig reizen, gehört schon zum Vorstellungsraum der Antike. Lukrez schreibt in seiner Naturlehre:

Wenn nun die Menge der Keime so groß ist, daß sie zu zählen
All die Lebenszeit der lebenden Wesen nicht reichte,
Und darin die Natur sich erhält, die in ähnlicher Weise
Überallhin zu verbringen vermag die Keime der Dinge,
Wie sie sie hierher brachte, so muß du wieder bekennen,
Daß noch andere Erden in anderen Welten bestehen
Mit verschiedenen Rassen von Menschen und Sippen der Tiere.

Die Existenz weiterer Welten wird hier rein logisch aus den Prinzipien der uns bekannten einen Welt abgeleitet: Es wäre einfach äußerst unwahrscheinlich angesichts der unvorstellbaren Größe des Weltraums und der unendlichen Anzahl von „Keimen“ und „Atomen“ in diesem, dass das Leben nur an einem einzigen Ort entstanden sein sollte. Noch einen Schritt weiter gingen die Empiristen des 18. Jahrhunderts: Warum eigentlich sollten uns unbekannte Welten den gleichen Prinzipien folgen wie unsere eigene? David Hume lässt in seinen *Dialogen über die natürliche Religion* einen der beiden Gesprächspartner sinnieren: „Die Brahminen behaupten, daß die Welt ihren Ursprung von einer unendlichen Spinne hat, welche diese ganze verwickelte Masse aus ihrem Eingeweide spann und nachher das Ganze oder einen Teil vernichtet, indem sie es wieder in sich zurücknimmt und in ihr eigenes Wesen auflöst. Das ist eine Art Kosmogonie, welche uns lächerlich erscheint, weil eine Spinne ein kleines verächtliches Tier ist, deren Tätigkeit wir nicht geneigt sind, als Modell des ganzen Universums gelten zu lassen. Aber doch ist hier eine neue Form der Analogie, selbst auf unserer Erdkugel. Und gäbe es einen ganz von Spinnen bewohnten Planeten (was wohl möglich ist), so würde dort diese Folgerung ebenso natürlich und unwidersprechlich erscheinen, als diejenige, welche auf unserem Planeten den Ursprung aller Dinge aus Vernunft und Intelligenz herleitet, wie sie von Cleanthes vorgetragen worden ist“.

Hume wäre offensichtlich ein gutes Crew-Mitglied der *Enterprise* gewesen; gelingt es ihm doch, die menschliche Perspektive hinter sich zu lassen und aus dem Standpunkt des Universums vorurteilsfrei fremde Lebensformen zu würdigen, ganz entsprechend der „Ersten Direktive“. Weniger am Platze wäre hin-

gegen Friedrich Nietzsche gewesen, der den gleichen Standpunktwechsel mit einer wenig schmeichelhaften Situationsbeschreibung der menschlichen Spezies verbindet: „In irgendeinem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Tiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmütigste und verlogenste Minute der ‚Weltgeschichte‘; aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Atemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Tiere mußten sterben. – So könnte jemand eine Fabel erfinden und würde doch nicht genügend illustriert haben, wie kläglich, wie schattenhaft und flüchtig, wie zwecklos und beliebig sich der menschliche Intellekt innerhalb der Natur ausnimmt. Es gab Ewigkeiten, in denen er nicht war; wenn es wieder mit ihm vorbei ist, wird sich nichts begeben haben. Denn es gibt für jenen Intellekt keine weitere Mission, die über das Menschenleben hinausführte. Sondern menschlich ist er, und nur sein Besitzer und Erzeuger nimmt ihn so pathetisch, als ob die Angeln der Welt sich in ihm drehten“. Keine weitere Mission also – auch die *Enterprise* ist nach mehr als fünfzig Jahren von den Bildschirmen der winzigen Erde verschwunden, und mit ihr ein modernisiertes Epos von Reise- und Abenteuerlust, verbunden mit einer paradox anmutenden Hochschätzung der Grenzen des Menschen: Mensch sein heißt im *Star-Trek*-Universum, sich seiner Fehlbarkeit bewusst zu sein, aber trotzdem unter allen Umständen so zu handeln, als könne man die selbstgesetzten hohen moralischen Standards auch erreichen. Dadurch unterscheidet sich der Mensch nicht nur von ihm technologisch, sondern auch von ihm geistig überlegenen Spezies wie den Vulkaniern, denen immer wieder ihre letztlich auf Verdrängung der Emotionalität beruhende, einseitige Rationalitätsorientierung unter die Nase gerieben wird (mit einem heimlichen Seitenhieb auf die grundsätzliche Überlegenheit individualistischer Gesellschaftskonzepte gegenüber kollektivistischen, das muss in einer amerikanischen Erfolgsserie schon sein!). Ob das nächste, dann wahrscheinlich wirklich globalisierte Großepos allerdings noch so „menschen-freundlich“ sein wird, bleibt abzuwarten.



SUPERMAMA, Bezeichnung für eine Mutter, die wie ein Comic-Superheld über magische Kräfte verfügt, wie eine eierlegende Wollmilchsau alles kann (und zwar gleichzeitig) und überhaupt die „allerbeste Mama der ganzen Welt“ ist (beliebter Muttertagsspruch, gern von blumengeschmückten Herzen umgeben). Dass dies allerdings auch eine furchteinflößende Vorstellung sein kann, wusste schon der deutsche National- und Superheld Dr. Faust. Als er von seinem *personality coach* Mephistopheles zu den in dunkler Tiefe um einen Dreifuss brütenden „Müttern“ geschickt wurde, klagte er kleinlaut: „Die Mütter! Mütter!

s'klingt so wunderbar!“ Bekanntlich ist das Staunen der Anfang der Philosophie; fragen wir also beherzt: Was klingt an „Mütter“ eigentlich so wunderbar?

Die Welt ist, um am Anfang zu beginnen, nicht denk-, nein: nicht leb-bar ohne Mütter. Mütter sind die Gebärerinnen (biologische Definition von Mutter: Trägerin der Eizelle), die Hüterinnen (Mutterliebe), die Bewahrerinnen (Generationenfolge) der Menschheit. Deshalb kannten die meisten vorschriftliche Kulturen Muttergottheiten, die man sich ungefähr vorzustellen hat wie Fausts wunderliche Mütter. Die mythenumwobene *Magna Deum Magna Idea* (oder kurz: *magna mater*) gehört zur dunklen Erde (sie ist eine der chthonischen Gottheiten, im Gegensatz zu den hellen olympischen Göttern). Aus ihrem Schoß erwachsen Fruchtbarkeit und Gedeihen ebenso wie Verderben und Sterben; das ist der Kreislauf der Natur, die man deshalb von jeher gern „Mutter Natur“ genannt hat, im Gegensatz zum „Vater Staat“. Streng zu unterscheiden ist die große Mutter von den späteren olympischen Liebesgöttinnen, eher harmlosen Wesen, die mit ihrer unsterblichen Schönheit lediglich Männer in den Ruin führen oder zu ein wenig Krieg anstiften. Die griechische Urmutter Gaia gehört zu den alten Muttergöttinnen wie die ägyptische Isis oder die Teilzeitgöttin Persephone, die ein halbes Jahr im Totenreich bei ihrem dunklen Gatten und ein halbes Jahr überirdisch unter der allerfreulichen Sonne zubringt und damit besonders sinnbildlich gleichzeitig für Tod und Fruchtbarkeit verantwortlich ist. Und noch die Gottesmutter Maria spiegelt sehr von fern die Vorstellung einer durch Geburt machtvollen, wenn auch nicht direkt unerschöpflich fruchtbaren weiblichen Gottheit.

Der erste Theoretiker einer solchen *magna mater* war der Schweizer Altertumsforscher Johann Jakob Bachofen, der Mitte des 19. Jahrhunderts sein monumentales Werk *Mutterrecht* publizierte. Er berief sich dabei auf frühe religiöse Weiblichkeits-Darstellungen in allen bekannten Kulturen und entwarf das Modell einer gynaiokratischen Gesellschaft, in der die Frauen durch ihre Fähigkeit zum Gebären den Männern übergeordnet waren. Sie basierte auf der Verehrung weiblicher Fruchtbarkeitsgöttinnen (*magna mater*), auf Matrilinearität (weibliche Erbfolge) und Matriarchat (die Frau als Oberhaupt der Familie). Psychologisch hat der Schweizer Psychiater C.G. Jung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts diese Vorstellung gewendet: Im *Mutter-Archetyp* leben die *magnae matres* der Frühkulturen ebenso wie die Ahnfrauen und bösen Schwiegermütter aus Mythos und Märchen in jeder Psyche fort. Sie werden nachträglich erlebt in Träumen, finden vielfache Ausdrucksformen in Kunst und Sage – und bedrohen nicht nur Faust, sondern jeden Mann, der seine individuelle *anima* (seine weiblichen Züge) in einem schmerzhaften Ablösungsprozess vom kollektiven *Mutter-Archetyp* trennen muss.

Mit dem Sieg des Christentums, des wissenschaftlichen Rationalismus und des Patriarchats wurde auch die Mutter entmythisiert. Zwar schwebt die Got-

tesmutter noch lange gnadenspendend und ziemlich abgehoben im Hintergrund, doch mit der Neuzeit nimmt die Mutter-Kritik an Fahrt auf. Reale Mütter nämlich, so stellt sich heraus, sind inzwischen nicht nur ihrer ursprünglichen Macht beraubt, sondern sie sind zum idealen Opfer schlechthin geworden: Mütter können eigentlich alles nur falsch machen (wie man an ihren Kindern sieht). Seit Martin Luthers Bibelübersetzung („*Wer bereitet dem Raben seine Nahrung, wenn seine Jungen schreien zu Gott und umherirren ohne Futter?*“, Hiob 38, 41) geistert die vernachlässigende, egozentrische *Rabenmutter* durch das kulturelle Gedächtnis. Leider ist sie *fake news*: Rabenkinder schreien zwar besonders laut und verlassen frühzeitig das Nest, bis dahin aber umsorgen die Rabeneltern geradezu vorbildlich den Nachwuchs (schuld war das schlechte kulturelle *image* des rabenschwarzen Rabens). Ihr Gegenpol ist, ebenso schon in der Bibel nachweisbar, die *Glucke* („*Wie oft wollte ich deine Kinder um mich sammeln, so wie eine Henne ihre Küken unter die Flügel nimmt*“ spricht Jesus, Matt 23, 37): Lautstark gluckern bebrütet sie ihre Eier; sind sie geschlüpft, hält sie ihre Küken durch ebensolches Gluckern beisammen und breitet schützend ihre Flügel über sie aus (keine *fake news*, Hennen tun das, man nennt das: Instinkt). Überbehütung auf der einen, gluckern Seite, Vernachlässigung auf der anderen, rabenschwarz kreischenden: Mütter können es eben keinem recht machen!

Heute sind wir insofern weiter, als wir keine herabwürdigenden Tier-, sondern schicke Technikmetaphern benutzen. Zwar flattern immer noch *Rabenmütter* durch den Medienschwung, aber eher als Identifikationsmodell für die karrierebewusste, emanzipierte Frau („ich bin eine Rabenmutter und stolz darauf!“) Abgelöst wurden sie, zum einen, von den *Helikoptermüttern*: Ewig kreisen sie über den zarten Häuptern ihrer Zuchtbefohlenen, machen nicht wenig Lärm dabei und kennen nur ein einziges Gesprächsthema: die so außerordentlichen Vorzüge und hochsensiblen Bedürfnisse ihres hochbegabten Sprösslings. Vollzeitüberwacht, vollzeitbehütet, vollzeitgefördert, vollzeitgeliebt: Die *Helikopter-Mama* ist eine wahre *Supermama*. Im Übrigen soll die so schlagende Metapher auf die Aussage eines amerikanischen Teenagers über seine eigene Mutter zurückgehen; verbreitet wurde sie im englischen Sprachraum von der Psychologin Wendy Mogel. Das dänische Äquivalent ist die *curling mom* (im Original: *curlingbarn*, in die Welt gesetzt von dem dänischen Psychologen Bent Hougaard; die deutschen Äquivalente sind eher mäßig lustig: die *Schneepflug-* oder die *Rasenmähermama*): Wie beim Curling-Sport auf dem Eis wischt sie ihrem Herzenskind prophylaktisch jeden noch so kleinen Krümel hinweg, der es bremsen könnte auf seinem hochglanzpolierten Lebensweg. Wenn die *Helikopter-* oder *Curlingmom* zum bürgerlichen Mittelstand gehört und einen SUV fährt, mutiert sie zur *soccer* (oder, je nach kulturellem Kontext, *hockey*) *mom*. Die moderne Glucke ist hypermobil, ständig einsatzbereit und schläft nie; ihre

schützenden Flügel hat sie durch die Überwachungsapp *famisafe* auf dem Handy ersetzt, und gegluckert wird aufs Schönste in *chatgroups* und *Mamablogs*

Eine etwas dunkelgrau abgeschwächte Variante der Rabenmutter hingegen ist die *Tigermutter*. Zwar kannte die deutsche Sprache schon lange Löwen- oder Tigermütter, aber weltweit verbreitete sich die Metapher erst durch die *Battle hymn of the Tiger Mother* (2011) der amerikanisch-asiatischen Juristin Amy Chua. Sie erzog ihre eigenen Töchter zum einen nach den strengen Maßgaben jahrtausendealter chinesischer Erziehungskunst: Disziplin, Respekt vor den Eltern, klare Ziele und vor allem – üben, üben, üben, sei es ein Instrument, ein Sport, eine Technik: Exzellenz gibt es nicht umsonst, und inflationäres Lob für jede Minderleistung erzeugt nur inflationiertes Selbstvertrauen. Der amerikanische Anteil an der Tiger-Pädagogik ist demgegenüber etwas schwächer ausgeprägt: Im Zentrum steht das einzelne Kind als unverwechselbares Individuum mit einzigartigen persönlichen Fähigkeiten. Wenig überraschend wurde Chuas Hymne vor allem in den USA äußerst kritisch aufgenommen, da sie der schon lange unterbewusst schwelenden Angst vor den asiatischen *overachievern* nun eine solide Basis verschaffte. Hingegen stieß im alten Europa vor allem der autoritäre Aspekt auf den zu erwartenden Widerstand bei den *baby boomern*, die mit der Milch der anti-autoritären Erziehungsideologie gesäugt wurden und auf das Wort „Disziplin“ geradezu instinktmäßig mit geistigem Hautausschlag und medialem Aufschrei reagieren.

Wildentschlossene *Tigermütter* auf der einen Seite, ewig gluckerende *Helikopter-Moms* auf der anderen – nur wenige Pädagogen oder Psychologen weisen gelegentlich vorsichtig darauf hin, dass vielleicht die Überbehütung, in welcher Form auch immer, nicht das zentrale Problem der zeitgenössischen mütterlichen Erziehungsleistung sein könnten, sondern eher – aber hier fehlen, interessanterweise, die Bilder: die Unterversorgung, die materielle wie emotionelle Vernachlässigung bis hin zum psychischen und physischen Missbrauch. In den USA gibt es immerhin die *deadbeat* (Totschlag-) *parents*, die Formulierung zielt aber speziell auf finanzielle Probleme ab: Zu viele geschiedene Elternteile (meist: Väter) können oder wollen sich die Unterhaltskosten für den Nachwuchs nicht leisten. Vor den wahrscheinlich jedoch härteren und einschneidenderen Folgen mütterlichen Teil- oder Totalversagens stoppt sogar die interkulturelle Metaphernproduktion der Besserdenkenden.

Derweil geht die Suche nach der *Supermama* fröhlich weiter: Gesucht werden die *Tiger-Mama* ohne Zähne, die *Soccer-Mama* ohne klimaschädlichen SUV und die *gender maingestreamte* Rabenmutter mit der Super-Karriere und den Super-Kindern (gleichzeitig, natürlich)! Finden wir endlich die universale *Teilzeit-Glücke*, die immer da ist, wenn man sie braucht, aber einem nie auf die Nerven geht; die die allerbesten, ökologisch korrektesten Kuchen der Welt backt, die man zudem immer essen und immer haben kann (gleichzeitig, natürlich)! Es

wäre auch schön – wir denken zurück an Faust, „*die Mütter, die Mütter, s’klingt so wunderbar*“ –, wenn die *Supermom* ein wenig ambig sein könnte, vielleicht trans- oder wenigstens meta-geschlechtlich, jedenfalls nicht so stereotyp weiblich. Dann könnten die Männer endlich ihr faustisches Mütter-Trauma verlieren, weil sie es trotz galoppierender Verweiblichung der Gesellschaft immer noch nicht geschafft haben, ihren archaisch-bedrohlichen *Mutter-Archetyp* in eine modern-sozialverträgliche *anima* zu verwandeln. Denn das ist das eigentliche Skandalon der Mutter, sei sie nun *magna mater*, *Supermom* oder *Glucke*: Gebären ist Macht! (aber das wird die Reproduktions-Medizin schon unter Kontrolle bekommen)



SEXY, von lateinisch „*sexus*“ für (weibliches oder männliches) Geschlecht. Das Wort „*sexus*“ wanderte in alle europäischen Sprachen ein und blieb für lange Zeit die ideologisch unumstrittene Bezeichnung für das biologische Geschlecht. Erst im 20. Jahrhundert entsteht das Adjektiv „*sexy*“ im Sinne von (ausschließlich) äußerlich anziehend, erotisch attraktiv, körperlich erregend: „*Sexy*“ war fortan vor allem der (zumeist: weibliche) Körper. Immer stärker wurde das Attribut des Attraktiven aber auch auf andere körperliche, allgemein äußerliche oder schließlich sogar geistige Phänomene angewandt: „*Sexy*“ konnte bald auch die Stimme sein, genauso wie Schuhe oder ein Auto. Dass heute auch eine Idee, ein Begriff oder ein Konzept „*sexy*“ sein kann vor allem im intellektuellen oder wissenschaftlichen Milieu –, zeigt, dass auch der Verstand gekitzelt, zu Ideen verführt und mit Erregungspotentialen aller Art verbunden werden kann. Diese Entwicklung demonstriert einmal mehr die historische Wandelbarkeit ästhetischer Werturteile: Was macht eine Idee eigentlich „*sexy*“, verstanden als ästhetisches Urteil? Überprüfen wir das an einer weitgehend unumstrittenen philosophischen Aussage von hohem Allgemeingrad, nämlich an Immanuel Kants berühmten Satz: „*Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit!*“ Ein schöner Gedanke? Ein interessanter? Oder doch eher *sexy*? Und wie verändert sich die Aussage, wenn man sie unter diesen verschiedenen ästhetischen Beleuchtungen versuchsweise fokussiert?

Die Vorgeschichte der Ästhetik als derjenigen Disziplin, die sich mit Qualitätsurteilen über Wahrnehmung beschäftigt, beginnt in der Antike mit dem Begriff des „*Schönen*“, der lange Zeit auch konkurrenzlos blieb. Doch schon bei Platon wird Schönheit durchaus nicht nur sinnlichen Gegenständen zugeschrieben. Die augenfällige Attraktivität menschlicher Körper (damals: eher junger männlicher), die im Betrachter den durchaus körperlich erlebten *eros* auslöst, war nur die erste Stufe der Erkenntnis des Schönen. Von dort aus hatten sich Schauende und Denkende zur Schönheit der Seelen, der Handlungen,

Sitten, Gesetze und schließlich: bis zum Ideal des Schönen schlechthin aufzuschwingen. Das damit verbundene Persönlichkeitsideal war das des „*Kalokagathos*“, des Schön-Guten, das sich sowohl in der äußeren Erscheinung (Gymnastik!) als auch in allen sprachlichen und intellektuellen Ausdrucksformen bis hin zum politischen und gesellschaftlichen Handeln äußerte. Offensichtlich greift es zu kurz, einzelne Aussage unter diesem ganzheitlichen Maßstab zu messen; „schön“ im platonischen Sinne wäre Kants Aufklärungsbestimmung erst, wenn ihr ganzer Sinn eine Person und ihr gesamtes Handeln durchgehend präge.

„Schönes Denken“ ist bei Alexander Gottlieb Baumgarten, der die Ästhetik als eigenständige Disziplin in der deutschen Philosophie etablierte, dadurch definiert, dass es eine „Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntnis“ ist. „Vollkommen“ ist die sinnliche Erkenntnis erst, wenn sie „klar“ und „deutlich“ ist. Klar wird sie aber nur auf dem Weg über die „unteren“ Vermögen, nämlich die sinnliche Wahrnehmung im Gegensatz zum Verstand, der durch begriffliche Bestimmungen Deutlichkeit erstrebt. Klare Erkenntnis erkennt beispielsweise man an der Kohärenz, der inneren Übereinstimmung der Gedanken, in der die Ausdrucksform aufs genaueste dem Inhalt entspricht. Dieses Kriterium trifft auf Kants Satz insofern zu, als er zum wahren Verständnis eben Selbstdenken erfordert: Er gibt keine rein begriffliche Definition von Aufklärung, sondern eine bildlich-anschaulich angereicherte („Ausgang“), die das geforderte Selbstdenken unmittelbar in Aktion setzt.

Eine der bekanntesten Definitionen von Schönheit im 18. Jahrhundert stammt natürlich von Kant selbst: das „interesselose Wohlgefallen“, das das Schöne beim Betrachter erweckt, ist deren untrügliches Merkmal. Wir wollen das Schöne, wenn wir es anschauen, weder besitzen noch essen noch verführen, sondern es um seiner selbst willen genießen, ohne dass wir einen persönlichen Vorteil oder einen rein egoistischen Lustgewinn dadurch haben – das „interesselose Wohlgefallen“ ist damit geradezu der Gegenpol zum attraktiv-erregenden „sexy“ oder auch zum platonischen „eros“. Im Blick auf unseren Testsatz kann man relativ leicht erkennen, dass er wohl bei den meisten kein „interesseloses Wohlgefallen“ weckt, weil er nämlich zur kritischen Selbstreflexion des eigenen Handelns auffordert was meist als eher schmerzhaft empfunden wird (außer bei „schönen Seelen“). Aber gerade die völlige Befreiung des „Schönen“ von jeglicher Emotion und seine Enterotisierung führen dazu, dass sich genau um diese Zeit ein wichtiger Konkurrenz-begriff zum „Schönen“ in der Ästhetik entwickelt: Auf einmal wird das „Interessante“ interessant. Der Aufklärer Christian Garve bestimmt es in einem viel gelesenen Essay *Über das Interessierende* als dasjenige, das (ohne unser bewusstes Zutun) unsere Aufmerksamkeit bei seiner Wahrnehmung weckt und dadurch den Geist in erhöhte Tätigkeit versetzt. Das funktioniert besser bei Gegenständen, so Garve, die den Menschen betreffen. Und es funktioniert am besten, je ähnlicher und vertrauter

uns der Gegenstand persönlich ist: Je näher uns ein Gedanke auf den Pelz rückt, desto mehr merken wir auf. Dabei wird automatisch eine Spannung aufgebaut, die das Denken weiter vorantreibt: Das „Interessante“ lässt uns keine Ruhe, es wirkt tatsächlich, im allgemeinsten Sinne: geistig erregend! Kants Satz müsste im Hinblick darauf vor allem auf sein Provokationspotential überprüft werden, das er aber durchaus hat: Nur wird das kleine Wörtlein „selbstverschuldet“ bis heute gern überlesen.

Hätte also auch Garve schon das Denken als „sexy“ bezeichnen können, wenn ihm das Wort zur Verfügung gestanden hätte? Es ist wohl noch ein weiterer Schritt nötig, um vom milde zwischen Objektivität und Subjektivität schildernden „interessant“, das das Denken beflügelt, zum sinnlich und persönlich erregenden „sexy“ zu kommen: Der Gedanken muss ein beinahe körperlich empfindbares Erregungspotential haben, ein wenig skandalös sein, ein wenig verrufen vielleicht, ein wenig abenteuerlich. Und er muss – da die erotische Anziehung vom anderen Geschlecht ausgeht zur geistigen Fortpflanzung anregen: Aufklärung wäre dann nicht nur Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit, sondern würde zum Ideen-Sex geistig mündiger Individuen führen (und die Vermehrung und Erzeugung neuer Ideen wäre ein durchaus erwünschter Nebeneffekt!).

Unter dem Blickwinkel der neuesten Filiale der Ästhetik, der „Evolutionären Ästhetik“, würde das sogar biologischen Sinn machen. Ihr zufolge ist das Schönheitsempfinden zu großen Teilen genetisch verankert. Schönheit fällt dabei sowieso in Eins mit sexueller Attraktivität, die vor allem einen Zweck hat: die Fortpflanzung sicherzustellen. Schön ist, was gesunde und reiche und durchsetzungsfähige Nachkommenschaft verspricht und damit die *pole position* in der sexuellen Selektion! Gilt das also auch für – Ideen-Sex und den intellektuellen Selektionsprozess? Eine Arbeitshypothese könnte lauten: im wissenschaftlichen Betrieb – gelegentlich, mit Glück, ja; im öffentlich-politischen Diskurs mit seiner heiß gelaufenen Empörungsmehr denn Erregungsdynamik – eher nein. Davon unabhängig verdankt sich aber der Erfolg von „sexy“ wohl vor allem der Notwendigkeit, ständig neue Begriffe zu erfinden (oder alte umzudeuten), um öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen und notfalls auch über das Fehlen neuer Inhalte hinwegzutäuschen. Damit verbunden ist eine gewisse Domestizierung der Sexualität: Wenn schon mäßig interessante wissenschaftliche Ideen „sexy“ sein können, wünschte man sich doch gelegentlich etwas mehr intellektuelle Pornographie. Auf der anderen Seite kann man die zunehmende Verkörperlichung des Denkens (die aber eigentlich schon in Platons „eros“ der Schönheit angelegt ist) durchaus auch als Fortschritt und Befreiungsbewegung lesen: Aufklärung wäre dann nicht nur der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit, sondern auch aus seiner fremdverordneten Reduzierung auf ein reines Geistwesen!

macht?). Deshalb folgt nun auch hier, nach der ordentlich-regelgemäßen Definition des Wortes ‚Spielverderber‘ samt einiger fremdsprachiger Äquivalente die systematische Herleitung eines genuin nicht-philosophischen, aber *anthropologisch grundlegenden, alltagsweltlich weitverbreiteten* und *moralisch aufgeladenen, ontologisch-erkenntnistheoretisch nicht unrelevanten* und schließlich: *in der informellen Logik nicht unspannenden* Begriffs, alles in lexikongemäßer Kürze!

Anthropologisch grundlegend und gleichzeitig *alltagsweltlich weitverbreitet* ist der Begriff ‚Spielverderber‘, weil er ein Phänomen benennt, das ein grundlegendes Prinzip des geselligen Zusammenlebens der Menschen deutlich macht („Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“; Friedrich Schiller in *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*; dort kann man auch alles zur Dialektik von Freiheit und Regeln nachlesen): Es braucht gute, und das heißt genauer: differenzierte, nicht zu sehr einengende, sondern kreative Auslegung und Gestaltung ermöglichende Regeln als Rahmen. Spiele ohne Grenzen waren schon immer dumm (sie heißen auch: „Krieg“ oder „whatever it takes“). Natürlich müssen die Regeln gelegentlich angepasst werden, am besten in einem kontinuierlichen, durchaus streitlustigen, aber ergebnisorientierten Prozess (völliger Regelumstoß heißt ‚Revolution‘, und wer da ein Spielverderber ist und auf Regeln besteht, endet regelmäßig an Laternenpfählen). Man kann dabei sogar den immens *moralisch aufgeladenen* Begriff, der wie alle geladenen Dinge nicht ungefährlich ist, ab und zu umpolen, man muss es sogar: Es gibt Spiele, die einen so verderben beim Mitmachen, dass es moralisch verantwortungsvoller ist, nicht mitzuspielen (die *social media* sind voll von ihnen, eine grenzenlose Spielwiese des *anything goes*, und also: des dummen, regellosen Spiels).

Ontologisch bzw. *erkenntnistheoretisch nicht irrelevant* ist der Begriff, weil das Wesen des Spiels in der Anerkennung von Regeln durch die Teilnehmer liegt. Wer aber hält sich, vom Wesen her, seiner Natur gemäß, in seinem ganzen Sein, niemals an Regeln? Nicht etwa die Natur, die schön nach Naturgesetzen funktioniert, auch wenn das nicht immer fair aussieht; so sah das schon Aristoteles (jeder Lexikonartikel, der auf sich hält, zitiert mindestens einmal einen antiken Autor, so wie jede *Studiosus*-Studienreise irgendwann einmal Ruinen streifen muss): „Denn alle Wissenschaft ist Wissenschaft von dem was immer oder was in der Regel ist. Wie sollte man sonst etwas lernen, wie einen anderen etwas lehren? Es muß eine feste Bestimmung sein, die gelernt oder gelehrt wird, entweder als das was immer, oder als das was in der Regel geschieht; z.B. als Regel dies, dass ein Getränk aus Honig und Milch demjenigen, der Fieber hat, heilsam ist. Was gegen die Regel ist, davon wird sich nicht sagen lassen, wann es nicht zutrifft. Sagt man z.B. bei Neumond trifft es nicht zu, dann bedeutet auch dies ‚bei Neumond‘ wieder ein immer oder ein In-der-Regel. Das Zufällige aber durchbricht jede Regel und läuft nebenher“. Anders gewendet: Der Zufall ist

der Urtyp eines Spielverderbers, deshalb zählt ihn jedes ordentliche Spiel (im Unterschied zu reinen Glücksspielen, aber die kann man auch nicht mehr weiter verderben). Jeder Würfel hat zum Beispiel sechs Seiten, und jedes einzelne Wurfereignis ist zwar zufällig; es hat aber, zumindest mit einem idealen Würfel, die gleiche Wahrscheinlichkeit, nämlich $1/6$ – aber ist das nicht eine Regel? Und schon hat uns die Dialektik wieder eingeholt! Gibt es nun einen Zufall, der sich nicht an die Regeln hält und deshalb der ewige Spielverderber im Reich der Natur und der Zwecke ist? Genauso gut könnte man fragen, ob es einen Gott gibt; es ist eigentlich die gleiche Frage, und man sieht gleich, warum der Teufel als Spielverderber begriffen werden kann. Oder auch nicht, denn schließlich hält sich der Teufel ziemlich gut an seine eigenen Regeln, und er ist den Freuden und den Spielen gar nicht abgeneigt, während sich die Freudenstörer traditionell eher im religiösen Lager herumtreiben.

Schließlich, letzter Punkt: Ein klassischer Fall von Spielverderberei, der für die *informelle Logik nicht unspannend* ist, ist dasjenige Phänomen, das man mit einer besonders schönen Metapher aus dem Sportbereich (Sport ist ein Spiel, das regelmäßig gute Metaphern generiert, hingegen niemals gute Interviews, auch nicht zufällig) „*Moving the Goalpost*“ nennt und das zu den verbreiteten Trugschlüssen der natürlichen (also: alltäglichen) Sprache (*fallacies of natural language*) gehört. Man stelle sich dazu folgendes Szenario vor: Ein Fußballspieler soll das perfekte Tor schießen, und zwar von einem beliebig zu bestimmenden Punkt aus; er schafft es. Anschließend wird das Tor ein Stück weiter weggerückt (oder auch der Punkt verschoben), nun soll er aus dieser Entfernung das perfekte Tor schießen. Er schießt, und es ist eigentlich egal, ob er trifft oder nicht; denn immer wieder wird das Tor in weitere Ferne für den nächsten Schuss gerückt. Übersetzt in die Sprache der Logik: Ein Beweis für A wird gefordert, er wird erbracht. Nun wird ein Beweis von A' erfordert und erbracht; und so weiter bis ins Unendliche. Das besonders Tückische an dieser argumentativen Spielverderberei ist, dass die Regeln *während des Spiels selbst* geändert werden; was nicht nur einen Ausgang, ein Ergebnis, irgendeinen Abschluss verhindert, sondern das Spiel in sich selbst völlig sinnlos macht, weil es kein definiertes Ziel mehr hat.

Erinnert das den einen Leser oder die andere Leserin vielleicht an irgendetwas? Etwa an das eine oder andere Beziehungsgespräch, wo die Schuld weiterwandert, von einem liegengelassenen Socken bis hin zur Beziehungsklimakatastrophe? An den einen oder anderen Krieg, der als „Polizeiaktion“ begann und kurz vor dem Weltkrieg – mit etwas Glück und eher zufällig endete? Oder gar an den Fortgang des Lebens selbst, der einen gelegentlich anmuten mag wie Sisyphos: Er schob mal wieder seinen Stein den Berg hoch, und als er oben war, rollte der Ball diesmal nicht wie erwartet wieder herunter (denn das war die Spielregel der allmächtigen und allweisen Götter) – womit Sisyphos gut

hätte leben können, er wäre dann gemütlich den Berg wieder heruntergeschlendert und hätte erst einmal ein Bier getrunken und davon gesprochen, dass morgen auch noch ein Tag sei. Aber nein, hinter dem Berg kam noch ein Berg, und dann und noch einer und noch einer! Aber niemand wird gefragt, ob er an diesem Spiel teilnehmen möchte, das sich Leben nennt. Frau kann nur – mitspielen, wenn sie keine Spielverderberin sein will. Oder, wie eine Figur mit dem absurden (aber symbolträchtigen) Namen Buridan in Frank Wedekinds *Die Zensur* (mit dem wunderbaren Untertitel „Theodizee in einem Akt“) auf den Punkt bringt: „Aber welche Kurzweil bereitet uns denn das Leben, wenn wir es nicht ernst nehmen?! Ein Spieler, der das Spiel nicht ernst nimmt, ist ein Spielverderber! Ich möchte mein Leben so ernst nehmen, wie einer meiner Bekannten das Kegelschieben. Mein Bekannter sowohl wie ich, wir möchten beide um unseren höchsten Genuß nicht betrogen sein. Sobald wir uns über die Gesetze des Spieles hinwegsetzen, ist die Freude am Spiel dahin. Mißverständnisse, Schimpfreden, Schlägereien, wüster Aberglaube und dumpfe Verzweiflung sind die Früchte – alles Ergebnisse, um derentwillen das Leben nicht lebenswert ist“.



TAMAGOTCHI, Kunstwort aus japan. „Tamago“ (Ei) und „wotchi“ (von engl. „watch“, Uhr). Das Tamagotchi ist eines der ersten Cyber-Spielzeuge, erfunden von der Japanerin Aki Maita im Jahr 1996. Das eiförmige, quietschbunte Mini-Plastik-Küken, das mit seinem Besitzer über einen begrenzten Satz von Symbolen auf seinem Display kommuniziert, eroberte nicht nur die Herzen der technikbesessenen Japaner, sondern wurde schnell weltweit populär. Der ursprüngliche Hype direkt nach Erscheinen flachte jedoch bald ab. Einen neuen Aufschwung nahmen die Verkaufszahlen erst wieder mit der Einführung des „Tamagotchi Plus“ im Jahr 2004. Die verbesserte Version konnte nun nicht nur essen, verdauen, spielen und schlafen, sondern hatte auch ein Geschlecht, konnte mit anderen Tamagotchis spielen und kämpfen, sich verlieben und Kinder bekommen. Alle Tamagotchis aber müssen am Ende eines: sterben. Wenn es soweit ist, verabschiedet sich Tamagotchi mit einem Engelchen auf dem Display von seinem Beschützer (zumindest die Versionen im christlichen Kulturraum) und kehrt in einem UFO zu seinem Heimatplaneten zurück, wo alle Tamagotchis in einer Art platonischer Ideenwelt leben – außer natürlich, man drückt den Reset-Knopf, und es ersteht ein neues Tamagotchi in der alten Hülle.

Zwar ist das Tamagotchi vom Namen und vom Marketing-Konzept her ein virtuelles Haustier, aber schon ein kurzer Blick auf seine Funktionen zeigt, dass es eigentlich eher menschlich-allzumenschliche Züge trägt. Tamagotchi schlüpft zwar, wenn man es einschaltet; aber danach will es nicht nur Körner picken

und einmal selbst Eier legen, sondern es will schier grenzenlose menschliche Aufmerksamkeit. Tamagotchi will, wie jedes Baby, regelmäßig gefüttert werden (Symbol „Messer und Gabel“); da seine allzumenschlichen Programmierer ihre eigenen Vorlieben, auch ihren künstlichen Geschöpfen beigelegt haben, bekommt es entweder eine ordentliche Mahlzeit oder einen zuckerhaltigen Snack. Essen macht Tamagotchi glücklich (das zeigt der „Glücksmeter“ mit vielen niedlichen Herzchen), zu viel Candy macht es krank (das zeigt der „Gesundheitsmeter“). Anschließend will Tamagotchi spielen; Computerspielen mit seinem Besitzer macht Tamagotchi sehr glücklich! Zwischendurch macht Tamagotchi Häufchen; wenn man sie nicht entsorgt (Symbol „Ente“), wird Tamagotchi irgendwann krank (Symbol „Totenkopf“). Ab und zu muss Tamagotchi schlafen, dazu sollte es besser dunkel sein (Symbol „Glühlampe“). Und schließlich ist Tamagotchi auch mal unleidlich: Es piepst einfach so und ohne Grund, es ist nämlich eigentlich glücklich (sagt der Glücksmeter) und will weder essen noch spielen. Dann sollten es gewissenhafte Pflegeeltern bestrafen, damit es in seinen nächsten Entwicklungszyklen ein wohlerzogenes Tamagotchi wird. Wenn „Tamagotchi Plus“ sich später verliebt, muss natürlich zuerst der „Beziehungsmeter“ ordentlich aufgefüllt werden, bevor es an den virtuellen Traualtar geht. Um die Mühen der Partnersuche zu umgehen, kann aber auch einfach den „Heiratsvermittler“ fragen! Das glückliche Paar produziert nun zwei neue Tamagotchis, die gerecht zwischen den Eltern aufgeteilt werden. Das ist eigentlich nicht von besonderer Bedeutung, denn kurz nach der Geburt verschwinden die elektronischen Eltern und überlassen den Nachwuchs den menschlichen Pflegeeltern zur Aufzucht der neuen Generation. So einfach und wunderschön ist das Tamagotchi-Leben! (♥♥♥♥♥)

Wenn es denn so einfach wäre. Denn tatsächlich wurde schon bald beklagt, dass die kleinen Biester ihre menschlichen Besitzer gar unmenschlich tyrannisieren: Ständig musste man auf der Hut sein, damit sie nicht zu viel oder nicht zu wenig aßen. Einmal vergessen, abends das Licht auszumachen, und die Nervensäge entwickelte einen Hang zur Schlaflosigkeit; und man hat ja auch nicht immer Lust auf hirnlose Computerspiele, nur weil das Balg mal wieder schreit (ob die übermäßige Anwendung disziplinierender elterlicher Gewalt zu späteren Traumata führte, wurde übrigens von den Besitzern nicht berichtet). Und schließlich mussten die (meist jugendlichen) Pflegeeltern ja auch noch zur Schule gehen, von anderen virtuellen und nicht-virtuellen Aktivitäten zur eigenen Entwicklung ganz zu schweigen (spätere Versionen hatten eine Pausentaste, die leider bei realen Babys immer noch nicht gefunden wurde). Der Philosoph Slavoj Žižek hat das Tamagotchi deshalb als „technosoziales Training“ für das Handy-Zeitalter bezeichnet: Beide, Handy und Tamagotchi, absorbierten die Aufmerksamkeitsressourcen ihrer Eigentümer auf ähnlich unersättliche Weise; sie verführten ihn dazu, ein rein virtuelles Leben mittels einer handli-

chen Apparatur mit abgerundeten Ecken zu führen, die je nach Wohlverhalten ihren Benutzer mit Zuwendung (belangloser Kommunikation, Like-Buttons, albernen Videos) belohnt oder mit Funkstille (also sozialer Nichtexistenz) bestraft.

Warum aber lassen sich junge Menschen willig von einem nicht einmal besonders niedlichen, hysterisch piepsenden Plastik-Ei mit schlechter Grafik und einem sehr restringierten Kommunikations-Code verführen? Immerhin, es ist ein Ei. Das Ei wird in vielen Kulturen als Ursprung aller Dinge angesehen, und selbst die Philosophen kommen schon seit der Antike immer wieder auf die nur scheinbar simple Frage zurück, was denn nun zuerst da war: die Henne oder das Ei? Wendet man diese Frage auf das virtuelle Ei und seinen menschlichen Besitzer, müsste man also fragen: Hat der Mensch das Tamagotchi erzeugt, weil es ein grundlegendes und auf keine andere Weise zu befriedigendes Bedürfnis nun endlich befriedigt? War das Tamagotchi notwendig im großen Gang der Dinge, eine Synthese nach der These (dem lebendigen Ei) und der Antithese (den Legefabriken und Hähnchenfarmen)? Oder ist das Tamagotchi von seinem fernen platonischen Planeten gekommen, um den Menschen zu strafen – sei für das Hähnchenschreddern, für seine ewige Zerstretheit oder seinen permanenten Unwillen, endlich erwachsen zu werden?

Für Ersteres, die metaphysische Notwendigkeit des Tamagotchi, spricht der von Psychologen beobachtete „Tamagotchi-Effekt“. Gar nicht so wenige Menschen sind geneigt, Emotionen auf leblose Dinge, Maschinen oder sogar auf Software-Produkte zu projizieren. Beinahe beliebige Dinge werden einfach dadurch lebendig für uns, dass wir sie als lebendig empfinden. Das kann durchaus ein emotionales Bedürfnis sein, das in der realen Welt nicht hinreichend befriedigt werden kann: Die Lebensumstände in der unendlich flexibilisierten Arbeitswelt erlauben das Halten eines pflegebedürftigen Haustiers nicht, die Karriere springt dem Kinderwunsch immer wieder in den Weg, die realen Freunde stellen zu große oder die falschen Ansprüche. Programme und technische Geräte funktionieren, im Großen und Ganzen gesehen, einfach besser und zuverlässiger als Leute. Unsichtbare Freunde gab es schon immer, und nun haben sie eben Ei-Gestalt angenommen – und nur der, der sein Herz noch nie an Dinge gehängt hat, an Knuddeltiere, Autos, Pullover, Bücher, was auch immer, werfe das erste Tamagotchi! Immerhin, so sagen die Psychologen und Psychotherapeuten, können die Plastik-Küken und andere virtuell-lebendige Zwitter dem heutigen globalen Nomaden mit seiner chronischen Beziehungsangst und Unsicherheit in den einfachsten menschlichen Fragen zu Trainingszwecken dienen. Wer allerdings noch nicht einmal dazu in der Lage ist, ein Tamagotchi eine gewisse Zeitlang am Leben zu erhalten und dabei eine emotionale Bindung zu entwickeln, die über den egoistischen Besitzerstolz oder die technische Neugierde hinausgeht, sollte es vielleicht doch besser nicht mit ei-

nem Haustier – von einem Kleinkind ganz zu schweigen – probieren (auch der „Beziehungsmeter“ könnte in der Therapie noch durchaus sinnvolle Anwendungen finden!).

Dass das Zähmen von Haustieren eine eminente zivilisatorische Bedeutung hat – und zudem gleichzeitig eine Zählung des wilden Menschen selbst bewirkte (so ist das nämlich mit Henne-Ei-Problemen) –, hat schon Johann Gottfried Herder in seiner vierbändigen Kulturgeschichte, den *Ideen zur Philosophie zur Geschichte der Menschheit* (1784-1791), ausgeführt. Mehr noch wirkte für ihn jedoch die biologische wie kulturelle Erfahrung von Elternschaft unmittelbar humanisierend auf eine Art und Weise, die kein Erziehungsratgeber der Welt lehren kann: „Den größten Unmenschen zähmt die väterliche und häusliche Liebe; denn auch eine Löwenmutter ist gegen ihre Jungen freundlich. Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft, durch Bande des Bluts, des Vertrauens und der Liebe verbunden. Also auch um die Wildheit der Menschen zu brechen und sie zum häuslichen Umgange zu gewöhnen, sollte die Kindheit unsres Geschlechts lange Jahre dauern; die Natur zwang und hielt es durch zarte Bande zusammen, daß es sich nicht, wie die bald ausgebildeten Tiere, zerstreuen und vergessen konnte. Nun ward der Vater der Erzieher seines Sohns, wie die Mutter seine Säugerin gewesen war, und so ward ein neues Glied der Humanität geknüpft. Hier lag nämlich der Grund zu einer notwendigen *menschlichen Gesellschaft*, ohne die kein Mensch aufwachsen, keine Mehrheit von Menschen sein könnte“. Wenn also die Aufzucht eines mechanisch piepsenden Tamagotchi eine auch nur mindere, bescheiden ei-förmig zivilisierende und humanisierende Wirkung auf irgendjemand gehabt hat, dem das Schicksal oder krude Ideologien oder schlechte Eltern andere und bessere Möglichkeiten der Zivilisierung und Humanisierung versagt haben, könnte man seine Existenz im großen Lauf der Dinge durchaus für berechtigt halten. Wenn das Tamagotchi aber doch nur eine Erfindung des Marketing und der Computer- und Unterhaltungs-Industrie war, um buntes Plastik möglichst teuer zu verkaufen, die Batterie-Erzeugung anzukurbeln und die Konsumenten auf ihre zukünftige Abhängigkeit vom Handy zu konditionieren – dann ist es eine gerechte Strafe für eine Menschheit, die zwar die alte philosophische Tugend der Aufmerksamkeit als sogenannte „Schlüsselkompetenz“ in Studienplänen, Coaching-Seminaren und Lebenshilfe-Büchern peppig aufgehübscht feiert, sich aber in einem Maße der allgegenwärtigen hirnlosen Zerstreuung durch virtuelle Unterhaltungsangebote hingibt, die daran zweifeln lässt, ob sie selbst jemals über das Anfangsstadium eines Tamagotchis hinausgekommen ist.



TWITTER, (von engl. *to twitter*: zwitschern, schnattern) Nachrichtenmedium im Internet, eine Mischung aus sozialem Netzwerk und öffentlichem Tagebuch (vgl. *Blog*). Über Twitter können angemeldete Nutzer beliebige Textnachrichten (*Tweets*) verbreiten; die einzige Regel ist, dass sie eine Länge von 140 Zeichen nicht überschreiten dürfen. Das entspricht exakt einem Satz wie: „Mit 140 Zeichen, auf elegante Art und Weise, wie hier, nichts zu sagen, muss eine kulturelle Leistung von ziemlich unabschätzbarem Wert sein“ (eine Definition aus PONS Twitter, und exakt 140 Zeichen). In diesen 140 Zeichen können private Erlebnisse, spontane Meinungsäußerungen, fundierte Lebensweisheiten, medizinische Ratschläge, aktuelle Nachrichten, Gerüchte über Promis oder Veranstaltungsankündigungen (vgl. *Event* und *Flash mob*) verbreitet werden. Der *Tweet* eines Twitterers geht zunächst an all diejenigen, die diesem Benutzer „folgen“, also seine Nachrichten abonniert haben (seine *followers*), Wenn man eine erhaltene Nachricht dann selbst weiterleitet, um so für ihre schnellere Verbreitung zu sorgen, ist dies ein *ReTweet*. Um die Orientierung im weltweiten Gezwitscher einfacher zu machen, kann man den *Tweet* auch mit einem Schlagwort, dem *Hashtag*, in Form eines Doppelkreuzes einleiten: „**#Wörterbuch**: Wenn beim Twittern tatsächlich hörbares Geschnatter erzeugt würde, trügen alle Gänse der Welt längst einen Gehörschutz“ (133 Zeichen; und: Entschuldigung an die Gänse!).

Twitter wurde 2006 von einer kalifornischen Firma zur Verbesserung der internen Kommunikation entwickelt und gewann schon im März 2007 einen Preis für den besten „Blog“ (Abkürzung für *Web Log*, Tagebuch im Internet). Der Erfinder bedankte sich mit dem Satz: „Wir würden uns gern mit 140 Zeichen oder weniger bedanken. Was wir hiermit getan haben!“ (im Deutschen sogar nur 89 Zeichen). Der Internet-Dienst wuchs kontinuierlich und entwickelte weitere Sprachversionen. Längst haben nicht nur Popstars, sondern auch Politiker den popularitätssteigernden Wert von *Tweets* entdeckt („**#Wahlkampf**: Wer braucht schon mehr als 140 Zeichen für eine politische Botschaft? Ich twittere, also bin ich wählbar!“ – ganze 117 Zeichen, wahlweise in schwarz, gelb, rot oder grün). Die meisten *Follower* haben regelmäßig Teenie-Stars wie Lady Gaga oder Justin Bieber; immerhin kann sich Barack Obama mit knapp sieben Millionen recht konstant unter den *Top Ten* halten (aber halb so viel kann beispielsweise auch Paris Hilton aufweisen: „**#Celebrity**: Ich habe wirklich nichts zu sagen, aber ist meine neue Handtasche nicht spannender als Barack Obamas Haltung zur Nahostfrage?“ – fiktiv, 137 Zeichen, und schon zu lang für das, was gesagt wird).

Der altehrwürdige Vorläufer des intergalaktischen Gezwitschers ist der Aphorismus (von griech. *aphorismos*, genau bestimmen, abgrenzen): „Ein Aphorismus ist etwas, was dem *Schreibenden* einen Essay als Kommentar erspart, den *Lesenden* jedoch infolgedessen aufs höchste schockiert“ (exakt 140 Zeichen, als

hätte der österreichische Dichter Peter Altenberg es gewusst, als er diese launige Definition verfasste!). Tatsächlich darf der klassische Aphorismus natürlich länger als 140 Zeichen sein; seine zugespitzte, auf eine Pointe haarscharf zulauende Kürze ist jedoch sein besonderes Markenzeichen – neben seinem gedanklichen Gehalt allerdings, der ja gerade kein Merkmal eines ordentlichen Dahingezwitschers sein muss („Erkältet. Mache mir warmes Bier mit Honig. Allerdings kein Honig da. Und das Bier ist kalt. Aber ich werde diese bittere Pille schlucken!“ – anonym aus dem Internet gefischt und mit wiederum exakt 140 Zeichen ein Volltreffer in Sachen Lebensweisheit). Tatsächlich haben die ersten Aphorismen sogar einen konkreten medizinischen Hintergrund: Der griechische Arzt Hippokrates entwickelte kurze Lehrsprüche, in denen er seine Lehre konzentrierte. Als Lehrform – die Formeln war dabei vom Lehrenden in der Vorlesung durch einen freien Vortrag zu ergänzen – hielten sich die Aphorismen bis ins 18. Jahrhundert. Daneben gibt es aber seit dem 17. Jahrhundert auch den philosophischen Aphorismus, der einen geistreichen Gedanken in eine überzeugende, persönlich geprägte Formulierung bringt. Meister dieser Kleinform waren die französischen Moralisten („#**Moral**: Moralische Lehren können gar nicht kurz genug sein“ – dafür reichen mal eben 58 Zeichen!), in Deutschland wurde im 18. Jahrhundert Georg Christoph Lichtenberg zu dessen Großmeister: „Der Gedanke hat in dem Ausdruck noch zuviel Spielraum; ich habe mit dem Stockknopf hingewiesen, wo ich mit der Nadelspitze hätte hinweisen sollen“ (der Mann hat recht, es sind 145 Zeichen!).

In der Philosophie hat Kürze prinzipiell einen guten Ruf; so befindet bereits Lukrez in seinem (allerdings sechs Bücher langen) Lehrgedicht *de rerum natura*: „Nein, es ist besser in Kürze mit wenigem viel zu umspannen“ (58 Zeichen, und damit noch unter dem folgenden biblischen Rekord). Und auch in der Bibel heißt es bereits, mit einem Muster an Lakonik: „eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Übel“ (*Jakobus* 5, 12, und mit nur 73 Zeichen wahrlich knapp gezwitschert). Die Bezeichnung für die steinerne Kürze ist übrigens von den wortkargen Spartanern abgeleitet, die die antike Region der Landschaft Lakonien auf dem Peloponnes bewohnten (dazu ein antiker Twitter, abgesetzt nach der Niederlage vom Spartaner Kyzikos: „Boote verloren. Mindaros tot. Männer haben Hunger. Wissen nicht, was tun“ – 72 Zeichen in der deutschen Fassung; für das griechische Alphabet gibt es bis heute wahrscheinlich noch keine Twitter-Version).

In der antiken Rhetorik gibt es ein eigenes Wort, um die lobenswerte Eigenschaft der Kürze zu bezeichnen: Es ist die *brevitas*, für den Leittheoretiker Quintilian eine der fünf „Tugenden“ des Redners schlechthin, die nicht nur dafür sorgen soll, dass die Hörer sich nicht zu Tode langweilen, sondern durch Prägnanz auch bessere Verständlichkeit gewährleisten. Über die Gewichtigkeit des Inhalts ist damit noch nichts gesagt; und ein doch eher dem Ideal der Ausführ-

lichkeit und systematischen Vollständigkeit verpflichteter philosophischer Großautor wie Hegel wäre angesichts der meisten *Tweets* da wohl eher skeptisch gewesen: „Wenn in dem Charakter der ausgezeichneten Individuen einer Periode sich der allgemeine Geist einer Zeit überhaupt abdrückt und auch ihre Partikularitäten die entfernteren und trüberen Medien sind, in welchen er noch in geschwächten Farben spielt, sogar oft Einzelheiten eines kleinen Ereignisses, eines Wortes nicht eine subjektive Besonderheit, sondern eine Zeit, Volk, Bildung in schlagender Anschaulichkeit und Kürze aussprechen, dergleichen auszuwählen nur die Sache eines geistreichen Geschichtsschreibers ist, so ist dagegen die Masse der sonstigen Einzelheiten eine überflüssige Masse, durch deren getreue Aufsammlung die der Geschichte würdigen Gegenstände gedrückt und verdunkelt werden; die wesentliche Charakteristik des Geistes und seiner Zeit ist immer in den großen Begebenheiten enthalten“ (alles klar? 830 Zeichen, hier die Kurzfassung: „Manche Tweets sind kurz und charakteristisch, die meisten allerdings sind kurz und belanglos und verhindern den Blick auf das wirklich Große“ = exakt 140 Zeichen!).

Ausführlich mit der „Sprachkürze“ hat sich auch Jean Paul in seiner *Vorschule der Ästhetik* befasst. Als Theoretiker des Witzes, einer exemplarischen Kurzform, befand er: „Kürze ist der Körper und die Seele des Witzes“ (45 Zeichen, ein neuer Knappheitsrekord). Dabei unterscheidet er verschiedene Arten der Kürze: Die erste, sozusagen natürliche Variante ist die Kürze des „Wilden“ und des „Kindes“, aber auch des „Landmannes“ und des „Bürgers“: Sie alle sprechen mehr zur Sache denn zum Schmucke, sie „ordnen die Darstellung dem Gegenstände unter und machen ungern Worte“. Gern ins Weite schweift demgegenüber der „Gebildete“, „welcher, weniger vom Gegenstände getroffen und überwältigt, sich freier und länger den Worten überläßt“ (die Hörer akademischer Vorträge werden leidgeprüft nicken und sich eine Twitter-Fassung so mancher Vorlesung wünschen). Daneben gibt es allerdings auch eine zweite, sozusagen elaborierte Version der Kürze, die eine erlernte Kunstfertigkeit ist und für die man am besten bei den römischen Rednern und Geschichtsschreibern in die Lehre geht. Sie vereint die sprachliche Kunstfertigkeit mit der Sachorientierung, ist aber leider, so Jean Paul, den Deutschen am wenigsten von allen gegeben: „Der Deutsche näht gern jeden Gedanken in ein zierliches Schleppekleid ein, und ihr zieht gern als Schlepenträger hinterher“ (122 Zeichen, und ein hübsches Bild eines unfreiwilligen *Followers* gratis dazu). Da jedoch, so Jean Paul in einer originellen mathematischen Konstruktion, die Zahl der jeweils gedachten Gedanken pro Zeiteinheit eigentlich immer gleich ist, ihre sprachliche Vermittlung jedoch unterschiedlich umfangreich ausfallen kann, wird Kürze meist als reizvoller empfunden, nämlich „dadurch, daß sie uns statt der grammatisch leeren Gedanken sofort den wichtigern vorführt und uns mit einem Regenbache trifft statt mit dem Staubregen“ (leider schon zu lang durch

die grammatisch komplizierte Konstruktion: 159 Zeichen, mittlerer Landregen, um im Bilde zu bleiben).

Ein kulturkritischer Einwand gegen Twitter könnte natürlich sein, dass der Leser auf 140-Zeichen-Sätze abgerichtet wird, ab dem 141. Zeichen gewohnheitsmäßig den Verstand abschaltet und damit jeglichen komplizierteren Satzbau, der dann und wann ja auch einen komplizierteren Gedanken transportieren mag, der sich eben nicht in 140 Zeichen mitteilen lässt, unmöglich, weil unverständlich macht (336 Zeichen, aber noch eine recht einfache grammatische Konstruktion mit Relativsätzen und Einschüben). Aber schon Nietzsche hat darauf hingewiesen, dass Kürze allein noch nicht leichte Verdaulichkeit garantiert und schnelles Lesen nicht gleich schnellem Verständnis ist: „In andern Fällen macht die aphoristische Form Schwierigkeit: sie liegt darin, daß man diese Form heute *nicht schwer genug* nimmt. Ein Aphorismus, rechtschaffen geprägt und ausgegossen, ist damit, daß er abgelesen ist, noch nicht ‚entziffert‘“. Zur Tiefenentzifferung jedoch müsse man nicht nur lesen können, ja mehr noch, das Lesen als Kunst eingeübt haben; man müsse vielmehr, „beinahe Kuh und jedenfalls *nicht* ‚moderner Mensch‘ sein“; man müsse „*Wiederkäuen*“. Deshalb also kehre der folgsame Leser zum Anfang des Artikels zurück (siehe auch *Monopoly*): „**Twitter**, (aus engl. „to twitter“ : zwitschern, schnattern) Nachrichtenmedium im Internet, eine Mischung zwischen Sozialem Netzwerk und öffentlichem Tagebuch (vgl. *Blog*). Über Twitter können angemeldete Nutzer kurze Textnachrichten von einer Länge bis zu 140 Zeichen im Internet verbreitet werden; das entspricht exakt einem Satz wie: „Mit 140 Zeichen, auf elegante Art und Weise, wie hier, nichts zu sagen, muss eine kulturelle Leistung von ziemlich unabschätzbarem Wert sein“ (eine Definition aus PONS Twitter, exakt 140 Zeichen).“ Und so weiter gezwitschert...



UMFRAGE, Erhebung und statistische Auswertung von Meinungen eines repräsentativen Querschnitts der Bevölkerung zu einem bestimmten Thema (auch: Demoskopie, von griech. *demos*: Volk, und *skopein*: spähen). Meinungsumfragen werden persönlich, schriftlich, am Telefon oder über das Internet mittels eines Fragebogens durchgeführt. Sie sollen die „öffentliche Meinung“ entweder über einen längeren Zeitraum (Längsschnittstudien) oder punktuell zu einem bestimmten Zeitpunkt (Querschnittstudien) dokumentieren. Dazu bedienen sie sich etablierter Methoden der empirischen Sozialforschung und der mathematischen Statistik. Bereits die erste überlieferte Meinungsumfrage war eine Variante der bis heute beliebten „Sonntagsfrage“: 1824 wollte eine Lokalzeitung im amerikanischen Harrisburg von ihren Lesern wissen, wer die anstehende Wahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewinnen würde. Die

Methodik wurde im Laufe der Zeit vor allem durch George Gallup weiterentwickelt; noch heute ist eines der weltweit größten professionellen Meinungsforschungsinstitute nach ihm benannt, in Deutschland galt lange Zeit Elisabeth Noelle-Neumann (Institut für Demoskopie Allensbach) als Mutter der Meinungsforschung.

Ein wichtiges Anwendungsgebiet ist neben der Politik inzwischen die wirtschaftliche Marktforschung im engeren Sinn (vgl. *Marketing*): Keine neue Zahnpasta kommt mehr auf den Markt, ohne dass zuvor die Einstellungen der Verbraucher zu Farbe, Verpackung, Größe der Tube, Konsistenz und Geschmack und vor allem Markenimage (siehe auch *Design*) eingehend erforscht wurden. Zunehmend problematisch hingegen erscheint, dass die Politik sich diesem Trend anpasst und ihre Kandidaten mehr nach den Präferenzen der öffentlichen Meinung über Frisur, Sex Appeal, Kleidungs- und Lebensgewohnheiten, Kommunikationsstil und Markenpräferenzen als nach altmodischen Kategorien wie Sachkompetenz, Vertrauenswürdigkeit oder gar politischen Überzeugungen auswählt.

Meinungsumfragen gehören zweifellos nicht zum Methodenarsenal der traditionellen Philosophie („Wenn Sie nächsten Sonntag den neuen deutschen Leitphilosophen wählen sollten, wem würden Sie Ihre Stimme geben? A) Peter Sloterdijk; B) Richard David Precht; C) dem Papst; D) Hape Kerkeling?“). Das mag mit der Geringschätzung von Mehrheit als genuin philosophischem Wert zusammenhängen; Philosophen sind zudem zumeist Einzelkämpfer, vertreten intellektualistische Minderheitenpositionen und gründen keine Parteien, sondern allenfalls Schulen. Vor allem jedoch verachten sie traditionell dasjenige, was nun einmal im Zentrum jeder Meinungsumfrage steht, die persönliche Meinung nämlich im Allgemeinen und das Konstrukt der „öffentlichen Meinung“ im Besonderen. Das beginnt schon, wie so oft, bei Platon, der seinen Sokrates den unwissenden Kriton über den Wert philosophischer Expertenmeinungen belehren lässt: „Nämlich doch die guten Meinungen soll man ehren, die schlechten nicht?“ – Natürlich, gibt Kriton zu. – „Und die guten, sind das nicht die der Vernünftigen, die schlechten aber die der Unvernünftigen?“ – Wie anders, nickt Kriton brav. – Wie jedoch unterscheidet man die vernünftigen von unvernünftigen Meinungen?

Das wüssten auch die Meinungsforscher gern. Immerhin entwickelt Platon in der *Politeia* ein recht modern wirkendes, graduelles Modell der Unterscheidung von Wahrheitsansprüchen. Zunächst werden subjektive Meinungen ein für allemal als haltlos erklärt: „Hast du dir denn von den Meinungen ohne Wissenschaftlichkeit noch nicht gemerkt, wie verabscheuenswert sie alle sind? Denn die besten davon sind blind. Oder scheinen dir die, welche ohne wissenschaftliche Vernunft einmal durch bloßes Meinen eine Wahrheit ertappen, von Blinden sich zu unterscheiden, die einmal auf dem richtigen Pfade wandeln?“ Wissen-

schaftlichkeit, genaue Kenntnis desjenigen, über das geurteilt wird, ist also das Hauptkriterium; sie allein bezieht sich auf das wahre Sein der Dinge, ihren idealen Wert, nicht auf den äußeren sinnlichen Schein wie das bloße Meinen: „Es genügt also“, so der platonische Sprecher weiter, „den ersten und obersten Abschnitt des Erkennens *Wissenschaft* zu nennen, den zweiten *Verstandeseinsicht*, den dritten *Glauben an die Sinne*, den vierten bloßen *Schein von Wahrheit*, und einerseits die beiden letzten zusammen *Meinung*, andererseits die ersten zusammen *Vernunftseinsicht*; dabei bezieht sich *Meinung* auf das wandelbare *Werden*, *Vernunftseinsicht* auf das unwandelbare *Sein*, so daß wie *Sein* zum *Werden*, so *Vernunftseinsicht* zu *Meinung*, und wie *Wissenschaft* zu *Glauben an die Sinne*, so *Verstandeseinsicht* zu *Scheinwissen* sich verhält“. Meinungsumfragen können demnach nur „Scheinwissen“, bloßes Meinen, wandelbare Momentaufnahmen geben; das platonische Ideenreich ist Meinungsumfragen eben so wenig zugänglich wie andere rein geistige Konstrukte (Was ist eine Idee? A) ein nicht sichtbares ideales Urbild alles Seienden; B) eine Investition in geistiges Eigentum; C) meist etwas Schlechtes; D) keine Ahnung, habe noch nie eine gehabt“).

Wissenschaft als Gegenentwurf zum bloßen Meinen ist jedoch nach Platon nicht einfach einseitiges Spezialistentum, sondern vernunftgeleitete Erkenntnis nach Prinzipien, eine Art philosophischer Sachkunde. Was jedoch soll der philosophische Laie tun, wenn es auf seine allzu persönliche Meinung nicht ankommt? Kann er sich einfach auf die Experten verlassen und deren güldenen Erkenntnisse in die kleine Alltagsmünze einer bescheidenen, aber begründeten Meinung umsetzen? Gegen diese traditionelle Zuschreibung von „Autorität“ an die Besserwissenden setzen sich die Empiristen des 18. Jahrhunderts im Zuge der Aufklärung jedoch strikt zur Wehr. Um sich über den „Almosenkorb“ und den „Brosamen erbettelter Meinungen“ zu erheben, hilft für John Locke nur die strikte Verpflichtung zum Selbstdenken: „Es ist ebenso verkehrt, mit Anderer Augen sehen, wie mittelst Anderer Verstände erkennen zu wollen. Nur so weit man selbst betrachtet und selbst die Wahrheit und Vernunft auffasst, besitzt man eine wahre und wirkliche Erkenntnis. Wenn Anderer Meinungen in unserm Gehirn umherziehen, so macht uns dies um kein Jota klüger, selbst, wenn sie wahr sind. Was bei Jenen Wissenschaft ist, ist dann bei uns nur ein Meinen; man giebt die Zustimmung dann nur berühmten Namen, aber gebraucht nicht, wie Jene, seine Vernunft, um diese Wahrheiten, welche Jene berühmt gemacht haben, zu verstehen“. Fremde Autorität oder auch Stimmenmehrheit sind also niemals ein hinreichender Grund dafür, eine fremde Meinung zu übernehmen, auch wenn es sich bei den Meinungsvertretern um „ehrlich, oder gelehrte, oder zahlreiche Personen“ handelt; denn wer könne garantieren, dass es wirklich die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sei, „welche berühmte und gelehrte Männer und die Führer der Partei“ bestimmen? Ein Trost bei all dem ist nur, so

Locke mit einem gewissen Pragmatismus der Erfahrung, dass die Mehrheit der Menschen eigentlich überhaupt keine Meinungen hat, sondern den politischen Ideologen oder den religiösen Sektenführern genauso blind folge wie einem Feldherren, der ja schließlich auch nicht vor jedem Manöver in der Schlacht eine Meinungsumfrage durchführen könne („Sollen wir die Römer angreifen? A) von vorn; B) von den Seiten; C) nur diejenigen, die Lust dazu haben; D) lieber erst morgen?“).

Ein weiteres verbreitetes philosophisches Argument gegen das bloße Meinen ist im Übrigen die schon von Platon beklagte Wankelmütigkeit der Menschen: Heute meint man das, morgen jenes, und übermorgen hat man schon vergessen, dass man überhaupt jemals eine Meinung wozu auch immer hatte. In diesem Zusammenhang macht Gottfried Wilhelm Leibniz einen interessanten Vorschlag: Eigentlich genüge es ja, wenn man eine Sache einmal „aufrichtig und sorgfältig durchdacht und sozusagen die Rechnung gezogen habe“; dann habe man nämlich keine bloße Meinung mehr, sondern eine begründete Vernunft Einsicht. Die Erfahrung zeige allerdings, dass gewöhnlich „diejenigen, welche ihre Meinung am wenigsten geprüft haben, denselben am meisten zugehört sind“. Und selbst diejenigen, die guten Willens sind, hätten häufig einfach nicht die Zeit und das Geld und den Überblick (vgl. *Burn-out*); „die Sorge für unseren Lebensunterhalt und unsere wichtigsten Interessen leidet indessen keinen Aufschub“. Deshalb, nun der konstruktive Vorschlag von Leibniz: „Indessen wäre es zu wünschen, daß die Menschen in manchen Fällen *schriftliche Entwürfe* (in Form von Gedächtnisbüchern) der *Gründe* besäßen, welche sie zu irgend einer bedeutsamen Ansicht veranlaßt haben, und welche sie in der Folge noch oft vor sich oder anderen zu rechtfertigen genötigt sind“. Da könnte leicht eine ganze Bibliothek zusammen kommen, besonders bei den Deutschen, die nach Johann Gottlieb Fichte eine Art Meinungsbildungs-Weltmeister sind: „Tiefer unter uns eingewurzelt, fast zur andern Natur geworden, und das Gegenteil beinahe unerhört, war unter den Deutschen die Sitte, dass man alles, was auf die Bahn gebracht wurde, betrachtete als eine Aufforderung an jeden, der einen Mund hätte, nur geschwind und auf der Stelle sein Wort auch dazuzugeben und uns zu berichten, ob er auch derselben Meinung sey, oder nicht; nach welcher Abstimmung denn die ganze Sache vorbei sey, und das öffentliche Gespräch zu einem neuen Gegenstande eilen müsse“. Die Katastrophe von heute ist der Schnee von gestern; aber gemeint wird fröhlich weiter, sei es zur globalen Erwärmung, dem radioaktiven Fall-Out, der Weltrevolution oder auch nur zur Modefarbe für den nächsten Sommer, den soeben frisch gekürten Superstar (vgl. *Casting*), das neue Outfit von Paris Hilton (vgl. *It-Girl*).

Meinungen sind jedoch nicht nur von Übel, weil sie das Selbstdenken behindern, die richtige Erkenntnis herabwürdigen und nicht die gleiche Standfestigkeit wie eine selbst durchdachte und im Gedächtnisbuch notierte Überzeugung

aufweisen, sondern insbesondere im Blick auf das Leben selbst. Schon der frühe Lebenshilfe-Philosoph Epiktet befand unter dem vielversprechenden Titel „Der schrecklichste der Schrecken“: „Nicht die Dinge selbst, sondern die Meinungen von den Dingen beunruhigen die Menschen. So ist z. B. der Tod nichts Schreckliches, sonst wäre er auch dem Sokrates so erschienen; sondern die Meinung von dem Tod, daß er etwas Schreckliches sei, das ist das Schreckliche“ (*Handbüchlein der stoischen Moral*). Der Tod hat tatsächlich einen schlechten Ruf in der öffentlichen Meinung („Wollen Sie lieber A) sterben, B) weiterleben, C) keines von beiden, D) darüber diskutieren?“); dem konnte auch das sokratische Beispiel allein kaum abhelfen. Die Inkarnation der bloßen Meinung jedoch, die sozusagen allgemeinste aller Meinungen, ist für den Philosophen die „öffentliche Meinung“ mit ihrer inzwischen medial ins schier Unendliche gesteigerten Willkür, die heute Helden aus dem Nichts des Alltags kürt, um sie morgen im Dschungel-Camp zu verbrauchen (siehe auch *Reality TV, Hype*). Arthur Schopenhauer wies in diesem Zusammenhang bereits auf die unheilvolle Komplizenschaft von Mächtigen-Helden und der Meinungsmacherbranche hin: „Während jeder sich schämen würde, in einem geborgten Rock, Hut oder Mantel umherzugehen, haben sie Alle keine andern, als geborgte Meinungen, die sie begierig aufraffen, wo sie ihrer habhaft werden, und dann, sie für eigen ausgehend, damit herumstolzieren. Andere borgen sie wieder von ihnen und machen es damit eben so. Dies erklärt die schnelle und weite Verbreitung der Irrthümer, wie auch den Ruhm des Schlechten: denn die Meinungsverleiher von Profession, also Journalisten u. dgl., geben in der Regel nur falsche Waare aus, wie die Ausleiher der Maskenanzüge nur falsche Juwelen“. Gegen die Herrschaft der „öffentlich meinenden Scheinmenschen“ helfe, so auch Nietzsche, letztlich nur die gezielte geistige wie körperliche Absonderung des Philosophen vom „Geschlecht der öffentlich Meinenden“ nach dem Muster seines Zarathustra („Wer ist ihr philosophisches Ideal? A) Sokrates; B) Kant; C) Zarathustra; D) Bernd das Brot?“) – sei es in die Einsamkeit der Berge, auf den Pilgerweg oder vielleicht doch nur in die handy-freie Zone eines ICE der Deutschen Bahn?

Gleichwohl könnte die Philosophie vielleicht doch einiges von den Meinungsforschern lernen, deren Prognosen in vielen Fällen der Realität ganz erstaunlich nahekommen; als „Schwarm“ (vgl. *Schwarm-Intelligenz*) sind die Menschen offensichtlich berechenbarer, als sie gemeinhin meinen und als ihnen lieb ist. Die vielgeschätzte Individualität hingegen, gerade im Blick auf die „ganz persönlichen“ Meinungen, entblößt sich bei genauerem Hinschauen häufig als die von Schopenhauer diagnostizierte Leih-Identität, zumal im Zeitalter globalisierter Informationsströme und breit diversifizierter Meinungsangebote (siehe auch *Netzwerke, soziale und Twitter*). Hätte Schopenhauer allerdings auch Recht mit seiner Vermutung über den eigentlichen Grund dieses immerwährenden Karnevals der Meinungen, läge hier die eigentliche Aufgabe für eine zeitgemä-

ße Philosophie der nimmer endenden Aufklärung: „Bei den meisten Menschen ist die Urtheilskraft bloß nominell vorhanden; es ist eine Art Ironie, daß man sie den normalen Geisteskräften beizählt, statt sie allein den *monstris per excessum* zuzuschreiben“. Oder ist das vielleicht doch nur eine persönliche Meinung, gesteuert von Schopenhauers unbestreitbarem sehr persönlichem Geltungsdrang, der ihm hier den Blick auf die Wahrheit verstellt? Machen wir doch einfach eine Umfrage, diesmal vielleicht nach einem anderen beliebten Muster: „Wie oft praktizieren Sie durchschnittlich Ihre Urteilskraft, allein oder mit anderen? A) regelmäßig; B) selten; C) nur unter dem Schutz der öffentlichen Meinung; D) bin philosophisch abstinent“?



VISUALISIERUNG, (von lat. *videre*: sehen) das Sichtbarmachen von abstrakten Daten, Sachverhalten oder Zusammenhängen, indem man sie in eine optisch erfassbare Form bringt (zum Beispiel als Fotos, Filme, Grafiken, Diagramme, Tabellen, Modelle, Simulationen). Visualisierung kann sich auf reine Abbildungs- oder Illustrationsfunktionen beschränken; sie kann auch für Modellierungs- und Konstruktionszwecke eingesetzt werden (z. B. CAD-Programme). Häufig ist eine Übersetzung oder Deutung der darzustellenden Daten mit ihrer visuellen Umsetzung verbunden: Indem bestimmte Zusammenhänge hervorgehoben, einzelne Elemente weggelassen oder die Daten bearbeitet werden, entsteht ein selektives und auf das Wesentliche reduziertes Bild eines ursprünglich komplexen und vollständigen Sachverhaltes; indem bestimmte Verfahren der Darstellung ausgewählt werden (z. B. eine Einfärbung), wird eine Deutung für den Betrachter nahegelegt. Visualisierungsverfahren können deshalb auch gut zu Manipulationszwecken eingesetzt werden: Bilder wirken schneller und direkter als umständliche, womöglich differenzierte und immer missverständliche sprachliche Äußerungen. Deshalb finden sie vor allem Anwendung in der PR- und Öffentlichkeitsarbeit, beim Marketing, für Produktpräsentationen (vgl. *Powerpoint*). Aber auch die gesamte Wahrnehmung der Politik ist durch die immer leichtere Verfügbarkeit und die technischen Vervielfältigungs- (wie Manipulations!-) Möglichkeiten von Bildmaterial stark verändert worden; „Bildmedien“ sind heutzutage beinahe alle Print- und Internet-Medien bis auf das gute alte Radio. Und auch in der Didaktik verzichtet kaum ein Lehrer, sei es an der bodenständigen Grund- oder der exzellenten Hochschule (siehe auch *Leuchtturm*), auf die einprägsamen und verständnisfördernden Wirkungen bunter Bilder.

Eher technischen Zwecken im engeren Sinne hingegen dienen „bildgebende Verfahren“. Dabei werden physikalische Daten – wie sie zum Beispiel bei medizinischen Untersuchungen in großen Mengen anfallen – ausgewertet, an-

schließlich in Form von Helligkeitswerten oder Falschfarben codiert und damit wichtige Zusammenhänge sichtbar gemacht. Bildgebende Verfahren werden überall dort angewendet, wo die menschliche Wahrnehmung sich als defizient erweist – Dinge also entweder zu klein sind (das Mikroskop) oder zu groß und zu weit entfernt (das Fernrohr, das Teleskop) oder zu komplex (das MRT). Sie sind damit sozusagen die technische Lösung zur „Reduktion von Komplexität“ (nach dem Soziologen Niklas Luhmann das Weltproblem des modernen Menschen schlechthin): Was in eine übersichtliche farbige Darstellung übersetzt werden kann, ist schon fast verstanden und auf jeden Fall besser technisch beherrschbar (Luhmann hingegen hat auf eine Bebilderung seiner hochkomplexen systematischen Gesellschaftsanalyse leider verzichtet).

Die Philosophie hingegen war von ihren Anfängen an eine eher bilderfeindliche Wissenschaft („du sollst dir kein Bild machen von meiner Philosophie!“, könnte eine ihrer heimlichen Maximen lauten). Bis heute entzieht sie sich weitgehend dem allgegenwärtigen Zwang zum Bild, auch wenn Vorträge auf Philosophenkongressen inzwischen dem *Powerpoint*-Standard gemäß immergleiche bärtige Philosophen-Porträts neben mehr oder weniger unverständliche Texte stellen. So sind die platonischen Ideen zwar „Urbilder“, aber gerade dadurch definiert, dass sie dem sinnlichen Auge nicht sichtbar sind; allerdings könnte man immerhin Platons berühmte Gleichnisse als eine Art sprachlichen Visualisierungsversuch verstehen, auch wenn sie nicht immer zur größeren Deutlichkeit seiner Philosophie beigetragen haben. Ähnliches gilt für alle mystischen Erscheinungen religiöser oder sonstiger Visionäre über die Jahrhunderte hinweg, die zwar zumeist diffusen Bildcharakter haben, aber leider sprachlich nicht kommuniziert, sondern nur erlebt werden können; bezeichnenderweise taucht der Terminus „bildgebend“ das erste Mal in der *Vita* des Mystikers Heinrich Seuse zu Beginn des 13. Jahrhunderts auf.

Als philosophische Schwundform der Visualisierung, ihr innerliches Wahrnehmungs-Äquivalent sozusagen, könnte man allenfalls die „Anschauung“ bzw. die „Anschaulichkeit“ betrachten. Für den Empiristen John Locke ist immerhin das unmittelbar anschauliche Wissen an Klarheit durch nichts zu überbieten: „Denn beobachtet man sein eigenes Denken, so bemerkt man, dass die Seele diese Uebereinstimmung zweier Vorstellungen manchmal unmittelbar durch diese selbst erfasst, ohne dass eine dritte dabei vermittelt; dies kann man das *anschauliche* Wissen nennen. Hier braucht sich die Seele nicht mit Beweisen und Prüfen zu bemühen, sondern sie erkennt die Wahrheit, wie das Auge das Licht, blos dadurch, dass sie darauf sich richtet. In dieser Weise weiss die Seele, dass schwarz nicht weiss ist, dass ein Kreis kein Dreieck ist, dass drei mehr als zwei sind, und dass drei gleich ist zweien und eins. Solche Wahrheiten erfasst die Seele bei dem ersten Ueberblick der Vorstellungen, durch reines Anschauen, ohne Zwischenkunft einer andern Vorstellung; es ist das klarste und sichers-

te Wissen, dessen wir schwache Menschen fähig sind“. Leider haben jedoch nur einige wenige und eher einfach gestrickte Wahrheiten diese besondere Evidenz, die Locke wohl nicht zufällig mit der Bedeutung des Lichtes für das menschliche Sehen vergleicht: „Es werde Licht“ ist insofern eine Grundformel der Visualisierung.

Ein besonders weit getriebenes Modell der Anschauung hat die Philosophie des deutschen Idealismus vorgelegt. Sie wollte die anschauliche Erkennbarkeit nicht nur auf sinnlich gegebene Gegenstände begrenzt sehen, sondern auch auf das „Absolute“ ausdehnen (eines engen Verwandten der platonischen Ideen); diese Forderung war strategisch nötig, um der eigenen Philosophie den gleichen Geltungsanspruch wie einer Religion zu verschaffen. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling bedauert deshalb: „Ich wünschte mir *Platons* Sprache oder die seines Geistesverwandten, *Jacobis*, [eines zeitgenössischen idealistischen Philosophen] um das absolute, unwandelbare Sein von jeder bedingten, wandelbaren Existenz unterscheiden zu können. Aber ich sehe, daß diese Männer selbst, wenn sie vom Unwandelbaren, Übersinnlichen sprechen wollten, mit ihrer Sprache kämpften – und ich denke, daß jenes Absolute in uns durch kein bloßes Wort einer menschlichen Sprache gefesselt wird, und daß nur selbsterrungenes Anschauen des Intellektualen in uns dem Stückwerk unsrer Sprache zu Hilfe kommt“. „Intellektuale Anschauung“ ist der Zauberbegriff für Schelling wie für Fichte; für Kant wie die meisten anderen Philosophen ist das aber leider ein Widerspruch in sich selbst und letztlich eine Form von Wunschdenken: Das absolut gesetzte Ich möchte mit aller Gewalt zugleich sinnlich und übersinnlich erfahrbar sein und damit der Vergänglichkeit alles Nur-Sinnlichen enthoben werden. Ein bildgebendes Verfahren dafür wurde bisher abseits der Esoterik (die sehr von der Visualisierung des Übersinnlichen lebt) noch nicht entwickelt.

Erst mit den revolutionären technischen Entdeckungen und wissenschaftlichen Erfindungen des 19. Jahrhunderts wächst auch in der Philosophie ein Bewusstsein für die erweiterten Erkenntnismöglichkeiten durch gezielte Visualisierung. Der Wiener Mediziner und Philosoph Ernst Mach reflektiert die Anschauung ganz neu im Blick auf den technischen Fortschritt seiner Zeit: „Die Anschauung ist organisch älter und stärker fundiert, als das begriffliche Denken. Wir übersehen mit einem Blick die Plastik eines Terrains, bewegen uns ohne weiteres dem entsprechend, weichen einem rollenden Stein aus, reichen einem fallenden Gefährten die Hand, ergreifen einen uns interessierenden Gegenstand, ohne daß wir nötig haben, dies alles zu überlegen. An dem Anschaulichen entwickeln sich die ersten klaren Vorstellungen, die ersten Begriffe, das erste Denken. Wo es also immer möglich ist, das begriffliche Denken durch die Anschauung zu stärken, da wird dies mit Vorteil geschehen.“ Diese Möglichkeit sieht Mach nun vor allem in den bildgebenden Verfahren seiner Zeit gegeben: „Die graphischen Künste, insbesondere die Photographie und Stereoskopie

ermöglichen heute einen Reichtum von Anschauungen zu gewinnen, welcher vor einem halben Jahrhundert nur mit dem größten Aufwand zu erlangen war. Ferne Länder, deren Völkertypen und Architekturen, Szenen des tropischen Urwaldes und der eisigen Polargegenden treten mit gleicher Lebendigkeit vor unsere Augen. Die Farbenphotographie, der Kinematograph werden die Natürlichkeit noch steigern und der Phonograph wird auf akustischem Gebiete mit seinen optischen Vorbildern wetteifern. Die Wissenschaft hat auch die Mittel gefunden, Objekte, welche der natürlichen Anschauung unzugänglich sind, dennoch in das Gebiet derselben zu ziehen“. Allerdings, so Mach, sei es auch mit noch so guter Technik allein nicht getan; der Forscher benötige, ebenso wie der Künstler, auch eine ausgebildete Phantasie, um in „genialen Anordnungen“ die entscheidenden Experimente zu imaginieren und ihre Ergebnisse zu visualisieren; ein technisch noch so gutes Abbild allein macht noch keine neue Erkenntnis.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel hingegen hielt weiterhin mit aller Kraft am Begriff als Zentralmedium für die Philosophie fest, wohingegen er den „Schematismus“ und „Formalismus“ der sinnlichen Anschauung und des „tabellari-schen Verstandes“ in seiner *Phänomenologie des Geistes* aufs schärfste verurteilt: „Das Instrument dieses gleichtönigen Formalismus ist nicht schwerer zu handhaben als die Palette eines Malers, auf der sich nur zwei Farben befinden würden, etwa Rot und Grün, um mit jener eine Fläche anzufärben, wenn ein historisches Stück, mit dieser, wenn eine Landschaft verlangt wäre. – Es würde schwer zu entscheiden sein, was dabei größer ist, die Behaglichkeit, mit der alles, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden ist, mit solcher Farbenbrühe angetüncht wird, oder die Einbildung auf die Vortrefflichkeit dieses Universalmittels; die eine unterstützt die andere. Was diese Methode, allem Himmlischen und Irdischen, allen natürlichen und geistigen Gestalten die paar Bestimmungen des allgemeinen Schemas aufzukleben und auf diese Weise alles einzurangieren, hervorbringt, ist nichts Geringeres als ein sonnenklarer Bericht über den Organismus des Universums, nämlich eine Tabelle, die einem Skelette mit angeklebten Zettelchen oder den Reihen verschlossener Büchsen mit ihren aufgehefteten Etiketten in einer Gewürzkrämerbude gleicht, die so deutlich als das eine und das andere ist und die, wie dort von den Knochen Fleisch und Blut weggenommen, hier aber die eben auch nicht lebendige Sache in den Büchsen verborgen ist, auch das lebendige Wesen der Sache weggelassen oder verborgen hat“. Das Beispiel vom Einfärben erinnert lebhaft an heutige „bildgebende Verfahren“, die häufig mit eben diesem Mittel arbeiten; die Polemik richtet sich aber davon unabhängig vor allem gegen zu stark reduktionistische Verfahren, die das „eigene Leben des Begriffs“, das für Hegel das Wesen aller Philosophie ausmacht, nicht mehr in Bewegung setzen. Lebendigkeit wird hier also gerade nicht für das anschaulich-vereinfachende Vorstellen in Anspruch

genommen, ein lebendiger Begriff lässt sich für Hegel nur denken, nicht aber visualisieren, und wenn er dadurch komplizierter wird, ist das nicht eben schlechter.

Geradezu umgekehrt sieht die Sache Arthur Schopenhauer: Für ihn ist der gesamte menschliche Körper, der lebendige Organismus, eine Art Visualisierung des eigentlichen und letzten universellen Lebensprinzips, des Willens nämlich: „Der Wille, als das Ding an sich, macht das innere, wahre und unzerstörbare Wesen des Menschen aus: an sich selbst ist er jedoch bewußtlos. Denn das Bewußtseyn ist bedingt durch den Intellekt, und dieser ist ein bloßes Accidens unsers Wesens: denn er ist eine Funktion des Gehirns, welches, nebst den ihm anhängenden Nerven und Rückenmark, eine bloße Frucht, ein Produkt, ja, insofern ein Parasit des übrigen Organismus ist, als es nicht direkt eingreift in dessen inneres Getriebe, sondern dem Zweck der Selbsterhaltung bloß dadurch dient, daß es die Verhältnisse desselben zur Außenwelt regulirt. Der Organismus selbst hingegen ist die Sichtbarkeit, Objektivität, des individuellen Willens, das Bild desselben, wie es sich darstellt in eben jenem Gehirn“. Hätte der Mensch keinen sichtbaren Körper, könnte der unsichtbare Wille sich nicht selbst ausdrücken; so agiert er mit Hilfe des Nervensystems und des Gehirns, die für ihn eine Art Spiegel bilden, in dem er sich selbst beschauen kann. Letztlich ist das nicht so weit entfernt von dem alten mystischen Gedanken, dass die Welt ein Spiegelbild des allmächtigen Gottes ist, in dem dieser sich seiner Allmacht und seiner Allwissenheit entäußert hat und damit gleichzeitig sichtbar geworden ist wie sich selbst spiegeln kann: Die Welt als universaler Organismus gedacht visualisiert den allmächtigen Schöpfergott wie bei Schopenhauer das Nervensystem und das Gehirn den alles Leben bestimmenden Willen.

Einen der seltenen Versuche jedoch, ein wirklich im engeren Sinne bild- bzw. in diesem Fall tongebendes Verfahren für die philosophische Erkenntnis nützlich zu machen, hat ausgerechnet ein Dichter vorgelegt, und zwar ebenfalls angeregt durch neue technische Erfindungen. In einem kleinen Vortrag mit dem vielversprechenden Titel *Das Ur-Geräusch* (1919) stellt Rainer Maria Rilke sich folgende Versuchs-Anordnung am menschlichen Gehirn vor: „Die Kronennaht des Schädels hat – nehmen wirs an – eine gewisse Ähnlichkeit mit der dicht gewundenen Linie, die der Stift eines Phonographen in den empfangenden rotierenden Cylinder des Apparates eingrabbt. Wie nun, wenn man diesen Stift täuschte und ihn, wo er zurückzuleiten hat, über eine Spur lenkte, die nicht aus der graphischen Übersetzung eines Tones stammte, sondern ein an sich und natürlich Bestehendes –, gut: sprechen wirs nur aus: eben (z. B.) die Kronennaht wäre –: Was würde geschehen? Ein Ton müßte entstehen, eine Ton-Folge, eine Musik...“. Es geht also darum, aus einem zwar sichtbaren, aber nicht verständlichen Muster im menschlichen Gehirn mithilfe eines „tongebenden Verfahrens“ ein künstlerisches Geräusch zu erzeugen, dass die Essenz des Men-

schen hörbar macht – ein „Urgeräusch“ als Variante des platonischen „Urbildes“ sozusagen. Denn, so Rilke, das eigentliche Problem des Künstlers (und auch des Philosophen) ist die äußerst mangelhafte sinnliche Wahrnehmbarkeit der Welt im Allgemeinen, und zwar vor allem derjenigen Bereiche, die sich einer Visualisierung ebenso wie einer sinnlichen Erfassung durch den Gehör- oder Tastsinn entziehen, sei es wegen ihrer Komplexität, ihrer Unzugänglichkeit (wie die Kronennaht) oder ihres transzendenten Charakters: „Stellt man sich das gesamte Erfahrungsbereich der Welt, auch seine uns übertreffenden Gebiete, in einem vollen Kreise dar, so wird es sofort augenscheinlich, um wieviel größer die schwarzen Sektoren sind, die das uns Unerfahrbare bezeichnen, gemessen an den ungleichen lichten Ausschnitten, die den Scheinwerfern der Sensualität entsprechen“ (wobei hier auch die Scheinwerfer als bildgebende Instrumente betrachtet werden könnten). Um diese schwarzen Sektoren zu erhellen, sie einer sinnlichen Wahrnehmung zugänglich zu machen, bietet sich nach Rilke die Kunst eher als die Wissenschaft an, die immer auf die Krücken ihrer technischen bildgebenden Verfahren angewiesen bleibt: „Die Frage entsteht hier, ob die Arbeit des Forschers die Ausdehnung dieser Sektoren in der von uns angenommenen Ebene wesentlich zu erweitern vermag? Ob nicht die Erwerbung des Mikroskops, des Fernrohrs und so vieler, die Sinne nach oben oder unten verschiebender Vorrichtungen in eine *andere* Schichtung zu liegen kommen, da doch der meiste, so gewonnene Zuwachs sinnlich nicht durchdrungen, also nicht eigentlich »erlebt« werden kann.“ Die Kunst hingegen mit all ihrer Sichtbar-, Hörbar- und Fühlbarkeit wäre so gesehen das historisch älteste und vielleicht wichtigste bildgebende Verfahren ist, dass die Menschheit je entwickelt hat.

Das könnte am Ende auch für diejenigen Philosophen ein Trost sein, die sich eher als Verwandte der Künstler und Meister der Darstellung denn als Oberaufseher der Wissenschaften und Gralhüter des Begriffs verstanden haben. Eine moderne Philosophie der „Denkbilder“ für ein bilderversessenes Zeitalter wäre auf jeden Fall vorstellbar; und Peter Sloterdijks Philosophie der Sphären, Blasen und Schäume beruht nicht nur auf einer aufgeblasenen sprachlichen Metaphorik, sondern gibt mit ihrem umfangreichen Bildmaterial auch ein Beispiel eines ambitionierten philosophiegeschichtlichen Visualisierungsprojekts. Philosophie könnte insofern, abseits von Powerpoint-Illustrationen und didaktischen Schaubildchen in philosophischen Einführungswerken, zu einer neben „begriffsgenerierenden“ auch „bildgebenden“ Praxis werden, am besten nach einem berühmten Satz von Immanuel Kant aus der *Kritik der reinen Vernunft*, wenn man ihn denn in einem etwas erweiterten Sinne auch als Visualisierungsmaxime verstehen mag: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind“.

Wikipedia entstand, wie vergleichbare Erfolgsgeschichten der digitalen Welt (siehe auch *Netzwerke, soziale*), zunächst als eine Art Jux, als ein *fun project* des ehemaligen Doktoranden der Philosophie Larry Singer. Die technische Basis ist recht einfach. Der Inhalt des Lexikons ist, wie das gesamte WorldWideWeb, auf dem Prinzip des Hypertextes (HTML) aufgebaut: Die Einträge sind durch Verweise – die in den einzelnen Artikel graphisch hervorgehoben erscheinen – dicht miteinander vernetzt, so dass man von einem Artikel zum anderen springen oder „surfen“ kann. Die Lektüre verläuft damit nicht mehr linear von Seite zu Seite, vom Anfang über die Mitte bis zum Schluss eines Textes also. Der Benutzer kann vielmehr quer durch die Texte springen und sich von einem thematischen Ast zum nächsten hangeln – natürlich auch auf die Gefahr hin, sich dabei hoffnungslos im virtuellen Informationsdschungel zu verheddern. Durch die reiche Bebilderung der meisten Artikel (siehe auch *Visualisierung*) ist auch für optische Anregungen gesorgt; im Unterschied zur traditionellen Enzyklopädie profitiert Wikipedia dabei vom nahezu unbegrenzten (Speicher-)platz des WWW. Zudem sind inzwischen eine ganze Reihe nützlicher Schwesterprojekte entstanden wie das Wörterbuch *Wiktionary*, die Zitatensammlung *Wikiquote* oder die Bilddatenbank *Wikipedia Commons*. Beliebt und verbreitet sind auch Fanwikis zu den Klassikern der Unterhaltungsindustrie wie *Duckipedia*, *One Wiki to rule them all* (zu Tolkiens Monumentalepos *Herr der Ringe*; siehe auch *Star Trek*); größere Unternehmen haben eigene, firmeninterne Wikis. Für den flächendeckende Durchsetzung des Wiki-Gedankens spricht nicht zuletzt schließlich die Zahl der satirischen Wikis wie *Uncyclopedia* („der content-freien satirischen Enzyklopädie, in der jeder des Schreibens mächtige Benutzer editieren darf – es sei denn, der Server ist gerade wieder abgeraucht“), *Stupidedia* („Wissen Sie Bescheid? Nein? Wir auch nicht!“) oder *Kamelopedia* („eine unikate Enzyklopädie, deren Inhalte zwar gemeinfrei sind, nicht immer aber frei von Gemeinheiten“).

Wikipedia ist damit die aktuellste Variante der altehrwürdigen Enzyklopädie – dem Versuch, das Wissen einer Zeit in seiner Gesamtheit wiederzugeben. Bereits in der Antike entstanden die ersten Enzyklopädien, auch wenn die Wortzusammensetzung aus den griechischen Wörtern *enkyklios* (alltäglich, wiederkehrend, üblich) und *paideia* (Bildung, Lehre) eher eine Art allgemeinem Grundkurs, einem *studium generale* oder, neubildungsdeutsch, einem *bachelor of arts* entsprach. Sie waren nicht alphabetisch geordnet, sondern enthielten einen systematischen Überblick über ein möglichst großes Gebiet, wie beispielsweise die *Naturalis historia* von Plinius dem Älteren aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert: „zwanzigtausend merkwürdige Gegenstände, gesammelt durch das Lesen von etwa zweitausend Büchern, unter welchen erst wenige ihres schwierigen Inhalts wegen von den Gelehrten benutzt sind, von Hundert der besten Schriftsteller, habe ich in 36 Büchern zusammengefasst, dazu aber noch

vieles gefügt, wovon entweder unsere Vorfahren nichts wußten oder was das Leben erst später ermittelt hat“, so prahlt der Verfasser in seiner Widmung an den späteren römischen Kaiser Titus. In 2.493 Einzelkapiteln enthält das Werk einen Überblick über die belebte und unbelebte Welt, vom Tiefseefisch bis hin zum exotischen Fruchtbaum, von Ländern, Nationen und Seen und Bergen bis hin zu Metallen, Farben und Edelsteinen. Die Grenzen des Werkes sind die der Arbeitskraft eines einzelnen Mannes: Trotz kontinuierlicher Nacharbeit und seiner außerordentlichen Verehrung für den Kaiser sei auch er nur ein „bloßer Sterblicher“, zumal einer der „viele Pflichten“ (vgl. *burnout*) habe, entschuldigt sich Plinius.

Die eigentliche Blütezeit der Enzyklopädie jedoch wird das 18. Jahrhundert, die Zeit der Aufklärung mit ihrem Vertrauen in den Fortschritt der Menschheit durch immer mehr Wissen. 1728 erscheint in England die *Cyclopedia* (von „Abactor“ bis „Zythum“), herausgegeben und zu großen Teilen geschrieben immer noch von einem einzelnen Mann, Ephraim Chambers. Sie war die erste alphabetisch geordnete Enzyklopädie, die als Ersatz für die bisherige systematische Struktur den Querverweis erfand, der in der Wikipedia dann als Hyperlink zu seiner Vollendung gelangen wird. Den universalen Anspruch markiert bereits der Titel: „Cyclopedia [*sehr großgedruckt!*]: or, an universal dictionary, of Arts and Sciences; containing the Definitions of the Terms [*eine Nummer kleiner*]; and Accounts of the Things signify'd thereby, in the several Arts, both liberal and mechanical, and the several sciences, human and divine; [*und nun geht es ans Kleingedruckte*] The Figures, Kinds, Prosperties, Productions, Preparations, and Uses, of Things Natural and Artificial“ [*und nun lassen wir ein paar immer kleinere und kleinere Zeilen aus*] – endend bei einem Zitat aus den Klassikern, natürlich einer antiken Enzyklopädie, nämlich Lukrez: „Wie auf blumiger Trift die Bienen alles benaschen, / genauso wir“ – der Enzyklopäde als Honigsammler im unendlichen Reich des Wissens und der Technik.

Während Chambers bescheiden mit nur zwei dicken Bänden auskam, folgte kaum 30 Jahre später das wohl berühmteste enzyklopädische Großprojekt vor Wikipedia, die französische *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des art et des métiers* (von „A decouvertes“ bis „Zzuéné“), herausgegeben von den französischen Philosophen Denis Diderot und Jean d’Alembert. Ursprünglich begonnen als eine Übersetzung von Chambers *Cyclopedia*, wuchs sich das Projekt innerhalb von zwanzig Jahren auf siebzehn Textbände mit rund 18.000 Seiten, 71.818 Artikeln und elf eigenen Bildbänden aus; später folgten noch sieben Ergänzungsbände. Der Herausgeber Diderot selbst hat neben vielen anderen den umfangreichen Artikel „Enzyklopädie“ verfasst, in dem er das Unternehmen gegen seine Kritiker und mögliche Einwürfe rechtfertigt. Nach der obligatorischen Begriffserklärung kommt deshalb sogleich ein Absatz, der auf den zeitüberschreitenden Nutzen des universalen Unternehmens hinweist: „Tat-

sächlich zielt eine *Enzyklopädie* darauf ab, die auf der Erdoberfläche verstreuten Kenntnisse zu sammeln, das allgemeine System dieser Kenntnisse den Menschen darzulegen, mit denen wir zusammen leben, und es den nach uns kommenden Menschen zu überliefern, damit die Arbeit der vergangenen Jahrhunderte nicht nutzlos für die kommenden Jahrhunderte gewesen sei; damit unsere Enkel nicht nur gebildeter, sondern gleichzeitig auch tugendhafter und glücklicher werden, und damit wir nicht sterben, ohne uns um die Menschheit verdient gemacht zu haben“. Große Worte, die aber auch entsprechende Taten und eine umfangreiche Organisation (vgl. *Zeitmanagement*) verlangen: „Ein allumfassendes und wohldurchdachtes Wörterbuch der Wissenschaften und Künste kann also nicht das Werk eines einzigen Menschen sein“. Die *Encyclopédie* ist die erste Enzyklopädie, die von einem Autorenkollektiv verfasst wurde; zu ihren Autoren gehörten die berühmtesten Philosophen und Wissenschaftler der Zeit (z. B. die Philosophen Montesquieu, Voltaire und Rousseau). Der größte Teil der Fußarbeit wurde jedoch von eher unbekanntem Autoren der zweiten Reihe erledigt – in dieser Hinsicht ist die *Encyclopédie* bereits ein würdiger Vorläufer der „gemeinfreien“ Wikipedia.

Zwar versucht die *Encyclopédie* noch, den Zusammenhang des menschlichen Wissens beispielsweise in Form von Stammbäumen darzustellen (siehe auch *Visualisierung*); berühmter und einflussreicher wurde sie jedoch durch ihre sehr detaillierten Darstellungen des technischen Wissens ihrer Zeit sowie ihre starke meinungsbildende Wirkung – schon die Zeitgenossen sahen sie als eine der geistigen Quellen, aus denen sich die Französische Revolution wenig später speisen sollte. Insofern waren viele, und zwar gerade die philosophischen Artikel, nicht dem Wikipedia-Gesetz des „neutralen Standpunkts“ verpflichtet, sondern nahmen eine häufig materialistische, auf jeden Fall jedoch strikt aufklärerische Haltung ein. So weist auch Diderot im *Enzyklopädie*-Artikel eigens darauf hin, dass die Gemeinschaft der Gelehrten, die an diesem Menschheitsprojekt arbeitet, letztlich nicht durch Könige belohnt – „eine *Enzyklopädie* lässt sich nicht befehlen“ – oder durch Akademien befördert, sondern nur durch eine Art „intrinsische Motivation“ zusammengehalten werden kann: „das allgemeine Interesse der Menschheit und das Gefühl des gegenseitigen Wohlwollens“ (was man wiederum beinahe bruchlos in das Wikipedia-Prinzip der voraussetzenden „guten Absichten“ übersetzen kann). Das größte Problem sieht er dabei im letztlich unbeherrschbaren Anwachsen des Wissens bei seinen Zeitgenossen – „es gibt jetzt keine einigermaßen gebildete Frau, die nicht alle Fachausdrücke der Malerei, Bildhauerei, Architektur und schönen Literatur richtig anwendet“ –, und zwar nicht nur in technischer und wissenschaftlicher Hinsicht. Vielmehr geht es ihm vor allem um geistige und philosophische Entwicklungen im engeren Sinne: „Was ein solches Werk veraltet erscheinen lässt und es der Mißachtung preisgibt, ist aber vor allem die Umwälzung, die im Geist der

Menschen stattfindet. Heute, da die Philosophie mit großen Schritten vorwärtsschreitet und ihrer Herrschaft alle Gegenstände in ihrem Bereich unterwirft, da sie tonangebend ist und da man das Joch der Autorität und des Vorbilds abzuwerfen beginnt, um sich an die Gesetze der Vernunft zu halten, gibt es kaum noch ein elementares Lehrbuch, von dem man völlig befriedigt ist“ (siehe auch *Umfrage*). Die Revolution ist schon auf dem Wege, und die Philosophie trägt ihren Teil dazu bei.

Mit dem heroischen Akt der französische *Encyclopédie* schien jedoch das Potential der Idee zunächst erschöpft, auch wenn in Deutschland die Frühromantiker noch den einen oder anderen enzyklopädischen Einzelentwurf wagten (Novalis, *Allgemeines Brouillon*) und Hegel sich an einer *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* versuchte. Jean Paul bekrittelte hingegen: „In allen Wissenschaften stehen jetzo dicke Enzyklopädien, denn diese sind eben ins Enge geschraubte Bibliotheken, mobil gemachte Feldbibliotheken“ (was durchaus an die mobil gemachte Wissensvermittlung aus dem Netz erinnert, „wikiwiki!“). Nietzsche schlägt in die gleiche Kerbe: Enzyklopädien als reine Sammlungen von Wissen sind ein Zeichen der Dekadenz – „denn aus uns haben wir Modernen gar nichts; nur dadurch, daß wir uns mit fremden Zeiten, Sitten, Künsten, Philosophien, Religionen, Erkenntnissen anfallen und überfüllen, werden wir zu etwas Beachtenswertem, nämlich zu wandelnden Enzyklopädien, als welche uns vielleicht ein in unsere Zeit verschlagener Alt-Hellene ansprechen würde“. Derjenige, der den Vogel abschießt, ist jedoch wiederum ein Franzose, und zwar diesmal ein Literat: Für sein *Sottisier* hat Gustave Flaubert in über dreißig Jahren 3.800 Seiten mit Exzerpten aus wissenschaftlicher und sonstiger Literatur gesammelt, wörtliche Zitate, ausgewählt allein nach dem Kriterium besonderer Sinnlosigkeit und ungeordnet nebeneinandergestellt, eine Art früher *Stupidedia* sozusagen. In seinem *Wörterbuch der Gemeinplätze* (von „Abälard“ bis „Zypresse“), einem Teil daraus, heißt es denn auch unter dem Stichwort „Encyclopedie“: „Dagegen wettern. Mitleidig darüber lächeln, als ob es sich um einen alten Zopf handelt“. Eine Enzyklopädie kann für Flaubert nur noch ein immens lächerliches Projekt sein, so überflüssig wie ein Zopf an einer alten Allonge-Perücke–und er „wettern“ dagegen mit seiner „Universalenzyklopädie der menschlichen Dummheit“ (so Flaubert selbst über seine Textsammlung).

Man findet in jedem Augenblick, daß die Ausdrücke, die man am wenigsten versteht, zugleich die Ausdrücke sind, die man am häufigsten gebraucht“ (Diderot).



WINNETOU, literarische Figur aus der *Winnetou*-Trilogie (1893) und anderen Wildwest-Romanen von Karl May (1842-1912). Winnetou ist der fiktive Häuptling der im Nordosten von Mexico lebenden Mescalero-Apachen, sein Name bedeutet "Brennendes Wasser". Bei seinem ersten Auftreten ist er, genauso wie sein späterer Blutsbruder Old Shatterhand, etwas älter als fünfzig Jahre. Unzer trennlich mit ihm sind sein Pferd Iltschi, sein Gewehr, die "Silberbüchse", sowie seine Schwester Nscho-Tschi ("Schöner Tag"); erwähnt werden ebenso sein Vater Intschu-Schuna ("Gute Sonne"), niemals aber eine Mutter oder Geliebte oder Ehegattin. Das verwundert vor allem, weil Winnetou als außerordentlich schöner Mann beschrieben wird: breitschultrig und durchtrainiert, ein perfekter Kämpfer, Reiter und Schütze; mit langem schwarzem, schimmerndem Haar, immer wieder als "edel" und einmal sogar als "fast römisch" bezeichneten Gesichtszügen und nur matt hellbrauner Gesichtsfarbe, "küsslichen" (!) Lippen und "dunklen, sammetartigen Augen". Winnetou ist kein Mann vieler Worte (obwohl er neben mehreren indianischen Dialekten auch Englisch spricht, aber meistens sagt er nur "Howgh!"), aber edelmütig, tapfer, aufrichtig und opferbereit im Übermaß – im Verlauf der Romane wird er von seinem Erfinder immer mehr vom einfachen Indianerhäuptling zur deutlich europäisierten Ideal- und Lichtgestalt stilisiert. Und als er in der Erzählung *Winnetous Tod* schließlich sterben muss, bekennt er mit den letzten Atemzügen seinem Blutsbruder: "Schar-Iih, ich glaube an den Heiland. Winnetou ist ein Christ. Lebe wohl!"

Winnetou ist damit eine späte Verkörperung der Figur des "edlen Wilden". Der "noble savage" taucht als Wortprägung wahrscheinlich erstmals in John Drydens *The Conquest of Granada* (1672) für einen heldenhaften afrikanischen Mauren auf; im Französischen entspricht ihm der "bon sauvage". Doch bereits die Antike kannte die Idee eines idealen, unverdorbenen Naturzustandes der Menschheit, eines "goldenen Zeitalters", das in Arkadien angesiedelt wurde; ein extremes Kontrastmodell dazu bot die christliche Religion mit ihrem Konzept der Erbsünde und der Verdorbenheit des Menschen seit seiner Vertreibung aus dem Paradies. Die Idee eines "edlen Wilden" im engeren Sinne jedoch kam erst mit den Reiseberichten aus dem soeben (wieder-)entdeckten Amerika und anderen entfernten Weltgegenden ab dem 16. Jahrhundert auf. Sie steht also schon in ihrem Ursprung in engem Zusammenhang mit der Ausbreitung des europäischen Kolonialismus. So verfasste der spanische Soldat, Edelmann und Schriftsteller Alonso de Ercilla y Zúñiga (1533-1594) sein Hauptwerk *La Araucana*, das als Gründungsschrift der modernen Kolonialismuskritik gilt, nach seiner Teilnahme an einem Eroberungszug nach Peru, wo er persönlich Zeuge der dort verübten Gräueltaten an den Mapuche-Indianern wurde. Und der Held seines auf diesen Erlebnissen und Aufzeichnungen basierenden Romans ist ein früher Vorfahr Winnetous, der Indianerhäuptling Caupolican nämlich, der bereits zum edlen Wilden stilisiert wird. Ähnliche Berühmtheit erlangten dann im 18.

Jahrhundert die Reiseberichte von James Cook über seine Südseereisen, die besonders Tahiti zum neuen Arkadien verklärten. Sogar in Europa selbst fand man ein Volk "edler Wilder": Es lebte in den entlegenen Bergtälern der Schweiz und war seit Wilhelm Tell autonom, frei und von den Gefahren der Zivilisation unkorrupt geblieben.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen, dass der "edle Wilde" im Einzelnen durchaus unterschiedliche Gestalt annehmen kann. Sein wichtigster Grundzug ist allerdings seit der Antike festgelegt: Er lebt im unbewussten Einklang mit der Natur, die Gott (bzw. die Götter) geschaffen hat und die deshalb nicht anders als gut sein kann; sie bildet seine Lebensgrundlage, die er mit Ehrfurcht behandelt, pflegt und erhält, nicht aber beherrschen oder ausnutzen will. Da er keinerlei Zivilisationskrankheiten ausgesetzt ist, ist er nicht nur physisch gesund, kräftig und fruchtbar, sondern auch von natürlicher Schönheit. Er kennt weder soziale noch politische Zwänge, sondern lebt in völliger Freiheit und Selbstbestimmung in den Tag hinein; dazu kommt manchmal die sexuelle Freizügigkeit, wie sie Cook für die Bewohnerinnen von Tahiti beschrieb (nicht aber Karl May für Winnetou!). Als Kind der Natur hat der edle Wilde schließlich, und erst das macht ihn zu einem wirklich "edlen" Menschen, einen eingeborenen moralischen Sinn. Er ist unfähig zu Lüge und Verstellung, gerecht, großzügig, mitfühlend; mit seinesgleichen lebt er in einer großen Familie, frei von Hierarchien und Standesunterschieden (außer er ist ein Indianerhäuptling), Gesetze oder gar Strafen sind völlig unnötig. Bei all dem ist er zufrieden mit seinem Zustand und erstrebt keinerlei Verbesserung oder Veränderung.

Die philosophische Ausformulierung dieses Menschheits-Ideals wurde bereits seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Jean-Jacques Rousseau zugeschrieben, was aber nur zum Teil richtig ist. Zwar ist die Grundlage der Rousseauschen Anthropologie tatsächlich der von der Zivilisation unverdorbene Wilde, der völlig autonom von der Gesellschaft in der Natur lebt und nur seinen eigenen Instinkten folgt; dieser jedoch ist jenseits von gut noch böse. Und auch die Natur ist hier nicht die christliche der gütigen Vorsehung, sondern bereits die darwinsche des täglichen Kampfes ums Überleben, und zum Überleben muss man eher stark und grausam denn edelmütig und mitfühlend sein. Der Wilde ist bei Rousseau also nicht edel, sondern einfach wild – aber ohne dass das im Mindesten abwertend gemeint ist.

Reüssiert hat der edle Wilde auch weniger als philosophisches Modell, sondern eher als literarisches. Neben Zuñigas und Mays edelmütige Indianerhäuptlinge tritt *Oronoko, or the Royal Slave* (Aphra Behn, 1688), ein heldenhafter afrikanischer Königssohn, der einen Sklavenaufstand anführt, nach dessen Scheitern er nicht nur im Einverständnis mit ihr seine Geliebte Imoinda tötet, sondern sich selbst ein Stück Fleisch aus dem eigenen Hals schneidet und, als das immer noch nicht zum Sterben reicht, unter der Folter pfeife rauchend und oh-

ne Schmerzenslaut sein Leben aushaucht. Die sanftmütigere und ungleich bekanntere weibliche Variante ist Pocahontas, ebenfalls eine literarische Gestalt mit einem realen Vorbild: Sie war eine Häuptlingstochter aus Virginia (1595-1617), die während der Kämpfe zwischen den Indianern und den Engländern dem englischen Soldaten John Smith das Leben rettete, indem sie ihrem Vater ihr eigenes im Austausch anbot. Von den Engländern später gefangengenommen, konvertierte sie während ihrer Gefangenschaft zum Christentum, nahm den Namen Rebecca an, heiratete einen Tabakpflanzer und bekam einen Sohn mit ihm. Auf ihrer gemeinsamen Reise nach London wurde sie der englischen Gesellschaft als vorbildliche edle Wilde vorgeführt und erlangte Berühmtheit; vor ihrer Rückkehr nach Amerika starb sie jedoch aus ungeklärten Ursachen. Unsterblich wurde sie nach unzähligen literarischen Adaptionen endgültig mit dem Disney-*Pocahontas*-Film aus dem Jahr 1995, der jedoch ihre Geschichte nur bis zu ihrer heldenmütigen Aufopferung für John Smith erzählt; sie bleibt danach bei ihrem Stamm und lehnt den Heiratsantrag von Smith ab.

Die Aussparung des Schlusses der wahren Geschichte in der Disney-Version ist kein Zufall. Denn inzwischen hatte der Postkolonialismus den Mythos vom edlen Wilden gründlich dekonstruiert: Es handele sich dabei um ein verzerrtes Bild, das sich die überlegen dünkende europäische Zivilisation bewusst und hinterlistig von ihrem vermeintlichen Gegenteil, dem "Wilden", zurechtgebastelt habe, um sich selbst für überlegen zu deklarieren und damit die Verbrechen des Kolonialismus zu rechtfertigen (und falls die reale Pocahontas sich wirklich freiwillig diesem Muster angepasst hätte und eine brave christliche Ehefrau geworden wäre, hätte das gar nicht schön ins Bild gepasst). Im "edlen Wilden" konzentriert sich für die Postkolonialisten der europäische Ethnozentrismus: Mit der Zuschreibung des Attributes "wild" an das Andere, Fremde, Nicht-Europäische verstecke und veräußerliche der vermeintlich Zivilisierte nur seine eigene Wildheit. Und das "Edle" der Wilden setze der Konstruktion noch die Spitze auf, weil sie anderen Kulturen ihnen fremde Normen aufzwingen und die eigene Werthaltung zum Maß aller Dinge erkläre: Ein "Wilder" konnte demnach nur gut sein, wenn er hinreichend europäisiert, christianisiert und ästhetisiert wurde.

Tatsächlich hat die Ethnologie bisher noch kein Naturvolk gefunden, das allen Aspekten des Idealbildes entsprechen würde, und es ist auch nicht zu erwarten: Es hat ihn nie gegeben, den edlen Wilden, und noch nicht einmal in der neueren Science-Fiction-Literatur hat er noch Erben gefunden (aber vielleicht zehrt eine zweifellos rührend edelmütige Gestalt wie E.T. noch von fern von ihm?). Allerdings war das den meisten Autoren, die über ihn geschrieben haben, ziemlich sicher bewusst, und seinem vermeintlichen philosophischen Ahnherren Rousseau ganz sicher. Er war von Anfang an nicht als Realitätsabbild, sondern als konstruiertes Gegenbild gedacht, als eine Fiktion, die die Kri-

tik an der *eigenen* Zivilisation, die Defizite der *eigenen* Gesellschaft, die Legitimationsprobleme der *eigenen* Normen, die Schwächen der *eigenen* sozialen und politischen Institutionen veranschaulichen sollte – und eine Identitätskonstruktion ohne jegliche Gegenbilder, ohne Abgrenzung gegen Fremdes und Anderes (das dadurch ja nicht automatisch abgewertet wird!), bleibt notwendig unscharf, diffus, schwankend und damit letztlich wenig zur Identitätsstiftung tauglich. Zudem ist es zwar sicherlich zu verkraften, dass es keine Wilden mehr gibt (auch wenn es für die Literatur ziemlich schade ist). Aber ob der Verlust des "Edlen", durchaus als Bewertungsmaßstab im hohen moralischen Sinne verstanden, eine zivilisatorische Errungenschaft ist, erscheint angesichts der zunehmenden Brutalisierung aller gesellschaftlichen und politischen Konflikte doch sehr viel problematischer.



XXL (von lat. *extra*: außerhalb, besonders; engl. *large*: groß), Abkürzung für „extra extra large“. Ursprünglich verwendet für Konfektionsgrößen (Sondergrößen), wurde der Begriff in die Alltags- und Werbesprache übernommen und bezeichnet nun auch übergroße Restaurants, Möbelhäuser, Witzseiten, Fahrradhändler oder Dessousgeschäfte (besonders dicht ist die Google-Trefferquote im Bereich der Porno-Industrie). Dabei ist die Übergröße immer positiv konnotiert, was bei Konfektionsgrößen ja nicht unbedingt der Fall sein muss, wo als Ideal- und Modelgröße (vgl. *Casting*) vielmehr XXS (extra extra small) gilt. Trotzdem scheint eine gewisse Bewunderung von schierer Größe im Menschen angelegt zu sein – davon zeugen bereits die berühmten „Sieben Weltwunder“ der Antike mit dem übergroßen Koloss von Rhodos (siehe auch *Leuchtturm*) ebenso wie die angeblich zwölf Meter hohe und den Betrachter damit wahrlich einschüchternde Zeus-Statue des Phidias in Olympia (siehe auch *Jogging*). Heute frönt die Menschheit ihrem Größen-Wahn nicht nur in immer höheren und größeren Bauten, sondern auch den bisweilen bizarren Rekorden, die das *Guinness-Buch der Rekorde* seit 1955 aufzeichnet – das sich im Übrigen selbst ein kräftiges XXL verdient hat, ist es doch, nach Bibel und Koran, das weltweit am häufigsten verkaufte Buch. Und auch sprachlich hat sich unsere Bevorzugung der Größe vor ihrem unbeliebteren Gegenteil, der Kleinheit, deutlich niedergeschlagen: Wir bewundern Großartigkeit, Großherzigkeit, Großmütigkeit, Großzügigkeit – und verachten Kleinlichkeit, Kleingeistigkeit, Kleinbürgerlichkeit und alles Kleinkarierte (XXK, sozusagen).

Das Urbild aller Größe, ja der XXXX-L-Größe schlechthin, war lange Zeit selbstverständlich Gott, zu dessen bevorzugten physischen Attributen schon immer eine unendliche Ausdehnung gehörte; so preist z. B. Nikolas von Cues: „Bei dieser so bewundernswürdigen, verschiedenartigen Ordnung der Welt

sehen wir durch unser System, daß wir von allen Werken Gottes keine rationelle Einsicht erlangen, sondern nur staunen können, weil Gott groß und seiner Größe keine Grenze ist. Als die absolute Größe ist er von allen seinen Werken wie Urheber und Verständniß, so auch das Ziel. In ihm ist Alles, außer ihm nichts, er ist Anfang, Mitte und Ende von Allem, Centrum und Umkreis des Universums, und in Allem wird nur er gesucht, weil ohne ihn Alles nichts ist, mit ihm haben wir Alles, in ihm wissen wir Alles“ (siehe auch *All-inclusive*). Die Philosophie hingegen zeigte sich von Anfang an eher kritisch gegenüber schiefer Größe – eben wegen der mit ihr verbundenen, primär materiellen Konnotationen; demgegenüber betonte man feinsinnig gern die Relativität von Größenbezeichnungen jeglicher Art. Zwar gibt beispielsweise Boethius zunächst zu, dass der Alltagsverstand Größe durchaus zu schätzen wisse: „Körperliche Kraft und Größe scheint nämlich Macht zu gewährleisten, Schönheit und Zierlichkeit scheint Ansehen und Beliebtheit zu gewinnen, Gesundheit aber den vollsten Genuß des Lebens zu ermöglichen. Und in allen diesen Dingen, in Macht, Beliebtheit und Genuß erstrebt man eben die höchste Glückseligkeit“. Andererseits jedoch seien all diese Attribute denn doch sehr vergänglich und vor allem nicht das, was den Menschen eigentlich auszeichnet: „Wie klein und vergänglich ist endlich der Besitz desjenigen, der sich mit körperlichen Vorzügen brüestet! Kann er etwa den Elefanten an Größe, an Kraft den Stier und an Schnelligkeit den Tiger übertreffen?“ Und Seneca breitet ein besonders hübsches Beispiel in seiner *Trostschrift an seine Mutter Helvia* aus, die Geschichte vom berühmten Feinschmecker Apicius (der sehr wahrscheinlich eine maßgeschneiderte XXL-Toga trug), „welcher in derselben Stadt, aus der man einst die Philosophen als Verderber der Jugend hatte wegziehen heißen, als Lehrer der Kochkunst auftrat und mit seiner Wissenschaft den Zeitgeist ansteckte. Es lohnt der Mühe sein Ende kennen zu lernen. Nachdem er hundert Millionen Sesterzien auf die Küche verwendet, nachdem er so viele Geschenke der Großen und eine so ungeheure Summe, wie das Capitol erfordert, für jedes einzelne Gelage verschwendet hatte, übersah er, von Schulden erdrückt, nothgedrungen zum ersten Male seinen Haushalt, und da er herausrechnete, daß ihm [nur] zehn Millionen Sesterzien übrig blieben, so endete er sein Leben selbst mit Gift, als ob er nun ein äußerst hungriges Leben führen müßte, wenn er von zehn Millionen leben sollte. Wie groß war die Ueppigkeit eines Menschen, für den zehn Millionen Sesterzien Bettelarmuth waren! Nun glaube noch, daß es auf die Größe des Vermögens, nicht des Geistes ankomme“!

Die Relativität von Größenbegriffen führt auch eine zu Recht weltberühmte literarische Parabel des irischen Satirikers Jonathan Swift vor Augen: die Geschichte von Gulliver, dem englischen Schiffsarzt, den es zunächst in die Miniaturwelt der Liliputaner und dann in die Riesenwelt von Brobdingnag verschlägt. Wahrhaft ins Nachdenken kommt er dabei erst, als er selbst gegenüber

den Riesen zum Liliputaner geworden ist: „Ich dachte, wie drückend es für mich sein müsse, diesem Volke so unbedeutend zu erscheinen wie ein Liliputaner den Engländern“. Was die Philosophen mit ihrem Relativitätsgenörgel bestätigt: „Sicherlich ist die Behauptung der Philosophen, groß und klein seien nur Begriffe, die sich durch Vergleichung ergeben, vollkommen wahr. Das Schicksal kann vielleicht die Liliputaner irgendein Land auffinden lassen, wo die Menschen im Verhältnis zu ihnen ebensolche Diminutivgestalten sind wie sie im Vergleich mit mir“. Zudem wird Gulliver im Land der Riesen immer wieder damit konfrontiert, dass diese aus dem eigenen Vorzug der schieren Größe einen moralischen Wert ableiten und dieses Vorgehen gar wissenschaftlich untermauern: „Der Autor behandelte alle die gewöhnlichen Gemeinplätze europäischer Moralisten und zeigte, welch ein kleines, hilfloses und verächtliches Tier der Mensch, seiner eigenen Natur überlassen, sei, wie er sich nicht in einem rauhen Klima schützen und gegen die Wut wilder Tiere verteidigen könne; wie sehr ihn das eine Geschöpf an Kraft, das andere an Schnelligkeit, das dritte an Vorsicht, das vierte im Fleiße übertreffe. Er fügte hinzu: Die Natur sei in diesem letzten Zeitalter ganz entartet und könne jetzt, in Vergleich mit alten Zeiten, nur kleine Mißgeburten hervorbringen. Man müsse vernünftigerweise annehmen, das Menschengeschlecht sei nicht allein ursprünglich weit größer gewesen, sondern es habe in alten Zeiten auch Riesen gegeben; so wie dies durch Geschichte und Tradition behauptet werde, so sei es durch die ungeheuren Knochen und Schädel erwiesen, die man durch Zufall in den verschiedenen Teilen des Königreichs ausgrabe und deren Größe das gewöhnliche zusammengeschrumpfte Menschengeschlecht unserer Tage bei weitem übersteige. Der Verfasser glaubte, sogar die Naturgesetze erforderten, daß wir im Anfange größer und stärker gebaut und dem Untergange bei jedem Zufalle nicht so ausgesetzt gewesen wären, zum Beispiel durch einen vom Dache herunterfallenden Ziegel, durch kleine, von bösen Buben geworfene Steine oder durch Hineinfallen in ein Loch“. Demgegenüber argumentiert Gulliver nun selbst, aus Erfahrung klug geworden, mit der Relativität der Begriffe von Groß und Klein, die er ebenfalls durch Beispiele aus der Tierwelt illustriert: „Eines Tages nahm ich mir die Freiheit, Seiner Majestät zu sagen, die Verachtung, die er gegen Europa und die übrige Welt hege, entspreche nicht den ausgezeichneten Geistes eigenschaften, die er besitze. Vernunft vermehre sich nicht durch die Größe des Körpers; wir bemerkten im Gegenteil, daß Personen von hohem Wuchse am wenigsten Verstand besitzen; unter allen Tieren ständen die Bienen und Ameisen im Rufe eines größeren Fleißes und Scharfsinns als manche der größeren Geschlechter“ (siehe auch . Der König lässt sich gar ein wenig überzeugen von dieser nicht ganz interesselosen Argumentation seines Hofzwerge; gleichwohl kann Gulliver letztlich sowohl im Land der Zwerge als auch in dem der Riesen nur als eine Monstrosität für das Kuriositätenkabinett, ein „Spiel der

Natur“, existieren: Ein allzu großes XXL ist ebenso wenig lebensstauglich wie ein allzu kleines XXS.

Eine Sonderrolle spielt die Größe allerdings in der Ästhetik: Dort heißt sie seit Immanuel Kant „das Erhabene“ und ist ein positives ästhetisches Urteil. In der *Kritik der Urteilskraft* erläutert Kant zunächst sein Konzept des sogenannten „Mathematisch-Erhabenen“. Man könne zum einen von Dingen sagen, sie seien „groß“ – damit verwende man aber, siehe oben, einen Vergleichsbegriff: „Wie groß es aber sei, erfordert jederzeit etwas anderes, welches auch Größe ist, zu seinem Maße“. Man könne zum anderen aber auch sagen, etwas sei „schlecht-hin groß“: Dann meinen wir keinen mathematisch-relativen Begriff der Größe, sondern einen ästhetischen, der aus unserem subjektiven Urteil resultiert und das große Objekt zu einem erhabenen Gegenstand macht. Das erläutert Kant vor allem an großen Phänomenen der Natur: der Weite des Meeres, dem wilden Hochgebirge. Ihnen gegenüber empfinden wir nach Kant nicht nur instinktiv Bewunderung, sondern sie führen uns – gullivermäßig sozusagen – auch unsere eigene Kleinheit vor Augen, demütigen uns also in unserer physischen Existenz als Kleinlebewesen. Dadurch allerdings, dass wir diese uns übersteigende Größe als solche in einem freien Vernunftakt überhaupt erkennen können, fühlen wir uns geistig und ästhetisch wieder erhoben: Um ein XXL zu erkennen und nicht davor in die Knie zu sinken wie vor dem Zeus des Phidias, muss man ihm etwas Entsprechendes entgegensetzen können. Das in dieser Dynamik entstandene Mischgefühl von physischer Unterlegenheit bei geistiger Gleichwertigkeit kennzeichnet das „Erhabene“; und es ist nach Kant eben keine reine Wirkung schierer, nicht relativer-Größe, sondern ein Produkt unserer eigenen ästhetischen Urteilskraft: „Man sieht hieraus auch, daß die wahre Erhabenheit nur im Gemüte des Urteilenden, nicht in dem Naturobjekte, dessen Beurteilung diese Stimmung desselben veranlaßt, müsse gesucht werden. Wer wollte auch ungestaltete Gebirgsmassen, in wilder Unordnung über einander getürmt, mit ihren Eispyramiden, oder die düstere tobende See, u. s. w. erhaben nennen? Aber das Gemüt fühlt sich in seiner eigenen Beurteilung gehoben“. *Big is beautiful* – aber nur dann, wenn wir es in einem ästhetischen Bewusstseinsakt so bewerten. Bekanntlich empfand Kant für genau zwei Dinge unendliche Bewunderung, nämlich den „bestirnten Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir“ (und damit sozusagen für ein rein physisches und ein rein geistiges XXL).

Die das Normalmass übersteigende moralische Größe, das XXL-Heldentum sozusagen, ist natürlich ebenfalls ein bleibender Gegenstand der Bewunderung. Friedrich Schiller, ein großer Anhänger der Theorie des Erhabenen und Gestalter einiger XXL-Helden im Guten wie im Bösen, machte eine Art Rechnung zwischen dem Prototyp des moralisch und charakterlich Großen – dem „Idealisten“ – und dem auf Normalgröße bestehenden, die Größe skeptisch beäu-

genden „Realisten“ auf: „Wenn sich der Realist, auch in seinem moralischen Handeln, einer physischen Notwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, so muß der Idealist einen Schwung nehmen, er muß augenblicklich seine Natur exaltieren, und er vermag nichts, als insofern er begeistert ist. Alsdann freilich vermag er auch desto mehr, und sein Betragen wird einen Charakter der Hoheit und Größe zeigen, den man in den Handlungen des Realisten vergeblich sucht. Aber das wirkliche Leben ist keineswegs geschickt, jene Begeisterung in ihm zu wecken, und noch viel weniger, sie gleichförmig zu nähren. Gegen das Absolutgroße, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Absolutkleine des einzelnen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu starken Absatz“. Wir sympathisieren deshalb mit dem „Großen“, dem XXL-Charakter, mit seiner Begeisterung, seinem Überschwang, seiner Verachtung des kleinlichen Alltags und der kleinkarierten Normalität (XXK). Aber wir halten es im Leben dann doch meist lieber mit dem Realisten, denn der Idealist ist wenig zuverlässig und kann gelegentlich vor lauter Größe das Kleine nicht mehr sehen, dass doch in unserem Leben so häufig dominiert: „So geschieht es denn nicht selten, daß er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung übersieht und, von einem Maximum erfüllt, das Minimum verabsäumt, aus dem allein doch alles Große in der Wirklichkeit erwächst“. Das Kleine kann das Große sein, das Große kann das Kleine sein – letztlich, so Schiller unterm Schlusstrich, brauchen wir beides, im Leben und in der Kunst. Das ist jedoch nicht, wie so oft missverstanden, ein Plädoyer für den gefahrlosen Mittelweg, der jeden, egal ob es passt oder nicht, in Konfektionsgröße „M“ (lat. für *medium*) stecken will (siehe auch *Cool*). Vielmehr kommt es darauf an abzuwägen, wann man idealistische Größe XXL zeigen muss, und wann vielleicht doch besser realistisches Normalmass M – es muss ja schließlich nicht jeder mit einem eigenen Größen-Längen-Breiten-Höhen-Rekord im *Guinness-Buch der Rekorde* vertreten sein, und angesichts der größten Seifenblase oder des allergrößten *BigMac* besinnt sich der Philosoph dann vielleicht doch lieber auf seine eigene, nicht-messbare, innere Größe (den XXPh-Wert, sozusagen).



YETI, (tibetanisch) ein Fabelwesen im Himalaya-Gebirge; den meisten Berichten zufolge soll es etwa zwei bis drei Meter groß, von menschenähnlicher Gestalt, mit dunklen Zotteln behaart und mit besonders großen Füßen ausgestattet sein (gemessen wurden Fußabdrücke bis zu 43 cm Länge; siehe auch XXL). Die ersten Berichte über einen angeblichen „Schneemenschen“ stammen von einem Reisenden aus dem Jahr 1832; im Jahr 1889 wurden erstmals die berühmten Fußabdrücke festgehalten. Seitdem mehren sich die Sichtungen proportional zur Anzahl der Himalaya-Trekking-Touristen (siehe auch *All-inclusive*), unter

ihnen so berühmte wie Sir Edmund Hilary (1953) und Reinhold Messner (1986). Messner verfasste auch ein vielgelesenes Buch über den Yeti, in dem er die These vertrat, dass es sich um den *Ursus arktos* handelt, eine scheue, nachtaktive und akut vom Aussterben bedrohte Bärenart (vgl. *Artenvielfalt*), die offensichtlich extrem kontaktscheu ist, aber auf großem Fuß lebt. Andere Wissenschaftler vermuten nach der DANN-Analyse eines angeblichen Yeti-Haares eine Mischgattung von Orang-Utan und Mensch.

Der Yeti könnte demnach eines der berühmten *missing links* zwischen verschiedenen Gattungen in der großen *chain of being* sein: Von einer „Kette der Wesen“, einer *scala natura*, sprach schon Aristoteles in seiner Zoologie (siehe auch *Quantensprung*). Mit deren exotischeren Seitenarmen beschäftigt sich heute die sogenannte „Kryptozoologie“ (von *kryptos*, griech. verborgen, und *zoon*, Lebewesen). Kryptozoologen gehen davon aus, dass es neben den etwa 1,5 Millionen bekannten Tierarten noch viele weitere unentdeckte gibt; sie interessieren sich dabei aber nicht so sehr für die unendlichen Käfervariationen im sechsfüßigen Insektenreich oder die gänzlich fußlosen Geschöpfe der Tiefsee (die auch nach Meinung seriöser Zoologen wahrscheinlich noch Millionen unentdeckter Arten bergen), sondern für unbekannte Großtiere. Als ordentliche Biologen haben sie auch eine Klassifikation für das Kryptische entwickelt: Man unterscheidet zwischen (1) schlechthin bisher unbekanntem Tieren, von denen allenfalls die diversen Mythologien Spuren überliefern (ein reales Einhorn, beispielsweise, vielleicht mit besonders großen Hufen); potentiell ausgestorbenen Tieren (2) (Flugsauriern, von denen man ja vielleicht doch noch einen entdecken könnte, schließlich hat man den Quastenflosser oder den Komodowaran ja auch erst ziemlich spät gefunden); Tieren, die bekannten Arten zwar ähneln, aber sich auch durch wesentliche Merkmale von ihnen unterscheiden (3) (den Waldelefant beispielsweise, ein weiterer Großfüßler); bekannten Tieren in untypischen Gegenden, *out of place*“, wie der Kryptozoologe sagt (4) (also Tigern in London, von denen der *urban myth* häufig berichtet), und schließlich den allerreinsten Kryptiden schlechthin (5): Tieren, die bekannt und gesichtet und klassifiziert sind, aber derer man bisher allen Anstrengungen zum Trotz nicht habhaft werden konnte (dazu zählte eine Zeit lang ein so apartes Tier wie das Okapi, von dem man zwar Fotos hatte, aber kein lebendes Exemplar). Beim Yeti handelt es sich also um ein Wesen zwischen (1), (3) und (5); je nachdem, wieviel Glauben man den überlieferten Spuren schenkt: Es könnte sich um reine tibetische Dämonologie handeln (1); oder um ein Wesen, das zwar affen-, bären- oder menschenähnlich ist, sich aber von allen drei Spezies durch wichtige Merkmale unterscheidet (aufrechter Gang, Fell, Schuhgröße; 3) oder eben um ein Wesen, von dem Spuren überliefert sind (Fußabdrücke, Haare), das sich aber der ordentlichen wissenschaftlichen Klassifikation auf seinen großen Füßen bisher heimtückisch entzogen hat (5). *Out of place* wäre der Yeti hingegen

außerhalb der eisigen Höhenwelt des Himalayas so ziemlich überall, außer vielleicht bei einem Besuch bei Reinhold Messner in seinem Südtiroler Schloss.

Ähnliche Fabel- und Mischwesen wie der Yeti bevölkern alle volkstümlichen Mythologien von Urzeiten an und im Volksglauben bis heute: Vom bocksfüßigen Satyr bis zu den Pferdemenchen der Zentauren, vom bayerischen Wolpertinger bis zum norddeutschen Meermann Ekke Nekkepenn, vom leichenfressenden Dämon Ghul bis zum bei Vollmond sich verwandelnden Werwolf, vom amerikanischen Yeti-Verwandten Bigfoot bis zur japanischen Schneefrau Yuki Onna (nicht zu verwechseln mit Yoko Ono, vgl. *Kult*). In ihren bedrohlicheren Formen, von denen seit langem eine ganze Unterhaltungsbranche gut lebt, treten sie auf als Drachen und Lindwürmer, Vampire und Zombies, Golem oder Dschinn; die freundlichen Formen hingegen sind zahlenmäßig deutlich unterlegen, was einiges über die menschliche Phantasie aussagt. Die Berichte über Fabelwesen wie den Yeti scheinen jedoch eine anthropologische Konstante zu sein; von ihnen berichten seit der Antike die diversen Berichte von Reisenden in fremde und exotische Länder mit besonderer Vorliebe. Sie bedienen damit natürlich in erster Linie die Sensationslust ihrer Leser, die von jeher nicht so sehr an den kulturellen Errungenschaften fremder Zivilisationen (siehe auch *Star Trek*) interessiert waren als vielmehr an Grusel- und Gespenstergeschichten, was schon Thomas Morus beklagt: „Nach den Ungeheuern fragten wir nicht weiter, die nichts Neues mehr an sich hatten. Denn Schrecknisse wie die Scylla, menschenfresserische Lästrygonen [ersteres ein Unterwasserungeheuer, letzteres ein Riesenvolk, beide aus der homerischen *Odyssee*] und derlei unglaubliche Monstra findet man fast überall, heilsame und weise Satzungen der Bürger jedoch durchaus nicht so“ (*Utopia*).

Besonders für die Denker des 18. Jahrhunderts waren die Erfindungen der Mythologie zwar eine notwendige Stufe der menschlichen Frühentwicklung; durch die Aufklärung jedoch sollten sie ein- für allemal überwunden werden. Johann Gottfried Herder, der sich im Rahmen seiner umfangreichen kulturgeschichtlichen und ethnologischen Studien intensiv mit den Mythologien der Völker, überliefert in den diversen Reiseberichten aufklärerischer Forschungsreisender, auseinander gesetzt hat, resümiert: „Wie viele Fabeln der Alten von menschlichen Ungeheuern und Mißgestalten haben sich durch das Licht der Geschichte bereits verloren! Und wo irgend die Sage noch Reste davon wiederholt, bin ich gewiß, daß auch diese bei hellerm Licht der Untersuchung sich zur schönern Wahrheit aufklären werden“. Vom großfüßigen Yeti hat er zwar nichts gehört, besondere Aufmerksamkeit widmet aber auch er dem *missing link* vom Affen zum Menschen: „Den Orang-Utang kennet man jetzt und weiß, daß er weder zur Menschheit noch zur Sprache ein Recht hat; durch eine sorgfältigere Nachricht von den Orang-Kubub und Orang-Guhu auf Borneo, Sumatra und den Nikobar-Inseln werden sich auch die geschwänzten Waldmenschen

verlieren. Die Menschen mit den verkehrten Füßen auf Malakka, die wahrscheinlich rachitische Zwergnation auf Madagaskar, die weiblich gekleideten Männer in Florida u. f. verdienen eine gleiche Berichtigung, wie solche bisher schon die Albinos, die Dondos, die Patagonen, die Schürzen der Hottentottinnen erhalten haben. Männer, denen es gelingt, Mängel aus der Schöpfung, Lügen aus unserm Gedächtnis und Entehrungen aus unsrer Natur zu vertreiben, sind im Reich der Wahrheit das, was die Heroen der Fabel für die erste Welt waren: sie vermindern die Ungeheuer auf Erden“. Zu ihrer jeweiligen Zeit und im richtigen kulturellen Kontext (vgl. *Multikulti*) allerdings haben die diversen Fabelwesen der Weltkulturen für Herder durchaus ihre Berechtigung: „die Mythologie jedes Volks ist ein Abdruck der eigentlichen Art, wie es die Natur ansah, insonderheit ob es, seinem Klima und Genius nach, mehr Gutes oder Übel in derselben fand und wie es sich etwa das eine durch das andre zu erklären suchte. Auch in den wildesten Strichen also und in den mißratensten Zügen ist sie ein philosophischer Versuch der menschlichen Seele, die, ehe sie aufwacht, träumt und gern in ihrer Kindheit bleibt“. Insofern steht auch Reinhold Messner noch in dieser altehrwürdigen, kulturell aufgeklärten Tradition, die jedem Volk seine eigenen Dämonen zugesteht und damit auch dem Yeti ein Lebensrecht verschafft – sofern er ordnungsgemäß im Reich der tibetischen Mythologie bleibt jedenfalls, dort seine psychohygienischen Wirkungen auf die Volksseele ausübt und nicht versehentlich einem Heroen der Aufklärung oder einem Kryptozoologen in die Arme läuft.

Problematisch sind nämlich bereits für die aufklärerischen Philosophen Grenzüberschreitungen, besonders zum Menschen: Was wäre denn, wenn der Yeti nun doch mit seinen bekanntermaßen großen Füßen durch das Mount-Everest-Basislager trampelte und dabei den ein oder anderen Trekker in den Boden stampfte? Gehörte er unter Artenschutz? Oder ist er gar so menschenähnlich, dass man über seine Menschenrechte nachdenken müsste? John Locke erwägt in Vertretung überparteilicher Ethikkommissionen: „Wer möchte die Art bestimmen, zu der das bei *Licetus*, Buch I., Kap. 3, erwähnte Ungeheuer mit einem Menschenkopf und einem Schweinsleib gehörte? oder jene mit dem Leib eines Menschen und dem Kopf eines Hundes oder Pferdes, oder eines andern Thieres? Hätte ein solches Geschöpf noch überdem leben und sprechen können, so wäre diese Frage noch weit schwieriger geworden. Wäre das Obertheil bis zur Mitte von menschlicher Gestalt, und das Untere wie bei einem Schwein gewesen, würde da dessen Tödtung ein Mord gewesen sein? Und hätte man da den Bischof fragen müssen, ob es zur Taufe zu verstaten sei? Etwas Aehnliches ereignete sich, wie man mir erzählt hat, vor einigen Jahren in Frankreich. So unsicher sind für uns die Grenzen der Arten der Geschöpfe; sie können nur nach den von uns verbundenen Vorstellungen bemessen werden, und man ist weit von der sichern Kenntniss, was der Mensch ist, entfernt“. Wann wäre der

Yeti also ein Mensch? Wenn er eine „vernünftige Seele“ hat, das ist für John Locke als Vertreter der Aufklärung ziemlich klar; aber woran erkennt man nun eine vernünftige Seele? Locke führt das Gedankenexperiment sozusagen umgekehrt weiter: „Der wohlgestaltete Wechselbalg [der Abkömmling einer Hexe und des Teufels] ist ein Mensch, hat eine vernünftige Seele, wenn sie auch sich nicht zeigt; dies ist unzweifelhaft, sagt man. Machen wir aber die Ohren ein wenig länger und spitzer und die Nase etwas flacher als gewöhnlich, beginnt man zu stutzen; wird das Gesicht noch schmaler, platter und länger, so ist man in Zweifel; fügt man nun noch mehr und mehr hinzu, was ihn dem Thiere ähnlicher macht, und wird der Kopf genau der eines Thieres, dann ist es auf einmal ein Ungeheuer, und es ist erwiesen, dass es keine vernünftige Seele hat und zerstört werden muss. Wo ist hier (frage ich) die Grenze, bei der die Gestalt keine vernünftige Seele mehr hat?“ Ist sie vielleicht bei einer Schuhgröße von 43 Zentimetern? (die europäische Schuhgrößenskala endet bei Größe 49 und 32 Zentimetern, auch wenn sich die durchschnittliche Fußgröße unserer Nachkömmlinge inzwischen rasant den Yeti-Maßen annähert).

Der Yeti wirft jedoch nicht nur biologische und moralische Fragen auf, sondern auch im engeren geschichtsphilosophische. So entwirft Friedrich Wilhelm Joseph Schelling auf den Spuren der Herderschen Kulturgeschichte eine eigene „Philosophie der Mythologie“, die sich auf die menschliche Frühgeschichte vor aller historischen Überlieferung bezieht: „Nimmt man Geschichte im weitesten Sinn, so ist die Philosophie der Mythologie selbst der erste, also notwendigste und unumgänglichste Teil einer Philosophie der Geschichte“. Die Dämonen, Misch- und Fabelwesen stehen damit – sei es großfüßig auf eisigen Bergen, katzenäugig in der ägyptischen Wüste oder lindwurmgeringelt bei den germanischen Heiden – am Beginn aller auch menschlichen Geschichte; sie bilden zwar einen „dunklen Raum“, der jedoch vom mutigen Geschichtsphilosophen betreten werden kann und nach Schelling auch betreten werden muss, um der menschlichen Geschichte einen definitiven Anfang setzen zu können.

Die Jugendfreunde Schelling, Hegel und Hölderlin waren auf ihrem Stübchen im Tübinger Stift, fern von Yeti, Sphinx und Lindwurm sogar noch weiter gegangen: Die zukünftige Philosophie des Geistes, die sie in ihrer gemeinsamen Jugendschrift, dem *Ältesten Systemprogramm des deutschen Idealismus*, entwarfen, könne überhaupt nur eine „ästhetische Philosophie“ sein. Deren Vorbild ist die „sinnliche Religion“, die auch für diejenigen Menschen zugänglich ist, die zum Reich der Ideen gemeinhin keinen Zugang finden, weil „ihnen alles dunkel ist, sobald es über Tabellen und Register hinausgeht“. So, wie der „große Haufe“ eine anschauliche, handgreifliche Religion brauche, benötige der Philosoph der Zukunft, auch und gerade als Idealist Philosoph, eine sinnlich-anschauliche Philosophie (siehe auch *Visualisierung*). Diese jedoch könne nur eine „neue Mythologie“ sein, eine „Mythologie der Vernunft“ nämlich: „Ehe wir die Ideen

ästhetisch, d. h. mythologisch machen, haben sie für das *Volk* kein Interesse; und umgekehrt, ehe die Mythologie vernünftig ist, muß sich der Philosoph ihrer schämen. So müssen endlich Aufgeklärte und Unaufgeklärte sich die Hand reichen, die Mythologie muß philosophisch werden und das Volk vernünftig, und die Philosophie muß mythologisch werden, um die Philosophen sinnlich zu machen. Dann herrscht ewige Einheit unter uns“. Eine schöne Vision, zweifelsohne, und das einzige, was fehlt, ist ihr Messias: „Ein höherer Geist, vom Himmel gesandt, muß diese neue Religion unter uns stiften, sie wird das letzte, größte Werk der Menschheit sein“. Offensichtlich ist dieser neue Messias bisher jedoch noch nicht eingetroffen, und die „Mythologie der Vernunft“ wurde derweil durch eine „Mythologie des Konsums“ für die meisten im Fußvolk mehr als hinreichend ersetzt. Könnte aber der Yeti wohl gar der gesuchte neue Messias sein? Seine großen Füße würden dann auf den Fortschritt der philosophischen Ideen, seine aufrechte Gestalt auf seinen starken Geist, sein zotteliges Fell auf die innerliche Wärme, seine Übergröße insgesamt auf eine über sich selbst hinausgewachsene Menschheit hindeuten, die auch in den eisigsten Regionen des Geistes (siehe auch *Cool*) heimisch ist. Vielleicht aber ist er auch nur eine Projektion unaussprechlicher menschlicher Urängste, und der einsame Bergwanderer mag besser an Nietzsche denn an Schelling denken, wenn er den großen Fußabdrücken zu weit folgt: „Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehn, daß er nicht dabei zum Ungeheuer wird. Und wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein“ (*Jenseits von Gut und Böse*).



ZEHN GEBOTE, DIE: Gebote und Verbote des Gottes JHWH an sein auserwähltes Volk, die Israeliten, die er Moses auf dem Berg Sinai auf zwei Steintafeln diktiert hat (die genaue Überlieferungsgeschichte wie auch der Wortlaut unterscheiden sich geringfügig, da es zwei Quellen im Alten Testament gibt, nämlich Exodus 20, 2-17, und Deuteronomium 5, 6-21). *Historisch* gesehen markieren die Zehn Gebote den Beginn des Monotheismus als prinzipiell neues Religionsmodell nach den antiken und frühkulturellen Polytheismen: Wie JHWH gleich einleitend deutlich macht, ist er nicht nur der einzige Gott, sondern auch ein „eifersüchtiger“ Gott, der keine anderen Götter neben sich duldet. *Juristisch* gesehen bilden die Zehn Gebote eine Art Gründungsurkunde Israels durch einen Vertrag, den JHWH mit seinem auserwählten Volk abschließt, und der darauf basiert, dass er allein die Israeliten aus der Sklaverei in Ägypten befreit hat und nun ins gelobte Land führt, wo fortan die von ihm verkündeten Gesetze gelten sollen. Als *moralischer* Kompass sind sie in die christlichen Tugend- und Lasterkataloge eingegangen, und Generationen haben sie im Konfirmationsun-

terricht auswendig gelernt. Und sie waren und sind bis heute *kulturprägend*: Berühmte Maler und Bildhauer haben dargestellt, wie ein imponierender Moses mit zwei bizarren Hörnern auf der zorngeschwellten Stirn massive Steintafeln stemmt; im 20. Jahrhundert sind sie mehrfach filmisch umgesetzt worden, und auch Vertonungen gibt es, von Bach bis hin zu den Toten Hosen (*Die zehn Gebote* auf der Sammlungen *Opium fürs Volk*).

Dass die Zehn Gebote ausgerechnet zehn sind, wird gemeinhin entweder zahlenmystisch oder mnemotechnisch begründet: Was man an seinen zehn Fingern abzählen kann, prägt sich einfach besser ein, und mehr kann sich sowieso keiner merken. Symbolisch steht die Zahl 10 für die Vollkommenheit: Sie ist die Basis des Dezimalsystems; sie ist die Summe aus den ersten vier Zahlen sowie die Summe der ersten Primzahlen. Zehn an der Zahl waren die Plagen, die der zornige Gott JHWH über die Ägypter kommen ließ, damit sie sein auserwähltes Volk endlich gehen ließen; das römische Zeichen X für zehn ist gleichzeitig der griechische Buchstabe chi (X), der gemeinsam mit dem rho (P) das sogenannte Christus-Monogramm bildet. Die Reihe ließe sich fortsetzen, das Ergebnis bleibt das gleiche: Zehn ist die perfekte Zahl schlechthin.

Dass die Zehn *Gebote* darüber hinaus eigentlich in der Mehrzahl *Verbote* sind, macht spätestens die massive „du-sollst-nicht“-Reihung der zweiten Hälfte des Dekalogs, die sogenannte „Sozialtafel“, deutlich: nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht falsch Zeugnis reden, nicht verlangen nach des Nächsten diversen Gütern. Demgegenüber beziehen sich die ersten Gebote, die sogenannte „Kulttafel“, nicht weniger streng auf das Verhältnis des Gläubigen zu Gott und die genaue Art, wie er zu ehren ist: nämlich allein und einzig, ohne Abbildung und durch die Ruhe am siebten Tag, an dem auch Gott selbst bekanntlich von seiner Schöpfung ausruhte. Ansonsten macht der sprachlich rigide Charakter hinreichend deutlich, was Gott von seinem auserwählten Volk forthin erwartet: absoluten Gehorsam und eisernes moralisches Durchhaltevermögen gegenüber den offensichtlich schon damals allgegenwärtigen Versuchungen von Vielgötterei, Respektlosigkeit, Gewalt, Betrug, Neid und Wollust.

Die Zehn Gebote sind insofern eine Art moralisches ABC des Juden- und des Christentums bis heute, auch wenn man sie heute sicherlich anders formulieren müsste. Da wäre zum ersten das Problem mit dem Gottesbild: Hier spricht unüberhörbar ein autoritärer Herrscher mit massivem Alleinvertretungsanspruch, also kein multikulturell toleranter, womöglich gar weiblicher Gott. Als erstes erteilt er ein Bilderverbot – was zum Glück von der Tradition frühzeitig und massiv missachtet wurde, da es im Kern kreativitäts- und kulturfeindlich ist. Zudem vertritt er ein überholtes Konzept von kleinbürgerlicher Kernfamilie, das weiterhin rein autoritär begründet ist (immerhin ist aber auch die Mutter und nicht nur der Familienpatriarch zu ehren). Das Sabbatgebot wird zwar allgemein gern angenommen, dient aber weithin nur noch der Heiligung des un-

gestörten Ausschlafens. Wenn wir kategorisch nicht mehr „des Nächsten Gut“ begehren würden, würde die Wirtschaft zumindest in den wachstumshörigen Industriestaaten wohl ziemlich schnell kollabieren. Und das wahrscheinlich konsensfähigste und historisch scheinbar am wenigsten wandelbare Gebot, das fünfte, wird gemeinhin leider falsch überliefert und memoriert: Im Hebräischen ist nämlich gar nicht davon die Rede, dass man nicht „töten“ solle, was unerwünschte pazifistische Nebenwirkungen hätte, die der zornige und rach- nicht weniger als eifersüchtige Gott JHWH kaum gebilligt hätte. Es heißt vielmehr, man solle nicht hinterrücks morden (worunter heutzutage, auch wenn sie von oben und nicht von hinten kommen, immerhin ziemlich sicher Drohnen fallen). Unabhängig von allen Feinheiten der theologischen Auslegung und den inzwischen jahrtausendelangen Streitigkeiten darüber hat es deshalb seinen guten Grund, dass schon im Neuen Testament von den Zehn Geboten als ehernen Gesetzestafeln nicht mehr die Rede ist, sondern die eher allgemeinen und dem Zeitgeist flexibler anzupassenden Werte der Gottes- und Nächstenliebe an ihre Stelle treten.

Angesichts der zeitlichen und kulturellen Distanz, die unsere Zeit von dem zornigen und eifersüchtigen Gott der Israeliten, eines einfachen, nomadischen Hirtenvolkes im Orient, trennt, sind inzwischen zahllose Varianten der Zehn Gebote entstanden. Sie alle zehren von der quasi-magischen Aura der Zehnzahl ebenso wie von der seit Kindesbeinen vertrauten Vorstellung von steinernen, bedeutungsschweren Tafeln. Als historisch wenig erfolgreich haben sich allerdings die „Zehn Gebote für den neuen sozialistischen Menschen“ (verkündet von Walter Ulbricht im Jahr 1958; Motto: Die sozialistische Internationale ist unser Gott) erwiesen, die immerhin auch konservative Werte wie Vaterlandsliebe, Schutz des Volkseigentums, Arbeitsdisziplin, Sauberkeit und Anständigkeit in der Familie predigen. Am beliebtesten sind vielmehr die diversen humanistischen Varianten mit meist agnostischem Einschlag. Dazu gehören z.B. die pazifistisch inspirierten Zehn Gebote des Philosophen Bertrand Russell, die vor allem selbständiges Denken, universalen Zweifel, Kritik von Autoritäten und Orientierung an der Wahrheit fordern (Motto: das Denken ist unser Gott); oder die „Zehn Angebote“ des Evolutionären Humanismus (propagiert werden Fairness, Aufklärung, Humanität, Kritik, aber auch Lebensgenuss; Motto: das Ideal der Humanität ist unser Gott). Andere Kataloge beziehen stärker ökologische Aspekte ein, wie beispielsweise die in mehreren Sprachen in große Granitblöcke gemeißelten Zehn Gebote der sogenannten *Georgia Guidestones* (Motto: das Ökosystem ist unser Gott), die nicht nur eine weise Regelung der Fortpflanzung fordern, orientiert am Gleichgewicht der Natur, sondern auch - bisher leider ebenso erfolglos wie die Regulierung des ungehinderten Bevölkerungswachstums: „Vermeide belanglose Gesetze und unnütze Beamte!“

Am besten trifft den Geist der Neuzeit aber vielleicht die ironische Variante, nämlich die Acht Gebote des Fliegenden Spaghettimonsters in der Religion des Pastafarianismus (eine Schöpfung des amerikanischen Physikers Bobby Henderson; Motto: Niemand ist Gott). Sie beginnen nicht mit dem erhobenen „Du-Sollst“-Zeigefinger des eifersüchtigen JHWH, sondern nuscheln daher: „Mir wär’s wirklich lieber“ – niemand auf die „nudlige Güte“ als einzige Religion zu verpflichten (1); Religion als Vorwand für Unterdrückung zu benutzen (2); Menschen anhand ihres Äußeren zu beurteilen (3); bei sexuellen Praktiken eine Peinlichkeitsgrenze zu respektieren (4); nicht frauenfeindlich zu sein (5); Geld besser für humanitäre Projekte als zum Bau von kirchlichen Palästen zu verwenden (6); nicht damit zu prahlen, dass Gott zu einem persönlich gesprochen hat („Nimm dich mal zurück!“; 7); andere nicht so zu behandeln, wie man selbst nicht behandelt werden möchte (mit der Ausnahme von im Konsens vereinbarten Sexualpraktiken; 8).

Aber warum eigentlich nur acht? Dafür hat schon Monty Pythons „Moses“-Film eine Erklärung vorgeschlagen: Wenn man sich mit Gesetzestafeln überlädt, zerdeppern sie halt leicht (ursprünglich waren es nach Monty Python nämlich drei Tafel damals auf dem Sinai, also 15 Gebote, aber das konnte nicht mal der athletische Moses stemmen). Die ernsthaft-ironische Erklärung wäre aber wohl: um sich gezielt von der überhöhten Zehnzahl zu distanzieren (das Spaghettimonster würde sagen: „Mir wärs echt lieber, wenn ihr nicht immer so auf runde Zahlen fixiert wärt!“). Und nicht ganz zufällig formuliert das achte Gebot eine der unzähligen Varianten der uralten „Goldenen Regel“ (deren etwas kompliziertere Fassung beispielsweise Kant in seinen „Kategorischen Imperativ“ gegossen hat): Was du nicht willst, das man dir tu, das füg’ auch keinem anderen zu. Das jedoch wäre letztlich auch die bessere, genauer: universälere Begründung für die Ur-Zehn-Gebote: Da wir alle selbst nicht verachtet, getötet, bestohlen, betrogen, belogen werden wollen, lassen wir es einfach auch bei unseren Mitmenschen sein. Aus Eigennutz. Oder Gemeinnutz (der Witz der „Goldenen Regel“ ist: Beides ist das gleiche, jedenfalls wenn wir nicht Robinson Crusoe sind). Oder damit das Spaghettimonster sich über uns freut. Und für alle diejenigen, die weder bis zehn noch bis acht zählen können und denen die „Goldene Regel“ immer noch zu schwierig ist, möge gelten, was Thomas Mann in seiner Erzählung „Das Gesetz“ Moses sagen lässt: „Ich weiß wohl, und Gott weiß es im voraus, daß seine Gebote nicht werden gehalten werden; und wird verstoßen werden gegen die Worte immer und überall. Doch eiskalt ums Herz soll es wenigstens jedem werden, der eines bricht, weil sie doch auch in sein Fleisch und Blut geschrieben sind und er wohl weiß, die Worte gelten“.



ZICKENKRIEG, seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts gebräuchliche Beschreibung für die öffentliche Auseinandersetzung zweier Frauen, die ihre jeweilige Position lautstark mit verbaler (und nur im Extremfall auch körperlicher) Gewalt verteidigen, abgeleitet von der älteren Beschimpfung eigensinniger, überspannter oder arroganter Frauen als „Zicken“ („Zimtzicke“, „Meckerziege“), wohl unter Bezug auf das allgemein als unangenehm empfundene Meckern von Ziegen. Der Begriff hat sich vor allem wegen der zunehmenden Beliebtheit von Model-Shows (siehe auch *Reality TV*) verbreitet, bei der vermeintlich „sachkundige“ Gutachter oder Publikums-Jurys die Kandidatinnen aufeinanderhetzen, um die niederen Instinkte des Publikums und die Lust an der Bosheit zu bedienen und damit die Einschaltquoten (vgl. *Quote*) zu steigern. Das männliche Äquivalent dazu ist der „Hahnenkampf“, der sich von der natürlichen Aggressionsbereitschaft junger Hähne ableitet. Um es kurz zu fassen: Aufgeplusterte, selbstverliebte und auf vor allem gleichaltrige Artgenossen aggressiv reagierende Männer sind Hähne; aufgeputzte, launische und auf wiederum vor allem gleichaltrige Artgenossinnen aggressiv reagierende Frauen sind Zicken. Eine Paarung zwischen beiden scheint schwer vorstellbar und evolutionär wenig erfolgversprechend – weshalb sich das geschlechterspezifische Revierverhalten auch sinnvollerweise nur auf gleichgeschlechtliche Konkurrenzverhältnisse bezieht.

Die Vorgängerin der „Neuen Zicke“ zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist das zänkische Weib, dessen Urmodell in einer Nebenrolle der antiken Philosophie überliefert ist: Sokrates' Ehefrau Xanthippe ist zum Kollektivnamen für eine ganze Gattung von Frauen geworden. Ihr Name setzt sich aus den griechischen Bestandteilen *xanthos* (gelblich, blond) und *hippos* (Pferd) zusammen: Xanthippe könnte also gleichzeitig auch das Vorbild für Blondinenwitze und für Stutenbissigkeit (siehe unten) gewesen sein. Leider sind aus dem Athen des 5. vorchristlichen Jahrhunderts keine Videos überliefert, die Xanthippe in Aktion zeigen („Athen sucht das Supermodel“); ihr übler Leumund geht allein auf die schriftliche Überlieferung – natürlich von Männern – zurück, beispielsweise des Xenophon, eines Schülers des Sokrates. In dessen *Symposion* wird Sokrates, nachdem er ein energisches Plädoyer für die Frauenerziehung abgegeben hat, gefragt: „Wenn du dieser Meinung bist, Sokrates, sagte Antisthenes, wie kommt es daß du die Probe nicht an deiner Xanthippe machst, sondern dich mit einer Frau behilfst, die unter allen lebenden, ja, meines Bedünkens, unter allen die ehemals gelebt haben und künftig leben werden, die unerträglichste ist. Das geschieht aus der nämlichen Ursache, versetzte Sokrates, warum diejenigen, welche gute Reiter werden wollen, sich nicht die sanftesten und lenksamsten Pferde, sondern lieber wilde und unbändige anschaffen; denn sie denken, wenn sie diese im Zaum zu halten vermöchten, werde es ihnen ein leichtes sein, mit allen andern fertig zu werden. Gerade so machte ichs auch, da ich die Kunst mit

den Menschen umzugehen zu meinem Hauptgeschäfte machen wollte: ich legte mir diese Frau zu, weil ich gewiß war, wenn ich sie ertragen könnte, würde ich mich leicht in alle anderen Menschen finden können.“ Dass hier wieder von Pferden die Rede ist, mag nur ein Zufall sein; der Kern der Aussage jedoch ist durchaus produktiv: Vom Umgang mit Zicken kann Mann fürs Leben nur lernen. Insofern ist Sokrates' Verhältnis zu seiner Xanthippe weit entfernt von jener Weiberfeindschaft, die spätere Philosophen auch im Zickenkrieg eine Bestätigung ihrer prinzipiellen Ablehnung aller Weiblichkeit sehen ließen – so der notorische Frauenhasser Friedrich Nietzsche in *Jenseits von Gut und Böse*: „Zuletzt stelle ich die Frage: hat jemals ein Weib selber schon einem Weibskopfe Tiefe, einem Weibsherzen Gerechtigkeit zugestanden? Und ist es nicht wahr, daß, im Großen gerechnet, ‚das Weib‘ bisher vom Weibe selbst am meisten mißachtet wurde – und ganz und gar nicht von uns? – Wir Männer wünschen, daß das Weib nicht fortfahre, sich durch Aufklärung zu kompromittieren“. Die Zicke schweige, wo auch immer.

Ein weiteres Beispiel aus der Antike zeigt, dass einer der Gründe für den Zickenkrieg schon immer das leidige Thema der Schönheitskonkurrenz war. Als der griechische Götterverein wieder einmal zu einer Hochzeit eingeladen ist, wurde versehentlich – oder vielleicht auch nicht? – Eris, die Göttin der Zwietracht, nicht eingeladen. Sie rächte sich als echte Zicke, indem sie einen goldenen Apfel mit der Aufschrift *kallisti* (der schönsten) in die gesellige Runde warf – und prompt stürzen sich Venus (die allseits bekannte Göttin der Liebe), Pallas Athene (die jungfräuliche Lieblingstochter des Jupiters und die Göttin der Weisheit sowie des Kampfes) und Hera (die leidgeprüfte Gemahlin des Jupiter und Schutzherrin aller Ehefrauen) gleichzeitig darauf. Der Göttervater Jupiter, zickenerprobt, zieht sich aus der Affäre, indem er den schönen Paris, einen unschuldigen Menschenjüngling, zum Richter macht. Und schon beginnt das schönste *Casting*, begleitet von den üblichen Verbalinjurien, die der griechische Satiriker Lukian in seinem 20. *Göttergespräch* folgendermaßen wiedergibt:

PARIS. Wie ich's haben will? Wenn das ist, so will ich sie nackend sehen.

MERKUR. Die Damen werden sich also gefallen lassen, die Kleider abzulegen: ich will indes anderswohin sehen.

VENUS. Recht schön, Paris! – Ich bin gleich die erste, die sich ohne Bedenken entkleidet, damit du sehest, daß ich nicht bloß ‚weiße Ellenbogen‘ habe oder mir auf ein ‚paar große Augen‘ viel einbilde, sondern daß ich überall gleich schön bin.

PALLAS. Vor allem andern, o Paris, laß sie ihren Gürtel ablegen, denn sie ist eine Zauberin und könnte dir leicht mit Hülfe desselben ein Blendwerk vor die Augen machen; auch hätte sie sich nicht so mächtig verschönern und so viel Weiß und Rot auflegen sollen, daß sie einer wirklichen Kurtisane gleichsieht, sondern ihre Schönheit ungekünstelt und natürlich lassen

sollen wie sie ist.

PARIS. Sie haben recht, was den Gürtel betrifft; also weg damit!

VENUS. Und warum legst denn du, Minerva, nicht auch deine Sturmhaube ab und zeigst dich mit bloßem Kopfe, sondern schüttelst den Federbusch so, als ob du den Richter schrecken wolltest? Fürchtest du etwa, deine wasserblauen Augen möchten ohne das Furchtbare, das sie von deinem Helm entlehnen, keine sonderliche Wirkung tun?

PALLAS *den Helm ablegend*. Da siehst du mich ohne diesen Helm!

VENUS *den Gürtel ablegend*. Da siehst du mich ohne den Gürtel.

JUNO. Nun, so zaudern wir nicht länger! *Sie entkleiden sich*.

Leider geht es auch bei diesem antiken *Casting* nicht ganz mit rechten Dingen zu: Jede der drei Damen verspricht dem Richter eine andere Belohnung, und Paris entscheidet sich natürlich für die Liebe, nämlich die Schönste aller Sterblichen, Helena (leider schon anderweitig verheiratet) – mit den bekannten Folgen für Troja, die griechische Zivilisation und die Weltliteratur.

Zwei weitere Zickenkriege haben es zu Ruhm in ihren jeweiligen Nationalliteraturen gebracht. Der eine entstammt der germanischen Mythologie: Kriemhild, die schöne Gattin Siegfrieds, zankt sich mit Brunhild, der nicht nur schönen, sondern auch starken Gattin von Gunther. Man trifft sich beim Kirchengang vor dem Wormser Dom, und man streitet sich, wer zuerst die Kirche betreten darf, wie es das unbestreitbare Vorrecht der Ranghöheren ist (eigentlich geht es natürlich darum, wer den besten, schönsten und stärksten Mann hat). Die Auseinandersetzung führt erst zu empfindlichen persönlichen Beleidigungen – „Kebsweib“, „Mannweib“ – und wird schließlich handgreiflich; der düstere Hagen kommentiert abschließend (so in Friedrich Hebbels Version des germanischen Zickenkriegs, dem *Nibelungen*-Drama):

Jetzt bringe nur
Die Weiber auseinander, die noch immer
Die Schlangenkämme wieder sträuben können,
Wenn sie zu früh sich in die Augen sehn.

Wie das Ganze endet, ist ebenfalls bekannt: Die beleidigte Brunhild fordert den Tod Siegfrieds; die Nibelungen gehen unter, und der Schatz ist für immer verloren. Man sollte Zickenkriege in ihren welthistorischen Konsequenzen nicht unterschätzen.

Das beweist auch das englische Äquivalent, der Streit der beiden Halbschwwestern Maria Stuart (Königin von Schottland) und Elisabeth Tudor (Königin von England) nämlich, wie ihn Friedrich Schiller in seiner Tragödie *Maria Stuart* schildert. Das Muster ist wiederum ganz ähnlich: Vordergründig geht es um nichts weniger als die Königskrone; ausgetragen wird der Kampf aber, als sich die beiden Rivalinnen im dritten Akt endlich gegenüberstehen, über per-

sönliche Argumente. Die „jungfräuliche Königin“ Elisabeth I. wirft der attraktiveren Nebenbuhlerin ihre Liebesgeschichten vor und wird dann im Wortsinn „gemein“:

ELISABETH *sieht sie lange mit einem Blick stolzer Verachtung an.*

Das also sind die Reizungen, Lord Leicester,
Die ungestraft kein Mann erblickt, daneben
Kein andres Weib sich wagen darf zu stellen!
Fürwahr! *Der Ruhm war wohlfeil zu erlangen,*
Es kostet nichts, die *allgemeine Schönheit*
Zu sein, als die *gemeine* sein für *alle!*

MARIA.

Das ist zuviel!

Auch hier führt das Ganze zu keinem guten Ende, zumindest für die eine der beiden: Maria Stuart wird wegen Hochverrats geköpft. Ihre Halbschwester Elisabeth überlebt sie zwar um 16 Jahre, am Ende wird sie jedoch neben Maria in Westminster Abbey begraben, der (im Original lateinische) Grabspruch verbindet die beiden feindlichen Schwestern endgültig für die Ewigkeit:

Partner beide in Thron und Grab,
hier ruhen wir zwei Schwestern,
Elisabeth und Maria,
in der Hoffnung auf die Auferstehung.

Und der Sohn Maria Stuarts wird als König Jakob I. der erste gemeinsame König von England und Schottland – ein später schottischer Sieg im britischen Zickenkrieg.

Gekrönte Zicken findet man heute nur noch wenige – was aber eher mit der schwindenden Anzahl an Königinnen als grundlegenden anthropologischen Veränderungen in der Bewertung von kämpferischer Weiblichkeit zu tun hat; an ihre Stellen sind die eher kurzlebigen Quotenköniginnen getreten. Zunehmend öffentliche Beachtung findet hingegen das dem Zickenkrieg verwandte Phänomen der „Stutenbissigkeit“: Die Leitstute, die ihre führende Position in der Herde gegen andere Stuten mit Bissen verteidigt – konkurrierende Hengste pflegen hingegen zu treten –, ist zum Spiegelbild der Karriere-Zicke geworden, die ihre führende Position im Wirtschaftsleben mit allen Mitteln vor allem gegen weibliche Konkurrentinnen durchsetzen will. Mit ihren streitbaren Vorgängerinnen verbindet sie, wie auch die Geschichte der Zickenkriege zeigt, vor allem ein Wahrnehmungsproblem: Streitende Frauen sind nicht sexy – außer es handelt sich um Schlammcatchen, die im Wortsinn schmutzige Variante des Zickenkriegs. Neues weibliches Selbstbewusstsein zeigt sich hingegen in der Adaptation des Geschlechter-Klischees nach dem Motto: „Ich bin eine Zicke – und das ist auch gut so!“